



universität
wien

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

„Konstruktionen von Urbanität und Identität
in Frankfurt am Main um 1980“

Verfasser

Ulrich Martin Stauffacher

angestrebter akademischer Grad

Magister der Philosophie (Mag. Phil.)

Wien, 2010

Studienkennzahl lt. Studienblatt:

A 315

Studienrichtung lt. Studienblatt:

Kunstgeschichte

Betreuerin / Betreuer:

Univ. Prof. Dr. Robert Stalla

Danksagung

Mein Dank für das Gelingen dieser Arbeit gilt Univ.-Prof. Dr. Robert Stalla, für die wissenschaftliche Betreuung und konstruktive Kritik, meinen Eltern und allen die mich während der Entstehung der Arbeit begleitet und unterstützt haben.

Einleitung	1
Forschungsstand	3
I. Die Entwicklung des Städtebaus in der Nachkriegszeit und die Stadtkritik.....	5
I.1. Der Wiederaufbau und die ‹gegliederte und aufgelockerte Stadt›.....	5
I.2. Urbanität durch Dichte in der autogerechten Stadt.....	9
I.3. Die Siebziger – Partizipative Planung und behutsamere Sanierung.....	13
II. Die Postmoderne und die Stadt – Strategien zur Wiedererlangung von Identität und Erkennbarkeit	17
II.1. Der postmoderne Zustand.....	17
II.2. Postmoderne Architektur – Suche nach dem neuen Bild	18
II.2.1. Abstraktion und Sinnentleerung	19
II.2.2. Postmoderne Architektur – Kommunikation und Vergegenständlichung?	22
II.2.3. Architektonische Entwicklung – Theorien	24
Die amerikanische Postmodernetheorie: Venturi.....	25
Charles Moore und das Zitat der Vergangenheit	27
Aldo Rossi und die Architektur der Stadt	28
II.2.4. Postmoderner Städtebau	30
II.3. Vergangenheitsbewusstsein, das Denkmalschutzjahr und die Folgen	34
II.3.1. Eine Zukunft für die Vergangenheit (ermöglichen)... ..	34
II.3.2. ...oder eine Vergangenheit für die Zukunft schaffen? Fragen der Rekonstruktion ..	37
Rekonstruktion und Original.....	37
Die Nachkriegsdebatte	39
Postmoderne Rekonstruktionen – Die Gegenwart der Vergangenheit.....	41
Geschichtspolitik und Komplexitätsreduktion	43
II.4. Urbanität und Identität im Postmodernen Städtebau	47
II.4.1. Was ist Urbanität und was bedeutet diese Vorstellung für den Städtebau?	47
Geschichte und Wandlung der Definition.....	47
Urbanität im Diskurs um 1980	50
II.4.2. Identität und ‹Heimat› in der Stadt.....	53

III. Versuche der Schaffung von Urbanität und Identität in Frankfurt a. M.: Fallbeispiele	59
III.1. Die Entwicklung der Stadt Frankfurt	59
III.1.1. Machtwechsel mit Folgen: Die politische Situation nach 1977.....	63
III.2. Wiederentdeckung des öffentlichen Raums: Fußgängerzonen in der Innenstadt	65
III.2.1. Die Zeil – «Da ist jedes Köstliche zu sehen, und es herrscht der Erde Gott, das Geld».	66
III.3. Rekonstruktion und Re-Enactment von Stadt – Bauen zwischen Dom und «Römer» ...	70
III.3.1. Die wechselhafte Geschichte der Überbauung des Dom-Römerberg Bereichs...	70
III.3.2. Wettbewerb 1979: Rekonstruktion, Re-Enactment und Großform – Postmoderner Städtebau auf historischem Grund	71
III.3.3. Rekonstruktion	73
Die Schaffung historischer Identität	76
III.3.4. Re-Enactment von Altstadt	80
Urbanität geschaffen?	82
III.4. Kulturstadt statt «Bankfurt» – Das Museumsufer als kulturelles Gegengewicht	84
III.4.1. Das Museumsufer	85
III.4.2. Postmoderne Leistungsschau und Identität als Kulturstadt	90
IV. Résumé – Wege zur Urbanität und zu einer vielschichtigen Identität.....	95
Anhang.....	101
Anhang A: Literaturverzeichnis.....	101
Anhang B: Abbildungen	113
Anhang C: Abbildungsnachweis.....	143
Anhang D: Abstract	145
Anhang E: Lebenslauf.....	147

Einleitung

In den siebziger Jahren hatte die Unzufriedenheit mit der Moderne und ihren Auswirkungen einen Höhepunkt erreicht. Die ‹Grenzen des Wachstums›¹ wurden immer stärker sichtbar und wahrnehmbar und die auf dem Glauben an den Fortschritt und eine zu erschaffende bessere Zukunft basierende Ideologie verlor zunehmend an Glaubwürdigkeit. In Anbetracht der gebauten Umwelt nach dem Wiederaufbau und drei Jahrzehnten modernen Städtebaus war auch die Unzufriedenheit mit der Architektur der Moderne und der Gestalt, welche die Städte angenommen hatten, gewachsen. Die meisten größeren Städte Deutschlands waren im zweiten Weltkrieg nahezu vollständig zerstört worden und die Stadtplaner hatten im Wiederaufbau die Möglichkeit, die im Wesentlichen vor dem Krieg erarbeiteten Grundsätze modernen Städtebaus umzusetzen, genutzt. Infolge der oft sehr konsequenten Umsetzung moderner Ideale waren auch die teils negativen Auswirkungen dieser Form der Stadtplanung besonders deutlich feststellbar und die Kritik an der ‹Unwirtlichkeit unserer Städte›², die Alexander Mitscherlich in seiner vielbeachteten Publikation feststellte, nahm stetig zu. In den siebziger Jahren beklagten Kritiker der Stadtgestalt vor allem die Verwechselbarkeit der Bauten aufgrund der geographisch-regionaleen und geschichtlichen Bezugslosigkeit der Architektur, das Primat des motorisierten Verkehrs in der Planung und die Unmenschlichkeit der Städte aufgrund des Verlusts des menschlichen Maßstabs in der Planung. Daraus folgte die Feststellung eines Urbanitäts- und Identitätsverlustes der Stadt, oder gar eines Verlusts der Stadt an sich.³ Es entstand ein Verlangen nach vermeintlich ‹echter Urbanität›, für die immer stärker die vormoderne Stadt als Vorbild diente.

Eine Reaktion auf das festgestellte Versagen moderner Architektur war die Entstehung der architektonischen Postmoderne, wie sie von Charles Jencks 1975 erstmals festgestellt wurde.⁴ Es sollte nun Vielfältigkeit im Ausdruck und den Formen angestrebt werden. Diese Vielfältigkeit sollte durch die Überwindung des reinen Funktionalismus und die Kontextualisierung der Architektur, die sich den Einflüssen von Geschichte und Umgebung öffnen sollte, erreicht werden. Die Architektur wurde zunehmend als Mittel der Kommunikation aufgefasst, wodurch das Ornament, aber auch die Bauformen der Vergangenheit, stärker in den Blickpunkt rückten. Durch diese Veränderungen sollte die Sprache der Architektur wieder mehr dem Empfinden der Menschen angenähert werden und dadurch Identität und Erkennbarkeit der Städte gefördert werden.

¹ MEADOWS 1972

² MITSCHERLICH 1965

³ So erschien beispielsweise 1971 ein Heft des Spiegels unter dem Titel ‹Sind unsere Städte noch zu retten?›. SPIEGEL 24/1971

⁴ JENCKS 1975

Als Reaktion auf deren konstatierten Verlust, wurde in Frankfurt am Main um 1980 der Versuch unternommen Urbanität und Identität zu schaffen, in der Hoffnung dadurch die Stadt neu zu beleben und ihr Vorteile in der härter werdenden Städtekonkurrenz zu verschaffen. Gerade Frankfurt hatte zu dieser Zeit einen eher schlechten Ruf, galt als trostlose Dienstleistungsstadt ohne Lebensqualität. Mittels städtebaulichen und architektonischen Interventionen sollte diesem Umstand nun Abhilfe geschaffen werden. Einen ersten Schwerpunkt bildete dabei der Versuch der Wiederbelebung des öffentlichen Raums durch dessen Ausrichtung auf die Bedürfnisse der Fußgänger. Dies stand im Zusammenhang mit dem Urbanitätskonzept der siebziger Jahre, nach dem das rege öffentliche Leben in der Stadt als Voraussetzung für die Entstehung von Urbanität betrachtet wurde. Eine zweite Strategie zur Schaffung von Urbanität und Identität bestand in der (Re-)Konstruktion lokaler Geschichte und historischer Stadtformen durch den Wiederaufbau der im Krieg zerstörten Ostzeile des Römerbergs und die Nachempfindung der ehemaligen Stadtstruktur an der Saalgasse. Die Rekonstruktion und auch die freiere Aufnahme von überlieferten Bauformen im Rahmen postmoderner Architektur stehen im Zusammenhang mit allgemeinen Tendenzen einer verstärkten Zuwendung zur Vergangenheit, die sich unter anderem im Europäischen Denkmalschutzjahr 1975 und der Blüte der Stadtgeschichtsvereine manifestierte. Die städtische Kulturinitiative zu Beginn der achtziger Jahre war ein weiterer Versuch der Konstruktion von Urbanität und Identität. Durch die Errichtung einer großen Anzahl von Museen sollten das Image und die Identität der Stadt gewandelt werden, während die «Kultur für alle» zur Bildung der Bürger und damit auch zur Entstehung von Urbanität beitragen sollte.⁵ Durch die vielfältige Museenlandschaft, aber auch durch die bewusst forcierte postmoderne Architektur sollte Frankfurt den Ruf als Kulturstadt erhalten – auch um das Bild einer reinen Dienstleistungsmetropole mit wenig Lebensqualität mit positiven Eindrücken zu ergänzen zu ergänzen. Diese stadtentwicklerischen Konzepte und architektonischen Interventionen waren in ihrer Art und Motivation nicht singulär, sonder hatten ihre Entsprechungen in anderen Städten Deutschlands. Doch gerade die Kombination der verschiedenen Konzepte und die Konsequenz der Umsetzung machen Frankfurt zu einem interessanten Studienobjekt um die Methoden und Ideen der postmodernen Urbanitäts- und Identitätsstiftung zu untersuchen.

Nachdem in einem kurzen Überblick über die Geschichte des Städtebaus seit dem Zweiten Weltkrieg die Entwicklungen veranschaulicht werden, die zur Entstehung des später als lebensfeindlich beklagten Stadtbildes führten, sollen in einem ersten Teil dieser Arbeit die theoretischen

⁵ Dies ist der Titel eines von Hilmar Hoffmann, von 1970 bis 1990 Kulturdezernent der Stadt Frankfurt herausgegebenen Buches, in dem er eine neue, auf breitere Bevölkerungsschichten ausgerichtete Kulturpolitik forderte. HOFFMANN 1979

schen Konzepte der architektonischen Postmoderne betrachtet und der zeitgenössische Diskurs zu den Fragen der Rekonstruktion und der Schaffung von Urbanität und Identität aufgearbeitet werden. Dadurch soll der Ideenhorizont der betreffenden Zeit erläutert und damit eine Grundlage geschaffen werden, anhand der die spezifischen Projekte in Frankfurt verständlich und nachvollziehbar untersucht werden können.

In einem zweiten Teil sollen die einzelnen architektonischen Projekte dokumentiert und anhand der zuvor dargelegten Kriterien beleuchtet werden. Nachdem in den frühen achtziger Jahren die Architektur wiederum das Primat in der Stadtplanung für sich beanspruchte, kann vor dem Hintergrund des Ideenhorizonts der zu betrachtenden Zeit, die Frage nach der Schaffung von Urbanität und urbaner Identität durch architektonische Mittel gestellt werden, selbst wenn sich in der seither verstrichenen Zeit verbreitet die Ansicht durchgesetzt hat, dass diese nicht alleine durch architektonische Maßnahmen geschaffen werden können. In diesem Sinne ist diese Arbeit eine Untersuchung der beabsichtigten und postulierten Wirkung von städtebaulichen und architektonischen Projekten, weshalb die Fragestellungen und Ambitionen der Planer aufgenommen, betrachtet und kritisch hinterfragt werden sollen.

Forschungsstand

Aus der vielfältigen Literatur zur Entwicklung des Städtebaus bilden vor allem die umfangreichen Arbeiten zur Entwicklung in Deutschland seit dem Zweiten Weltkrieg von Gerd Albers⁶, unter Mitarbeit von Alexander Papagregoriou-Venetas, und Hans-Reiner Müller-Raemisch⁷, in denen die wechselnden Leitbilder und Ideen der Stadtplanung aufgearbeitet wurden, sowie die Studie zum Wiederaufbau deutscher Städte von Werner Durth und Niels Gutschow⁸ und die Publikation von Nan Ellin zum postmodernen Städtebau⁹ die Basis der städtebaulichen Betrachtungen in dieser Arbeit.

Das den Begriff und die Epoche definierende Buch *La Condition Postmoderne*¹⁰ von Jean-François Lyotard und die Publikationen von Charles Jencks, der seminale Aufsatz von 1975¹¹ und das zwei Jahre später erschienene Buch *The Language of Post-Modern Architecture*¹², sowie die Studie zur modernen und postmodernen Architektur von Heinrich Klotz¹³ bildeten den

⁶ ALBERS/PAPAGREGORIOU-VENETAS 1984

⁷ MÜLLER-RAEMISCH 1998

⁸ DURTH/GUTSCHOW 1988

⁹ ELLIN 1996

¹⁰ LYOTARD 1979

¹¹ JENCKS 1975

¹² JENCKS 1975

¹³ KLOTZ 1985.1

Ausgangspunkt zur Analyse der Postmoderne in Philosophie und Architektur aus einer der zu betrachtenden Zeit entsprechenden Perspektive.

Besonders hervorzuheben sind auch die Publikation von Michael S. Falser zur Aufarbeitung der politischen Geschichte der Denkmalpflege und der Rekonstruktion in Deutschland¹⁴ und die Arbeit zum Thema der städtischer Identität von Paul Sigel¹⁵, welche, wie auch die wichtigen und in ihrer Wirkung nicht zu unterschätzenden Studien von Maurice Halbwachs zum kollektiven Gedächtnis¹⁶ und Kevin Lynch zur Wahrnehmung der Stadt¹⁷, Fragen der Konstruktion und Wandlung überindividueller Identitäten und Wahrnehmung behandelt. Zum Begriff der Urbanität sei vor allem die Studie von Hartmut Häußermann und Walter Siebel¹⁸, sowie diejenige von Julian Donald¹⁹ erwähnt, die Geschichte und Wandlung der Konzepte von Urbanität aufgearbeitet haben.

Die Planungsgeschichte der Stadt Frankfurt von 1945–1980 wurde von Hans-Reiner Müller-Raemisch in einer außergewöhnlich detaillierten Studie aufgearbeitet, die ein wichtiger Bezugspunkt für die Entstehung dieser Arbeit war.²⁰ Auch die Publikation zur politischen Geschichte Frankfurts seit 1945 von Frolinde Balser war bedeutend, denn sie bietet Einblicke in die Entscheidungsmechanismen und politischen Hintergründe vieler der besprochenen Baumaßnahmen.²¹ Die Aufsätze und Artikel von Dieter Bartetzko²², welche die Baumaßnahmen zwischen Dom und Römer kritisch aufarbeiten und kontextualisieren waren eine wichtige Quelle, wie auch die Aufsätze von Hilmar Hoffmann²³, Wolfgang Pehnt²⁴ und Roland Burgard²⁵ zur Entwicklung der Frankfurter Museumslandschaft.

¹⁴ FALSER 2008.1

¹⁵ SIGEL 2006

¹⁶ HALBWACHS 1967

¹⁷ LYNCH 1960

¹⁸ HÄUßERMAN/SIEBEL 1997

¹⁹ DONALD 2005

²⁰ MÜLLER-RAEMISCH 1990

²¹ BALSER 1995

²² BARTETZKO 1986.1, BARTETZKO 1986.2, BARTETZKO 1986.3

²³ HOFFMANN 1990

²⁴ PEHNT 1990

²⁵ BURGARD 1990

I. Die Entwicklung des Städtebaus in der Nachkriegszeit und die Stadtkritik

I.1. Der Wiederaufbau und die ›gegliederte und aufgelockerte Stadt‹²⁶

Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges lagen die Städte Deutschlands in Trümmern, viele mittelalterliche und frühneuzeitliche Altstädte waren durch Bomben zerstört worden, wie auch Quartiere der Gründerzeit oder Industrieanlagen. Das Bereitstellen von Wohnungen für die obdachlose Bevölkerung und der Wiederaufbau einer elementaren Infrastruktur hatten Vorrang, doch sahen viele Planer in der unmittelbaren Nachkriegszeit auch die Möglichkeit aus den Trümmern neue und ›bessere‹ Städte erstehen zu lassen, oft auch mit dem Gedanken, dass solche ›besseren‹ Städte auch zum Werden von ›besseren Menschen‹ beitragen könnten, welche die Fehler der Vergangenheit nicht wiederholen würden.²⁷ Es wurde die Möglichkeit gesehen – und auch genutzt – Planungsideen und -grundsätze der späten zwanziger und frühen dreißiger Jahre umzusetzen. So wurde versucht die Dichte der Bebauung zu vermindern, Freiflächen zu schaffen und so für ›hygienische‹ Wohnbedingungen zu sorgen.²⁸ Die nach Funktionen getrennte Stadt – deren Grundsätze vom *Congrès International d'Architecture Moderne* (CIAM) in der 1933 verabschiedeten, allerdings erst 1942 von Le Corbusier publizierten, Charta von Athen niedergelegt worden waren²⁹ – wurde als Leitbild und anzustrebendes Ideal zum Grundkonsens im Städtebau der frühen Nachkriegszeit und sollte dies bis in die sechziger Jahre beinahe unangefochten bleiben.³⁰ Die Ziele waren nebst der Sicherstellung des ›gesunden Wohnens‹ durch geringere Baudichte, genügend Freiflächen und die Trennung von Wohngebieten und emissionsintensiven Produktionsstätten auch die sinnvolle Anordnung von Wohn- und Produktionszonen, sowie die Gliederung der Stadt in ›Nachbarschaften‹ von überschaubaren Ausmaßen. Die Konzeption entsprang im Wesentlichen einer Reaktion auf die ›versteinerte‹

²⁶ GÖDERITZ/RAINER/HOFFMANN 1957

²⁷ Genauso wie die Architektur der Moderne als demokratische Architektur betrachtet wurde, unter anderem weil auf die sichtbare Hierarchisierung der Gebäude mittels Zierformen, die in der Baugeschichte als Formen der Demonstration von Macht verendet worden waren, , so wurde auch der moderne Städtebau, dessen erklärtes Ziel die Schaffung gleichwertig guter Wohnbedingungen für alle war, als demokratisch betrachtet.

ALBERS/PAPAGREGORIOU-VENETAS 1983, S. 75–76

²⁸ Der Versuch ›hygienische‹ Wohnbedingungen zu schaffen stand in engem Zusammenhang mit der Wohnsituation in vielen gründerzeitlichen Wohnquartieren der Arbeiterschicht . Zur Verbesserung der Gesundheit und des Komforts der Bewohner sollte die ausreichende Besonnung und Belüftung aller Wohnungen garantiert werden. Vgl. ALBERS/PAPAGREGORIOU-VENETAS 1983, S. 72–73

²⁹ CIAM 1933

³⁰ Wie Albers anmerkt, beruht dieser Konsens nicht auf der verbreiteten Kenntnis der Charta von Athen, die in der Nachkriegszeit kaum publiziert und zugänglich war, sondern eher darauf, dass ebendiese Charta zumeist den Grundkonsens in der fortschrittlichen Städtebaudebatte der Zwischenkriegszeit wiedergab, der beispielsweise in Berlin und Amsterdam auch schon baulich verwirklicht worden war. Selbst in den dreißiger Jahren änderte sich an der grundsätzlichen Idee der Auflockerung nur wenig, während sich der Stil der Bebauung stark veränderte. Erst ab den späten fünfziger Jahren gewann die in der Fassung von Le Corbusier publizierte Charta von Athen direkten Einfluss auf die Planer in Deutschland. ALBERS/PAPAGREGORIOU-VENETAS 1983, S. 286

Stadt des 19. Jahrhunderts: die dicht besiedelten Baublöcke in den Innenstädten sollten aufgelockert werden und teilweise prekären Wohnverhältnisse verbessert. Die verschiedenen Baublöcke sollten nach rationalen Ordnungskriterien zusammengestellt werden, als Gegenbild zur vermeintlichen Unordnung der gewachsenen Stadt.

Der Neuaufbau hatte auf ›Trümmergrundstücken‹ begonnen, doch wurde schon sehr bald neues Bauland erschlossen. Obwohl durchaus eine breite Diskussion auch bezüglich der Formen und des Stils des Neuaufbaus existierte, zeichnete sich gegen Ende des Jahrzehnts immer deutlicher eine Hinwendung zur Moderne der zwanziger und frühen dreißiger Jahre ab. Eine der zentralen Fragestellungen in der Diskussion, die mit unterschiedlichen Ergebnissen sehr rege geführt wurde, war – in gewisser Weise begleitete diese Frage die Stadtplanung noch für Jahrzehnte –, ob zerstörte Bausubstanz möglichst originalgetreu rekonstruiert werden sollte, oder an deren Stelle neue Viertel nach den Grundsätzen der modernen Stadtplanung entstehen sollten, wobei in den meisten Fällen die Entscheidung zu Gunsten des Aufbaus in modernen Formen fiel. Kulminationspunkt der Entwicklungen dieses Jahrzehnts war wohl der Neuaufbau des Hansaviertels in Berlin von 1953 bis 1960 und die damit zusammenhängende internationale Bauausstellung *Interbau* 1957.³¹ (Abb. 1) Dort wurde gewissermaßen ein Schulbeispiel für ein Quartier der aufgelockerten Stadt verwirklicht: freistehende Wohnblöcke mit ›angemessenen Wohneinheiten‹, zwischen denen weite Grünflächen liegen. Im selben Jahr erschien das Buch ›Die gegliederte und aufgelockerte Stadt‹, das in seiner Konsequenz und Wirkung das theoretische Gegenstück zur paradigmatischen Berliner Siedlung bildete.³² Allerdings ist anzumerken, dass zu der Entstehungszeit des Buches und der Siedlung die Kritik an dieser Form der Städteplanung bereits eingesetzt hatte und beides so auch als ›krönender Abschluss‹ einer Epoche verstanden werden kann.

Zu Beginn der sechziger Jahre war, auch aufgrund der Erfolge des Wiederaufbaus und des eingetretenen Wirtschaftswunders, der Glaube an den immerwährenden Fortschritt und die ›technische Machbarkeit‹ weit verbreitet. Das erste deutsche Kernkraftwerk ging Anfang der sechziger Jahre ans Netz und der Verkehrsminister versprach, dass bis zum Ende des Jahrzehnts niemand mehr weiter als 20 km fahren müsste um den nächsten Autobahnanschluss zu erreichen. Der Glaube an den Fortschritt und das Wachstum war insbesondere auch unter Planern und Architekten verbreitet. Als Grundlage der Stadtplanung dienten – im Nachhinein utopisch anmutende – Wachstumsprognosen und vieles geschah in der Erwartung einer wissenschaftlich-technischen Revolution, deren baldiges Folgen angenommen wurde. Die vollständige Aus-

³¹ Zum Hansaviertel und zur *Interbau*, vgl. SCHNEIDER 2000, S. 32–37 und DOLF-BONEKÄMPFER/SCHMIDT 1999

³² GÖDERITZ/RAINER/HOFFMANN 1957

richtung auf die Zukunft war sicherlich teilweise das Resultat des Anknüpfens an die Theorien und Theoretiker der Moderne der Zwischenkriegszeit, allerdings schuf sie wohl auch nach den katastrophalen Erfahrungen des Nationalsozialismus und der Kriegszerstörung die Möglichkeit sich von den Fehlern der Vergangenheit abzuwenden, in der Hoffnung, dass diese in der noch zu konstruierenden, besseren Zukunft nicht mehr möglich sein würden.³³ Die physischen Spuren des Kriegs waren zum größten Teil verwischt, die «neuen» Städte ächzten unter dem Joch des zunehmenden Autoverkehrs, der sowohl Folge des wachsenden Wohlstands der Bevölkerung als auch Konsequenz einer voranschreitenden Suburbanisierung und dem im funktionalistischen Geist erfolgten Neuaufbau der Städte als Aneinanderreihung monofunktionaler Bereiche war. Die Städte hatten in der Gestalt, die sie nach dem Wiederaufbau angenommen hatten, viel von dem eingebüßt, das gemeinhin als städtisch galt. Die Entflechtung der Funktionen hatte nicht nur zunehmenden Verkehr und somit zunehmenden Platzbedarf für Verkehrsinfrastruktur mit sich gebracht, sondern auch das vermeintliche Ende einer «Begegnungszone Innenstadt», in der die durch die Vermischung der verschiedenen Funktionen und der Bedürfnisse entstehenden Reibungskräfte durchaus auch zu positiven Erscheinungen geführt hatten. Durch die Verlagerung von großen Wohngebieten an den Stadtrand wurden die Grenzen zwischen der Wahrnehmung von Stadt und Land unscharf. Diese Verschiebung bekannter Horizonte und Referenzsysteme führte zu einer Angst vor dem Verlust von Identität und dem Gefühl von «Heimat».³⁴ Durch die in der Nachkriegsmoderne der fünfziger Jahre dominante Lesart des Funktionalismus war die formale Vielfalt in der Architektur bereits entscheidend eingeschränkt worden und eine gewisse Gleichförmigkeit der neu geschaffenen Bausubstanz befördert worden. Die Industrialisierung des Bauens ab den sechziger Jahren veränderte diese Situation sicherlich nicht hin zu mehr Variation, denn durch die großangelegte Präfabrikation und den Preisdruck wurden die Bauformen noch stärker angeglichen.³⁵ Die Kritik an den Leistungen des Wiederaufbaus und den dadurch entstandenen Realitäten deutscher Städte wurde allerdings lauter. Zunehmend wurden die als gesichtslos kritisierten Wohnsiedlungen der «aufgelockerten Stadt» als Problem gesehen. Nicht nur ihre vermeintliche Einförmigkeit, sondern vor allem der enorme Flächenbedarf an den Stadträndern und die Zersiedelung und Zerstörung der Landschaft stießen zuneh-

³³ Das Ausblenden der Geschichte kann aber auch als Beitrag zur «zweiten Schuld» (GIORDANO 1987, Vgl. Anm 194) verstanden werden: Durch die vollständige Ausrichtung auf eine zu schaffende Zukunft wird die Möglichkeit geschaffen sich nicht mit einer allfälligen Schuld in der Vergangenheit befassen zu müssen. Siehe auch Kapitel II.3.2.4

³⁴ MÜLLER-RAEMISCH 1998, S. 42–43 und ALBERS/PAPAGREGORIOU-VENETAS 1983, S. 212–213

³⁵ ALBERS/PAPAGREGORIOU-VENETAS 1983, S. 293–294

mend auf Ablehnung.³⁶ Auch erschienen die reinen Wohngebiete den Bewohnern zunehmend steril, denn das vor allem der <alten> Stadt zugeschriebene städtische Leben war nicht entstanden. Jane Jacobs formulierte zu Beginn der sechziger Jahre in ihrem an Wirkung kaum zu überschätzenden Buch *Death and Life of Great American Cities* eine Fundamentalkritik des modernen (amerikanischen) Städtebaus, der im Wesentlichen zu lebensfeindlichen Städten geführt habe.³⁷ Der Psychologe Alexander Mitscherlich beklagte 1963 <die Unwirtlichkeit unserer Städte> und wollte in den im Wiederaufbau verwirklichten Architekturleitbildern und vor allem dem zersplitterten privaten Grundbesitz die Ursache für die hässliche Zersiedelung der Landschaft ausgemacht haben.³⁸ Trotz der vielstimmigen (und sicherlich auch berechtigten) Kritik wandelten sich die planerischen Ideen nur langsam und es konnte letztlich auch nicht geklärt werden, inwiefern nun die Bauform die entstandenen sozialen Probleme in den Neubauvierteln verursacht hat, oder ob diese Probleme schlicht Folge der sozialen Zusammensetzung der Bewohnerschaft war. Auch der exponentiell zunehmende Autoverkehr, der als Resultat der durch die Funktionsteilung nötig gewordenen zusätzlichen Wege betrachtet wurde, galt nicht mehr als Errungenschaft des Fortschritts und Zeichen des Wohlstands, sondern wurde als Belastung empfunden.³⁹ All diese Dinge waren sicherlich nicht ausschließlich Folgen städtebaulicher Entscheidungen, dennoch genügte die ständige Wiederholung dieser Vorwürfe um die Idee der <aufgelockerten und gegliederten Stadt> zu diskreditieren und damit dem Leitbild des vergangenen Jahrzehnts, den Todesstoß zu versetzen.

Nicht nur das Leitbild war in die Kritik geraten, sondern auch das kommunizierte Selbstbild der Architekten und Planer, die sich als <Retter> der Stadt und der Gesellschaft auf dem Weg in eine schöne, neue Welt gebärdeten.⁴⁰ Am Anspruch durch geeignete Planung nicht nur die Lebensumstände der Menschen, sondern auch das Leben dieser – und letztlich gar diese selbst – zum vermeintlichen Besseren verändern zu können regte sich mehr und mehr Kritik. Dennoch wurde, in gewisser Weise den Anspruch der Planer bestätigend, die Stadtplanung für den Untergang einer ganzen Lebensform verantwortlich gemacht, die konzentriert war auf das öffentliche

³⁶ Deutliche Kritik an der Monotonie übte nebst Alexander Mitscherlich (MITSCHERLICH 1965) auch W.J. Siedler in: SIEDLER/NIGGMEYER/ANGRESS 1964

³⁷ In einer Serie von Einzelbeobachtungen stellte Jacobs die Vorteile der gewachsenen Stadt mit vielen verschiedenen Zeitschichten und Bauformen gegenüber der durchgeplanten und einheitlichen Stadt fest. Sie forderte, dass der Komplexität der Lebensvorgänge, die wesentlich höher ist als von den Planern angenommen, Rechnung getragen werden soll. JACOBS 1961

³⁸ MITSCHERLICH 1965

³⁹ GRUEN 1975, S. 214–217

⁴⁰ Gerade der Anspruch einiger Architekten, dass durch ihre Architektur die Gewohnheiten der Menschen verändert werden sollten und dadurch letztlich die Menschen selbst zu <besseren> Menschen gemacht werden sollten, stieß mehr und mehr auf Ablehnung und in Anbetracht der einsetzenden Ernüchterung mit den Leistungen des Städtebaus der Moderne wurde immer öfter die Feststellung gemacht, dass die Architekten und Planer den von ihnen selbst formulierten Ansprüchen nicht gerecht werden konnten.

Leben in einer dichten und multifunktionalen Stadt. Während die Entflechtung und die geringere Dichte der «neuen Städte» sicher einiges dazu beitrugen, ist diese gesellschaftliche Veränderung sicher auch und hauptsächlich auf soziale Prozesse zurückzuführen.⁴¹

I.2. Urbanität durch Dichte in der autogerechten Stadt

Nachdem zuvor vor allem über die Quantität und die Geschwindigkeit des Wiederaufbaus gestaunt worden war, sind in den sechziger Jahren die Sorgen über die Qualität der planerischen Leistungen und die Suche nach Ideen zur Neuausrichtung der Entwicklung der Städte in den Mittelpunkt gerückt. Als Lösung wurde allgemein die Schaffung von Förderung von Urbanität propagiert, ohne dass dieser Begriff besonders scharf definiert gewesen wäre. Der Begriff *Urbanität* wurde 1960 vom Basler Soziologen Edgar Salin am Deutschen Städtetag in Augsburg in die Diskussion eingebracht. Nach Salin ist Urbanität «eigentlich städtische Kultur, Wohlgebildetheit an Leib, Seele und Geist» und bietet die einzige Möglichkeit der «Aushöhlung unserer Städte» entgegenzuwirken.⁴² Er sieht neben dem Planer auch den Bürger in der Pflicht an den Dingen der Stadt Anteil zu nehmen. Allerdings legte er in seinem Vortrag niemals Wert auf die bauliche Dichte, die in der Folge zur großen Determinante der Urbanität stilisiert wurde: In der Debatte fanden sich immer mehr Unterstützer der Idee, dass durch verdichtetes Wohnen Urbanität und gesellschaftliche Nähe entstehen könnten (beziehungsweise *geschaffen* werden könnten), also genau jene Dinge, die bei den in den vorangegangenen Jahren verwirklichten gegliederten Stadtlandschaften zu fehlen schienen.⁴³ Hier tritt auch erstmals wieder die ungeordnete, unplanbare Stadt als Idealbild auf, doch wird in den meisten Konzepten noch an der Idee einer idealen und durchgeplanten Siedlungsstruktur festgehalten.⁴⁴

Zu Beginn der sechziger Jahre wurden technoid-utopische Großstrukturen – beispielsweise die für Paris projektierte Großstruktur von Yona Friedmann⁴⁵ (Abb. 2) oder die von Kenzo Tange vorgeschlagene Überspannung der Bucht von Tokyo⁴⁶ (Abb. 3) – entworfen, gespeist von Fortschrittsglauben und auch getrieben durch den Versuch aus der Monotonie der Blockbauten der fünfziger Jahre auszubrechen. Aber auch bei konkreteren Projekten tendierten die Planer zu Großformen und Megastrukturen, wobei allerdings, aufgrund der Grenzen technischer und fi-

⁴¹ Vgl. NOLTE 2004, S. 48

⁴² SALIN 1960, S. 11

⁴³ DÜWEL/GUTSCHOW 2001, S. 197

⁴⁴ Vgl. die Kritik von Jane Jacobs, Anm. 37

⁴⁵ Yona Friedmann schlug 1957 vor, dass Paris mit einer vorgefertigten Konstruktion namens «Paris spatial» überspannt werden sollte, in die nach Bedarf stets neue Gebäude eingehängt werden könnten. MÜLLER-RAEMISCH 1998, S. 63

⁴⁶ Kenzo Tange schlug 1960 eine ähnliche Struktur wie Friedmann vor, mittels der die Bucht von Tokyo überspannt und werden sollte um als Stadterweiterungsgebiet zu dienen. MÜLLER-RAEMISCH 1998, S. 63–64

nanzieller Machbarkeit, im Vergleich mit den utopischen Ideen sowohl der Maßstab als auch die technische Raffinesse der Projekte verringert wurde.⁴⁷ Den Höhepunkt der Entwicklung zur Großform bildeten die Planungen für das Neubauviertel von München Neu-Perlach (Abb. 4, Abb. 5) und das Märkische Viertel in Berlin (Abb. 6, Abb. 7), wo jeweils Überbauungen aus Großformen für mehrere Zehntausend Bewohner geplant wurden.⁴⁸ Diese Form des ‹verdichteten Wohnens› außerhalb des eigentlichen, historischen Stadtzentrums wurde stark gefördert, in der Hoffnung, dass großmaßstäbliche Baukomplexe für hunderte oder gar tausende von Bewohnern durch gesteigerte Besiedlungsdichte die vermeintlich verlorene Urbanität wiedererstehen lassen würden und dass die Zersiedelung der Landschaft durch Einfamilienhäuser aufgehalten oder zumindest verlangsamt werden könnte. Die Abkehr von den Maximen der Zwischenkriegs- und Nachkriegszeit wurde auch daran ersichtlich, dass die neuerliche Verflechtung verschiedener städtischer Funktionen propagiert wurde, um dadurch der Entstehung von tagsüber verödeten ‹Schlafstädten› in den Wohnvierteln und außerhalb der Bürozeiten menschenleeren Geisterbezirken in den Geschäftsvierteln der Innenstädte entgegenzuwirken. Auch Schulen und andere kommunale Einrichtungen, aber auch Einkaufsmöglichkeiten wurden immer stärker innerhalb der Siedlungen konzentriert. Aufgrund ihrer Größe selbst schon fast Stadt, konnten die Großsiedlungen allerdings ohne kulturelles Angebot oder Arbeitsplätze langfristig nicht funktionieren und wurden von der Bevölkerung nie wirklich akzeptiert. Es wurde klar, dass die entstehenden Probleme nicht mit den Mitteln des Designs gelöst werden konnten. Die formalen Konzepte und der Zusammenhang dieser riesigen Projekte waren allenfalls noch im Modell oder aus der Vogelperspektive zu begreifen, sicherlich jedoch nicht von einem Bewohner oder Besucher vom Straßenniveau aus. Dies führte zu einem weiteren Anklagepunkt bei der Stadtkritik der frühen siebziger Jahre: das Beklagen eines Verlusts des menschlichen Maßstabs. Die Zuwendung zu größeren Strukturen und prägnanterer Formgebung kann auch in einem größeren Kontext gesehen werden: Das ‹Jahrzehnt der Bescheidenheit›⁴⁹ war nach dem Wirtschaftswunder deutlich zu Ende gegangen, es zeigte sich wieder eine gewisse Lust an der Repräsentation und Zentralisierung. Die akute Wohnungsnot war größtenteils beseitigt und dadurch wurden viele – sowohl materielle, als auch geistige – Ressourcen, die vorher durch den Wiederaufbau gebunden waren, frei und Planer und Auftraggeber widmeten sich nicht mehr nur der reinen Notwendigkeit sondern suchten einzigartige Lösungen und vor allem auch ein neues

⁴⁷ MÜLLER-RAEMISCH 1998, S. 65

⁴⁸ MÜLLER-RAEMISCH 1998, S. 73

⁴⁹ MÜLLER-RAEMISCH 1998, S. 61

Selbstbild, eine neue Identität der Großstadt in der neuen deutschen Republik.⁵⁰ Der Wunsch nach einer größeren, eher metropolenartigen Stadt drückte sich dann in den entstehenden Großformen aus. Die skulptural oder freiplastisch wirkenden Bauentwürfe sollten der Stadt wieder ein Gesicht geben und somit nicht nur Dichte, sondern wohl auch Identität und Identifizierbarkeit zurück in die Stadt bringen.

Die Entwicklungen dieser Zeit prägten die Erscheinung der westdeutschen Städte wie kaum eine andere Periode der Geschichte – wenn auch nicht durch ihre formale Vorbildwirkung, so zumindest durch den Umfang der Bautätigkeit: In den sechziger Jahren wurden in Deutschland über 6 Millionen Wohnungen gebaut, fast alle in Großsiedlungen. Auch große Teile der kommunalen Infrastruktur entstanden zu dieser Zeit, namentlich Straßen und Stadtautobahnen, aber auch Schul-, Universitäts- und Verwaltungsgebäude.⁵¹ Die Quantität und zunehmend auch die Qualität der Bautätigkeit brachten auch einige Probleme mit sich. Die Überbauungen wurden gegen Ende des Jahrzehnts nur noch von wenigen Bauträgern realisiert, was unter anderem auch dazu führte, dass die Bautätigkeit weiter rationalisiert wurde und, gefördert durch die Präfabrikation und die daraus resultierende Limitierung des Formenkanons, auch im architektonischen Ausdruck eine gewisse Serialität und damit auch Monotonie und Tristesse eintrat. Alexander Mitscherlich sprach in Bezug auf diese Stadtteile von «Bimsblock-Tristesse»⁵². Hans-Reiner Müller-Rämisch beschreibt die Entwicklung des Städtebaus als Prozess der Entwicklung der Formen zur Struktur: «*Struktur das ist jene stetige Wiederholung gleicher oder ähnlicher Elemente, die auf eine Gliederung des Raumes hinausläuft, ohne selbst Raum im klassischen Sinn des Städtebaus zu schaffen.*»⁵³

In diese Zeit fällt auch einer erste Tertiärisierungswelle. Dieser Strukturwandel der Wirtschaft hat Auswirkungen auf die Städte, da für den Dienstleistungssektor wesentlich mehr Fläche beansprucht wurde als zuvor. Diese Flächen lagen aber, ganz im Gegensatz zu den Anlagen der produzierenden Industrie, nicht mehr außerhalb oder am Rand der Städte, sondern bevorzugt an den besten Adressen mitten im Zentrum der Stadt und die Innenstädte wandelten sich in der Folge zunehmend zu einem Verwaltungs- und Geschäftszentrum. Nachdem dies anfangs als Beweis der wirtschaftlichen Kraft und des Wachstums durchaus geschätzt und gar gefördert worden war, wurde zu Beginn der siebziger festgestellt, dass diese Wandlung auch zu einer Verödung der betreffenden Gebiete beigetragen hatte. Die erhöhte Baudichte in den Stadtzentren, oft in Form von Hochhäusern, hatte nicht die erhoffte Entstehung fühlbarer Urbanität nach

⁵⁰ MÜLLER-RAEMISCH 1998, S. 62

⁵¹ MÜLLER-RAEMISCH 1998, S. 66

⁵² MITSCHERLICH 1965, S. 13

⁵³ MÜLLER-RAEMISCH 1998, S. 73

sich gezogen, denn vor allem außerhalb der Bürozeiten entwickelte sich wegen des überproportionalen Anteils von Einrichtungen des tertiären Sektors nur wenig öffentliches Leben.⁵⁴ Auch die zur Konjunkturförderung in der sich anbahnenden Rezession der späten sechziger Jahre beschlossenen Infrastrukturbauten trieben die Zerstörung, oder zumindest Zersplitterung der Innenstädte voran.⁵⁵ Der Mythos einer autogerechten Stadt wurde weiterhin gepflegt und ihre Errichtung angestrebt. Nachdem sich die Bundesrepublik in atemberaubendem Tempo motorisiert hatte, der PKW nicht nur Fortbewegungsmittel sondern auch Statussymbol geworden war und durch die funktionsgeteilte Stadt viele zusätzliche Wege nötig geworden waren, reichten die Kapazitäten des während des Wiederaufbaus geschaffenen Verkehrssystems nicht mehr aus. Zur Bewältigung dieses Problems wurden gewaltige Eingriffe in die Stadtstrukturen vorgeschlagen, sollten doch für mehrspurige Stadtautobahnen Schneisen durch die Städte geschlagen werden.⁵⁶

Die Kritik an der funktionsgemischten Großform als städtebauliche Maxime wurde immer lauter. Am deutlichsten wurde sie seitens der 68er Studentenbewegung geübt. Es wurde beklagt, dass der menschliche Maßstab verloren gegangen sei, da der Mensch immer weniger Mittelpunkt der Planung und Determinante für Form und Maß sei, sondern die Limiten und Grenzen der Maschine an dessen Stelle als Referenzmaß für die Architektur dienten. In den vorangegangenen Jahrzehnten war der allgemeine Flächenbedarf enorm angestiegen: die durchschnittliche Pro-Kopf-Wohnfläche verdoppelte sich genauso wie die Bürofläche pro Angestelltem.⁵⁷ Dies führte zu einer weiteren Zersiedelung der Landschaft in Folge der Gewinnung neuen Wohnraums, aber auch zu einer Verdichtung der Bebauung in städtischen Bereichen. Basierend auf diesen Entwicklungen wurden – fehlerhafte, wie sich im Nachhinein herausstellte – Prognosen für die zukünftige Entwicklung erstellt, auf deren Basis geplant wurde. Auch die Rezession von 1967/68 trug zur Entstehung von Überkapazitäten bei und so standen beispielsweise in Frankfurt zu Beginn der siebziger Jahre mehrere hunderttausend Quadratmeter Büroflächen leer.⁵⁸ Die Rezession, die offensichtlichen Schwächen der Prognosen und Planungen, aber auch

⁵⁴ ALBERS/PAPAGREGORIOU-VENETAS 1983, S. 294

⁵⁵ Es wurden Universitäten, Schulen und Verwaltungsbauten errichtet, aber auch Investitionen in die Verkehrsinfrastruktur, wie beispielsweise der Bau von U-Bahnen, getätigt. MÜLLER-RAEMISCH 1998, S. 77

⁵⁶ So sollte in Berlin ein in mit Radialstraßen verbundenen konzentrischen Ringen verlaufendes Autobahnssystem entstehen (Abb. 8), das auch Innerstädtische Knoten wie beispielsweise am Oranienburger Platz umschloss, der ohne jegliche Rücksicht auf die bestehende Stadtstruktur hätten errichtet werden sollen. (Abb. 9) MÜLLER-RAEMISCH 1998, S. 83

⁵⁷ Wobei zu beachten ist, dass gerade die zusätzliche Bürofläche zunehmend für Maschinen genutzt wurde. MÜLLER-RAEMISCH 1998, S. 86

⁵⁸ Gerade in Bezug auf die Entwicklung der Bevölkerungszahlen in den Städten waren die meisten Prognosen zu hoch angesetzt – bis auf die Zunahme des Verkehrs, welche die prognostizierte Entwicklung noch übertraf – und wurden im wesentlichen aus den Trends des Booms der Jahre zuvor extrapoliert. MÜLLER-RAEMISCH 1998, S. 86

die zunehmend wahrnehmbaren negativen Nebeneffekte des Wachstums wirkten sich auch auf die Einstellung und Erwartungen einer breiteren Bevölkerung aus: die Ideologie eines immerwährenden Wachstums und Fortschritts bekam Risse.⁵⁹

Auch von Soziologen wurde zunehmend Kritik am Städtebau geäußert.⁶⁰ Die Legitimation der Planer wurde in Frage gestellt und gesellschaftliche Probleme in Zusammenhang mit den planerischen Entscheidungen gebracht. Die Idee der Urbanität, welche ja als Ziel der Planung verdichteter Gebiete angegeben wurde, wurde zusehends als Floskel wahrgenommen, die dazu diente den Profit der Investoren zu maximieren, indem durch ihre Verwendung intensivere Flächennutzung propagiert und legitimiert wurde. Edgar Salin, der den Begriff Urbanität in die Diskussion eingebracht hatte, fühlte sich missverstanden und hielt es für notwendig sich von der Entwicklung zu distanzieren. Elf Jahre nach dem Vortrag am Städtetag veröffentlichte er einen Artikel, der den Tod der Urbanität postulierte und die Fortschrittsideologie des stetigen Wachstums anprangerte:

«Die Urbanität ist tot, und es müssen ganz andere Zeiten und Menschen kommen, ehe sie wieder entstehen kann [...], und es ist Lug und trug zu meinen, daß sie sich wieder schaffen ließe, wenn das Zeitalter der Massen andauert und wenn den Massen entsprechend Hochhäuser gebaut und Verkehrslinien gezogen werden. [...] Wenn Urbanistik überhaupt einen Sinn haben soll, dann gerade in dem einen Fall, wenn sie es fertig bekommt, aus dem Zwang des Wachstums, den heute nahezu alle Wissenschaften als gegeben hinnehmen, herauszuspringen [...] um dem Menschen von Morgen saubere Luft, sauberes Wasser, zu geben.»⁶¹

1.3. Die Siebziger – Partizipative Planung und behutsamere Sanierung

Mit der lauter werdenden Kritik, aber vor allem auch bedingt durch das stagnierende Wachstum, trat Ende der sechziger und Anfang der siebziger Jahre die Idee der *Stadterneuerung* an die Stelle der großflächigen Stadterweiterung. Dies führte dazu, dass es verstärkt zu Eingriffen in die Lebenswelt der Bewohner und somit auch zu Protesten gegen die Bauprojekte kam.⁶² Folglich wurde nun die Beteiligung von Bürgern, beziehungsweise von den Baumaßnahmen Betroffenen, immer wichtiger im Planungsvorgang. Die sich neu formierende, außerparlamentarische Opposition protestierte mit teils provozierenden und radikalen Aktionen gegen die Verdrängung der Wohnbevölkerung aus der Innenstadt zugunsten von Unternehmen des tertiären Sektors, die Vernichtung billigen Wohnraums, Flächensanierung und aufgrund von Bodenspekulation leerstehende Häuser, sowie die Ideen und vor allem Auswirkungen autogerechter

⁵⁹ Vgl. NOLTE 2004

⁶⁰ Die soziologische Kritik entstand unter anderem durch die Rezeption der amerikanischen Gemeindesoziologie. Vor allem die stadtsoziologischen Werke von Hans-Paul Bahrtdt (BAHRDT 1961) und Elisabeth Pfeil (PFEIL 1972) stellen Bezüge zum Städtebau her. MÜLLER-RAEMISCH 1998, S. 87

⁶¹ SALIN 1971

⁶² ALBERS 1984, S. 28

Planung. Die vor allem von Studenten getragene Bewegung verabschiedete sich nach den ersten Jahren von den allzu utopischen gesellschaftlichen Vorstellungen – man war angetreten die gesamte Gesellschaft zu verändern, während die Stadtplanung in einem zweiten Schritt dann von selbst der neuen Gesellschaft entsprechend angepasst werden würde – und konzentrierte sich nun stärker auf städtebauliche Probleme, wandte sich gegen Großformen, Stadtautobahnen und Kahlschlagsanierungen.⁶³ Das Entstehen partizipativer Planung ist als Resultat dieser Protestbewegung zu betrachten. Bürgerinitiativen und Interessensgruppen fanden immer mehr Gehör im Planungsprozess und der Prozess der Beteiligung wurde mit der Zeit institutionalisiert, indem in Workshops und Bürgerforen Details der Planung diskutiert und auf die Interessen der Bürger abgestimmt wurden. In den siebziger Jahren ist eine stärkere Politisierung des Planungsprozesses festzustellen. Nachdem sich das öffentliche Interesse an Beteiligung an und Ergebnissen der Stadtplanung erhöht hatte, begannen auch die politischen Parteien sich für die Stadtplanung zu interessieren und es wurden Grundsatzprogramme verabschiedet.⁶⁴ Durch die verstärkte Beteiligung der Bevölkerung und die allgemeinen Veränderungen der Gesellschaft gelangten neue Werte in die Planung und es wurde nun vermehrt die Erhaltung historischer Bebauung, wenn diese zumindest noch in Resten vorhanden war, angestrebt. Einen Höhepunkt des Protests in der Fachwelt war die Ausstellung Profitopolis in München 1971⁶⁵. Es wurde beklagt, dass die Entwicklung der Städte nur noch von Bodenpreis und Rendite getrieben werde und nicht mehr durch Planung geleitet. Allerdings waren die Vorschläge zur Lösung eher technischer als gesellschaftlicher Natur – Hochhäuser mit gemischten Funktionen und auch auf den Individualverkehr ausgerichtete Verkehrskonzepte wurden vorgeschlagen – und zielten deshalb an den Interessen der Protestbewegung vorbei. Die von dieser angestrebte Idealform der Stadt bezog sich stark auf die Stadt des 19. Jahrhunderts, also den Zustand der Stadt bevor Eingriffe moderner Planung sichtbar geworden waren.⁶⁶ Die ursprünglich revolutionär geprägten Formen der Moderne der zwanziger Jahre waren vom ›Klassenfeind‹ usurpiert worden, und hatten somit ihre Legitimität verloren, während nun die Gründerzeitviertel, die einst als das Symbol der Unterdrückung der Arbeiterklasse galten, als Heimat der einkommensschwachen Schichten als schutzbedürftig betrachtet wurden. So wurde die Idee der vormodernen Stadt zu einem städtebaulichen Leitbild der Protestbewegung und auch wenn es paradox erscheint, wurden die ehe-

⁶³ MÜLLER-RAEMISCH 1998, S. 98

⁶⁴ Diese wurden in einer Synopse vom Deutschen Institut für Urbanistik 1976 erstmals gedruckt vorgelegt. DEUTSCHES INSTITUT FÜR URBANISTIK 1976

⁶⁵ KAT. AUSST. MÜNCHEN 1971

⁶⁶ MÜLLER-RAEMISCH 1998, S. 104

mals als menschenunwürdig verschrienen Bauten nun zum Vorbild zur Wiedergewinnung einer ›menschlichen Stadt‹. Fünfzig Jahre modernes Bauen wurden schlicht ausgeblendet.

Aufgrund der Besitzverhältnisse hatte sich die moderne Stadtplanung in den meisten Innenstädten niemals wirklich durchsetzen können, freischwinger Raum zwischen präzise platzierten Solitären war schlicht nicht existent und die Abstimmung und Zusammenfügung von Einzelgebäuden zu Ensembles gescheitert.⁶⁷ Gerade in Bezug auf die Gestaltung der Innenstädte wurden schon in den sechziger Jahren ältere Raumformen, insbesondere der Plätze, wieder untersucht und es entstanden Bestrebungen wieder mehr klar definierte und abgeschlossene Stadträume zu schaffen.⁶⁸ In den ersten vorgeschlagenen Projekten gelingt dies allerdings nur unter größtem Aufwand, beispielsweise mittels mehrgeschossiger Verkehrsführung.⁶⁹ Dennoch liegt hier der Keim einer Entwicklung, der in den folgenden Jahren in behutsameren Sanierungen und rücksichtsvollem Bauen im Bestand, mit dem Ziel die gewachsenen und klar definierten Stadträume zu erhalten, aufgehen sollte.

Die Theoretiker der klassischen Moderne, allen voran Le Corbusier, beabsichtigten die vormoderne Stadt möglichst vollständig auszulöschen. Abgesehen von einigen Monumenten sollte nichts bestehen bleiben das an sie erinnert.⁷⁰ Die in der Zeit während und nach der Industrialisierung entstandenen Städte und Viertel galten als unmenschlich und unzumutbar und sollten so schnell wie möglich durch neuere und auch ›bessere‹ Stadtteile ersetzt werden. Auch in den sechziger Jahren richtete man sich noch oft nach dieser Maxime und durch die Übertragung der Standards der aufgelockerten Stadt, vornehmlich der Forderung nach Licht, Luft und Sonne, auf Wohngebiete mit älterer Bausubstanz wären beispielsweise allein in Berlin fast eine halbe Million Wohnungen – was beinahe die Hälfte des Bestandes war – als abbruchreif eingestuft worden.⁷¹ In den siebziger Jahren wurden nun immer mehr Versuche behutsamerer Sanierungen gemacht, die nicht nur die Erhaltung der Bauten, sondern auch der sozialen Struktur der Bevölkerung der zu sanierenden Viertel zum Ziel hatten. Der Prozess des Wandels lässt sich anhand des Alsterzentrums in Hamburg nachvollziehen: Das Viertel, das im Krieg keine größeren Bombenschäden erlitten hatte, sollte dennoch ›verbessert‹ werden. Der vollständige Abriss

⁶⁷ MÜLLER-RAEMISCH 1998, S. 104

⁶⁸ Eine der ersten Untersuchungen dieser Art lieferte Gordon Cullen 1961 (CULLEN 1961)

⁶⁹ Als Beispiel könnte hier ein Projekt von Rob Krier für die ›Rekonstruktion des Stadtraumes‹ in Stuttgart angeführt werden. Um an der Oberfläche Platz für die schmalen Straßenzüge und Fußgänger zu erhalten, sollte der Individualverkehr (ähnlich wie bei ersten Projekten für die Frankfurter Zeil, Vgl. Kapitel III.2.1) auf einer zusätzlichen unterirdischen Ebene geführt werden. KRIER 1975, S. 208–214 (Abb. 10, Abb. 11)

⁷⁰ Als Beispiel könnte hier der ›plan voisin‹ von Le Corbusier von 1922 dienen, der den Abbruch von großen Teilen der Pariser Innenstadt vorsah um auf dem Gebiet neue Wohnquartiere zu errichten. LE CORBUSIER 1923 (Abb. 12)

⁷¹ MÜLLER-RAEMISCH 1998, S. 117

der Bebauung wurde fast selbstverständlich angenommen – ein Vorgehen, das laut Umfragen auch große Akzeptanz in der Bevölkerung genoss – und es wurde 1969 der Bau von riesigen Wohntürmen geplant.⁷² Letztlich entschied man sich dann allerdings um 1972 für eine behutsame und schrittweise Sanierung, welche mit Rücksicht auf den Bestand vorgenommen werden sollte.⁷³ Diese Entwicklung sollte sich fortsetzen und die Erhaltung der historischen Stadtgestalt – später sollte sie sogar geschaffen werden – mit dem Beginn der Postmoderne immer wichtiger werden.

⁷² DÜWEL/GUTSCHOW 2001, S. 240

⁷³ Zur Entwicklung des Alsterzentrums vgl. HÖHNS 1991

II. Die Postmoderne und die Stadt – Strategien zur Wiedererlangung von Identität und Erkennbarkeit

II.1. Der postmoderne Zustand

In verschiedenen Wissenschaften und wissenschaftlichen Zusammenhängen wird der Begriff Postmoderne, teils auch abhängig von der jeweiligen Position, äußerst verschieden verwendet, definiert und konnotiert. In der vom französischen Philosophen Jean-François Lyotard geprägten Form steht der Begriff im Zusammenhang mit dem Übergang von modernen zum postmodernen Wissen.⁷⁴ Das <moderne Wissen> war auf ein Ziel ausgerichtet, auf eine Gesamtidee oder <Meta-Erzählung>. Aus dem proklamierten Verlust des Geltungsanspruchs der <Meta-Erzählungen> der Aufklärung, des Historismus und des Idealismus, die jeweils ein zentrales Prinzip mit universellem Geltungsanspruch der Welt zu Grunde gelegt hatten, folgt das Ende dieses Wissenstypus.⁷⁵ Sowohl die Emanzipation des Individuums im Sinne Hegels als auch der sinnhafte Fortschritt der Geschichte in Richtung einer Utopie haben demnach ihre Gültigkeit als vereinheitlichend-verbindliche Leitideen verloren, wodurch auch das Projekt einer Moderne gescheitert sein muss. Keine allgemein verbindliche Theorie, keine allgemeingültige und übergeordnete Sprache existiert mehr, die das ganze System legitimieren und erklären könnte.⁷⁶ An die Stelle dieser <großen Erzählungen> – in deren Zentrum jeweils ein alles erklärendes Prinzip stand, sei dies nun das Subjekt, die Vernunft oder Gott – tritt ein auf Pluralität und Unaus-schöpfbarkeit ausgerichtetes Wissens- und Weltmodell der vielfältigen <Sprachspiele>, die der Heterogenität und Komplexität der Welt gerechter werden sollen als die Fixierung auf ein einziges ordnendes Prinzip. Das Primat der Vernunft, wie es die Aufklärung etabliert hatte, wird radikal in Frage gestellt und es ist eine vermehrte Beachtung von Gefühlswerten und menschlicher Affektivität festzustellen. Allerdings ist festzuhalten, dass Lyotard den postmodernen Zustand nicht als Ablösung von der Moderne, oder gar als neue Epoche sah – was ja im Sinne des Fortschrittsdenkens und einer linearen Geschichtsentwicklung gänzlich einer Geisteshaltung der Moderne entsprechen würde –, sondern eher als Konsequenz der Innovationen des 20. Jahrhunderts. Ihm zufolge zielten auch die künstlerischen Avantgarden des frühen 20. Jahrhunderts auf die Zerstörung der <altmodernen> Totalitätshoffnungen, womit gezeigt sei, dass auch schon

⁷⁴ Das entscheidende Werk zur Bildung und Definition des Begriffs war <Das postmoderne Wissen> (La Condition postmoderne: rapport sur le savoir) von Jean-François Lyotard, das 1979 erstmals veröffentlicht wurde. LYOTARD 1979

⁷⁵ «In äußerster Vereinfachung kann man sagen: <Postmoderne> bedeutet, dass man den Meta-Erzählungen keinen Glauben mehr schenkt.» LYOTARD 1979, 7/14

⁷⁶ WELSCH 1993, S. 34–36

innerhalb der Moderne eine Denkweise möglich war, die der Pluralität und der irreduziblen Widersprüchlichkeit des Lebens gerecht wurde.⁷⁷

Die Verwendung des Begriffs ‹Postmoderne› in der Architektur geht auf Charles Jencks zurück, genauer auf einen Aufsatz aus dem Jahr 1975, in dem er das Ende der Moderne konstatierte und den Terminus aus der Literaturwissenschaft aufnahm.⁷⁸ Leslie Fiedler bezeichnete Literatur als postmodern, die als ‹Doppelagent› eine Verbindung von Hoch- und Populärkultur sowie von Fiktion und Wirklichkeit bewerkstelligt, in sich also plural und oft widersprüchlich ist.⁷⁹ Analog forderte Jencks eine Erweiterung der architektonischen Sprache auf das Überlieferte und die kommerzielle Massenkultur. Dadurch soll eine ‹Doppelcodierung› entstehen, die sowohl die Eliten, als auch die Masse anspricht. Zur Zeit der von Jencks vorgenommenen Übertragung hatte der Begriff in der Literaturwissenschaft allerdings bereits Bedeutung als Symbol für alle reaktionären und anti-modernen Tendenzen der Konsumkultur erlangt, die sich meist in Fluchtbewegungen in die Geschichte und Nostalgie für eine ‹vormoderne Epoche› manifestierten.⁸⁰ Dieser negativen Konnotation zum Trotz sollte nach der Übertragung auf die Architekturtheorie, dem Konzept der Postmoderne ein positiver Sinn verliehen werden. Doch auch in der Architektur bekam der Begriff bald einen negativen Klang, wurde gemeinhin vor allem mit nostalgischen und historisierenden, beziehungsweise reaktionären Tendenzen in der Gegenwartsarchitektur assoziiert.

II.2. Postmoderne Architektur – Suche nach dem neuen Bild

«Verlängert man die Trends der letzten Jahrzehnte in die Zukunft, so kann man der Stadt keine Chance geben. Vor uns steht das Gespenst des sich über viele Quadratmeilen erstreckenden Häuserbreis, teils sich in maßstabslosen Betongebirgen chaotisch auftürmend, teils in monotoner Flachbebauung die Landschaft überwuchernd, von Autobahnen, Kleeblattkreuzungen, auf- und Abfahrtsrampen durchschnitten, von Auto und Industrieabgasen zugedeckt. Irgendwo außerhalb, weit zurückgedrängt, die Landschaft, auseinandergefallen in die durchrationalisierte Produktionssteppe der Landwirtschaft [...] und in eine domestizierte ‹Erholungslandschaft› für den Städter mit Großparkplätzen, Snack-Bars und Feriensiedlungen. Wenn wir das nicht wollen, müssen wir mehr tun als nur über die Planer, die Politiker und das gesellschaftliche System zu lamentieren: Wir müssen ein Bild von dem Entwickeln, was wir stattdessen wollen.»⁸¹

Mit der skizzierten Entwicklung der Siedlungsstruktur konstatiert Gerd Albers im Jahr 1972 etwas, das zur Grundlage der folgenden Entwicklungen werden sollte: Die Unzufriedenheit mit der Gegenwart und letztlich das Scheitern des monumentalen Experiments der architektoni-

⁷⁷ LYOTARD 2004, S. 35

⁷⁸ JENCKS 1975

⁷⁹ FIEDLER 1969

⁸⁰ HERAND 1978, S. 86

⁸¹ ALBERS 1972, S. 105–106, Hervorhebung hinzugefügt.

schen Moderne. Konfrontiert mit dem Ergebnis der Bautätigkeit der vergangenen Jahrzehnte erschien ein Innehalten notwendig, drängte sich eine Neuorientierung auf. Nicht ganz zufällig forderte Albers, dass das *Bild* einer Alternative entwickelt werden soll.

II.2.1. Abstraktion und Sinnentleerung

In der Rhetorik der Proponenten einer architektonischen Postmoderne definieren und erklären sich viele grundlegende Annahmen direkt oder indirekt durch die Ablehnung dessen, was allgemein als Moderne bezeichnet wird, auch wenn im Rückblick deutlich wird, dass der reale Bruch nicht annähernd so radikal war wie dies die Schriften dieser Zeit vermuten ließen. Dennoch bildet die Feststellung, dass die Moderne gescheitert sei, eine gemeinsame Basis der vielfältigen Strömungen dieser Zeit.

Die Entwicklung zur Postmoderne in der Architektur (aber auch im Städtebau) wird oft als Abkehr von einer auf das Funktionale reduzierten, dekorationslosen, auf reinen geometrischen Formen basierenden Architektur charakterisiert. Es wurde zunehmend bemängelt, dass es den Bauten und Städten an Individualität und vor allem an Inhalt fehle, dass ihnen der Sinn und die Bedeutung fehlen würden, die es Menschen erst ermöglichen sich mit ihrer Umwelt zu identifizieren. Dabei wurde geflissentlich übersehen, dass gerade die bemängelte Nüchternheit und die kahlen Fassaden dessen, was wir die klassische Moderne der Architektur zu nennen pflegen, zu Beginn mit großer Bedeutung beladen waren. Als Inbegriff der Abwendung von überkommenen Mustern und der bildlichen Inkarnation der autoritären Herrschaftssysteme in den mit historischem Dekor überladenen Fassaden der Jahrhundertwende, symbolisierten gerade die weiße Wand, die Glasflächen und die Asymmetrie den Aufbruch in eine neue Zeit und waren in gewisser Weise die physischen Manifestationen des Versprechens einer neuen, demokratischen und sozialeren Zukunft.⁸² Die Verbreitung der modernen Architektur fand in Deutschland allerdings nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten ein abruptes Ende. Im Deutschland der Nachkriegszeit wurden die modernen Bauformen, nicht zuletzt aufgrund dessen, dass ihre Proponenten von den Nationalsozialisten bekämpft worden waren, als demokratische Antwort auf die totalitäre Architektur und deren klassizierende Tendenzen gesehen und fanden dementsprechend große Verbreitung.⁸³ Gerade durch diese fast universelle Verbreitung ist die moderne Architektur im eigentlichen Sinn zum *«Stil»* geworden, der unabhängig von seiner Umgebung und

⁸² KLOTZ 1985, S. 18–19

⁸³ Aufgrund der sozialen Ideen vieler Vertreter der Moderne der Zwischenkriegszeit, die es zum Ziel der Architektur gemacht hatten der gesamten Bevölkerung *«guten»* und *«hygienischen»* Wohnraum zur Verfügung zu stellen und vor allem auch weil die als Symbole der Repräsentation autoritärer Herrschaft verstandenen Ornamente und Dekorationsformen abgelehnt wurden, galt die moderne Architektur als *«demokratischer»* Baustil.

der Zeit angewendet wurde und dadurch über die Jahre zu dem sinnentleerten Gebilde geworden war, das kritisiert wurde. Es ist allerdings zu beachten, dass die Kommunikation des Bedeutungsgehalts der klassisch modernen Bauweise vor allem dann funktioniert, wenn die kahlen, geometrischen Bauten im Kontrast zu einer ornamentierten und überladenen Architektur stehen, wie es zu Beginn des Jahrhunderts der Fall war. Wenn nun aber die Mehrzahl der Bauten nüchtern oder gar kahl ausgestaltet wird, verliert sich mit dem fehlenden Kontrast oft auch die Aussage, oder zumindest wird deren Lesbarkeit deutlich reduziert.⁸⁴ Die Bestrebungen mittels formaler ›Interessantheit‹ die Nüchternheit der modernen Baukörper zu überspielen konnten zwar ein kleines Maß an Abwechslung in die Stadtlandschaft bringen, allerdings konnte damit den ihrer Aussage und ihres Sinnes beraubten Formen der Moderne keine neue Bedeutung eingehaucht werden.⁸⁵ Genauso wie die Inhalte und Komplexitäten des modernen Architektursystems nach und nach zu Gunsten ökonomischer Gewinne reduziert und unterdrückt worden waren, konzentrierte sich allerdings auch deren Kritik auf einige wenige zum Klischee gewordene Bilder: Der freie Grundriss, die kahlen Fassaden und der Zeilenbau. Auf der theoretischen Ebene wurden die vermeintliche Geschichtslosigkeit und die Funktion als allein formgebende Komponente am heftigsten kritisiert. Es ist allerdings anzumerken, dass dabei zwischen der Rhetorik und der Realität modernen Bauens, zumindest bei einigen der prominenteren Vertreter, zu unterscheiden ist. Der Stadtplaner Lucio Costa orientierte sich bei der Planung von Brasilia am Paris des 19. Jahrhunderts⁸⁶, Le Corbusier führte die stereometrischen Formen der antike Architektur als Vorbild an⁸⁷ und gerade Gropius sah sich selbst als Teil einer historischen Tradition und bezog sich in Theorie und Praxis des Bauens auf die Baugeschichte.⁸⁸ Diese Positionen bilden einen Gegensatz zum – auch von Gropius – verbreiteten Bild der vermeintlich geschichtslosen Moderne, die alleine aus einem Bruch mit der Entwick-

⁸⁴ KLOTZ 1985, S. 41

⁸⁵ Vgl. Kapitel I.2

⁸⁶ SIGEL 2006, S. 8

⁸⁷ LE CORBUSIER 1923

⁸⁸ Auch die bauliche Tradition, die nach Gropius aus Lösungen, die sich über die Jahre in einem Prozess der natürlichen Selektion als die gültigsten Antworten auf die Fragen der Zeit erwiesen haben, besteht, fand Eingang in die Bautätigkeit der Moderne. Als Beispiel seien hier die (von Gropius studierten und auch an seine Schüler weitergegebenen) Proportionsschemata genannt, die für ästhetisch ansprechende Bauten garantieren sollten. Diese Tradition wird allerdings nicht als statischer Wert begriffen, sondern als vorübergehender Zustand an dessen Weiterentwicklung die gute Architektur teilhaben soll. Durch den Einbezug der ›Zeitideen‹ wird einer Stagnation vorgebeugt und die Fortsetzung einer ›Evolution der Ideen‹ ermöglicht, die den entwerfenden Architekten an einer Schnittstelle zwischen Vergangenheit und Zukunft situiert. Hierin zeigt sich ein sehr starkes Geschichtsbewusstsein und – vielleicht in Bezug auf die pointierte Rhetorik, die oft den Eindruck von absoluten und abschließenden Lösungen vermittelt noch entscheidender – man sieht auch ein Bewusstsein für die zukünftige Historizität des eigenen Wirkens, wodurch die oft manifestartig vorgebrachten Grundsätze in ihrem totalen Anspruch relativiert werden, da sie ja auch nur als über die Zeit zu verifizierende Vorschläge betrachtet werden. (CLAUSSEN 1986, S. 60–62)

lungsgeschichte der Architektur entstanden sei. Genauso ist das Bild des reinen Funktionalismus zu relativieren, bei dem keine ästhetische Prinzipien zur Anwendung gekommen seien.⁸⁹ Anhand dieser Beispiele ließe sich zeigen, dass die Postmoderne in gewissem Sinn auch eine Rückkehr zu ursprünglichen Ideen der Moderne war und nicht nur aus deren Ablehnung entstand. Die Ablehnung richtete sich im Wesentlichen gegen den Allgemeingültigkeitsanspruch, der im Zuge der Entwicklung der modernen Architektur entstanden war. Die Nachkriegsmoderne und deren «Meta-Erzählung der Architektur», die auf den Funktionalismus als verbindliches und ordnendes Prinzip reduziert worden war, hatten ihre Glaubwürdigkeit verloren. Es ließe sich die Theorie bilden, dass das Ende der Moderne mit dem Bedeutungszerfall ihrer Symbole einherging, denn von der mit einem positiven Fortschrittsglauben konnotierten Maschinenästhetik und dem Glauben an soziale Verbesserungen und eine moralisch-ästhetische Aufklärung ist in den Bauten des «Bauwirtschaftsfunktionalismus» nichts geblieben als die reine Form, die allerdings in ihrer Bedeutungslosigkeit auch auswechselbar geworden war.⁹⁰ Entscheidend für diesen Bedeutungszerfall der Symbole der Moderne war wohl auch eine veränderte Sicht auf das Konzept des Fortschritts. Die Moderne war gebunden an einen Fortschrittsbegriff, der von einem kontinuierlichen Verändern des Alten, beziehungsweise dessen Ersatz durch «besseres» Neues ausging. Heinrich Klotz stellte fest, dass die fortschrittlichen Bewegungen der Gegenwart um 1980 sich mit der Erhaltung des Bestehenden befassen, und in dieser Hinsicht das Fortschrittskonzept, wie es im 19. Jahrhundert entwickelt worden war und für die klassisch Moderne von essentieller Bedeutung war, außer Kraft setzen.⁹¹ Durch die veränderte Sicht auf den Fortschritt – oder in gewisser Weise die Zukunft – hatte sich auch die Wahrnehmung und Wertschätzung der Vergangenheit gewandelt. Wenn das Ende der Meta-Erzählungen auch das Ende eines linearen und auf Fortschritt ausgerichteten Geschichtsbilds bedeutet, verliert das Vergangene nicht mehr automatisch seine Gültigkeit, sondern kann als Teil einer akzeptierten Pluralität wieder aufgegriffen werden und neben dem Gegenwärtigen gleichberechtigt existieren.

⁸⁹ Die Form der Architektur sollte den Zeitgeist ausdrücken, den inneren Zweck veranschaulichen und nur Symbol ihrer selbst sein; eine Forderung die wohl vor Allem in Bezug auf die Ablehnung des Historismus zu verstehen ist. Die Art und Weise der Verdeutlichung dieser «Zeitideen» – also das Wie, die formale Lösung – blieb aber dem (Bau-)Künstler überlassen, auch wenn teilweise der Versuch wissenschaftlicher Erhebungen gemacht wurde. Die Raumgestaltung sollte nun die zentrale Leistung des Architekten werden, das «Verweben» von Raumteilen in «Bewegungsbeziehungen» und «fluktuierenden Kräfteverhältnissen» die Stelle der komplexen Zusammenstellungen schwerer, gegliederter Baumassen treten als Konstituenten einer neuen, raumbezogenen Architektur. Grundsatz und Basis jeder des Bauens war aber nach Gropius Vorstellung die Kenntnis und richtige Anwendung der Proportionen, welche die angestrebte bauliche Harmonie erst ermöglichen. Hier zeigt sich eine Schnittstelle zu der Architektur der vorangehenden Jahrhunderte. (CLAUSSEN 1986, S. 60–67)

⁹⁰ KLOTZ 1985, S. 43

⁹¹ KLOTZ 1985, S. 44

«Die Moderne», schrieb Habermas, «sieht sich, ohne Möglichkeit der Ausflucht, an sich selbst verwiesen».⁹² Indem die Moderne als Kulminationspunkt der Geschichte angesehen wurde und als sich ständig erneuernder und auf den Fortschritt ausgerichteten Prozess betrachtet wurde, ist ihre Überwindung in ihr systemisch als Rückgriff festgelegt.⁹³ Dieser Rückbezug auf die Vergangenheit wurde denn auch gemacht und die Maxime eines historischen Rückblicks auf die vergangenen Perioden und Stile der Architekturgeschichte, die durch Jencks' Prinzip der Doppel- und Mehrkodierung erst ermöglicht wurde, ist zweifellos ein ernstzunehmender Lösungsvorschlag gewesen, zeitgenössische Architektur aus dem Dilemma einer Zeichen- und Bedeutungslosigkeit zu befreien.⁹⁴

II.2.2. *Postmoderne Architektur – Kommunikation und Vergegenständlichung?*

Charles Jencks bestimmte den Zeitpunkt des Todes der Moderne auf die Minute genau: Als am 15. Juli 1972 um 15.32 Uhr in St. Louis (MO, USA) die Sprengung des Pruitt-Igoe Komplexes erfolgte, habe die Moderne ihr endgültiges Ende gefunden.⁹⁵ (Abb. 13) Auch wenn dies wohl vor allem publizistische Relevanz hat, so ist diese Sprengung dennoch Zeichen eben jener Entwicklung, die in den vorangegangenen Kapiteln beschrieben wurde: Das «Heilsversprechen Moderne» war entzaubert worden, die architektonischen Objekte hatten sich teilweise als unwohnlich und definitiv als unerwünscht erwiesen. Der Fortschritt sollte nicht mehr einzig messbare Maxime sein und das «Projekt der Moderne» wurde plötzlich als monumentales Scheitern betrachtet, dessen Spuren und Auswirkungen –zumindest teilweise – getilgt werden sollten.

Die architektonische Moderne war publizistisch zu Grabe getragen, doch stellte sich nun die Frage, was an ihre Stelle treten sollte. Erfolgte nun die Antwort auf den Bedeutungsverlust durch die bauliche Umsetzung einer Antithese zur Moderne, sozusagen in der Form einer trotzigigen Antwort? Historismus, da wo Geschichtslosigkeit geherrscht hatte?; Komplexität, da wo Einfachheit gefordert worden war?; Bilderflut und Symbolik, da wo Bilderfeindlichkeit gewirkt hatte?; *Genius loci* statt internationaler Gültigkeit?; Blockrandbebauung, wo der Zeilenbau die Stadt zum Verschwinden gebracht hatte?

⁹² HABERMAS 1985.2, S. 16-17

⁹³ SLOTERDIJK 1996, S. 50

⁹⁴ Lyotard hat sich mehrfach gegen die oberflächliche Beliebigkeit des *anything goes* und des «zynischen Eklektizismus» in der Architektur ausgesprochen und eine «achtenswerte Postmoderne» gefordert, der präzise Reflexion zugrunde gelegt ist. WELSCH 1993 S. 35, Zitate von Lyotard aus LYOTARD 1985, S. 38 und 30

⁹⁵ Die erst wenige Jahre zuvor nach Plänen von Minoru Yamasaki von 1952–55 im Zeilenbau errichtete Siedlung war in gewisser Weise zum Sinnbild des Scheiterns der modernen Architektur geworden. Soziale Probleme und auch die geringe Akzeptanz für die Architektur führten zu Entschluss die Siedlung zu Sprengen und neu zu überbauen. JENCKS 1977, S. 9

Auch wenn die formulierten Antithesen etwas anderes vermuten ließen, war der Übergang von Moderne zu Postmoderne im Wesentlichen ein fließender, fern von jenem revolutionären Furor mit dem die Architekten der modernen Architektur-Avantgarde zu Beginn des Jahrhunderts angetreten waren um die Welt in ihren Grundfesten zu erschüttern. Die architektonischen Formen und Lösungen sollten erweitert und transformiert, das unvollendete Projekt ergänzt werden, ohne jedoch den Anspruch auf Vollendung zu erheben. Die Postmoderne ist als Resultat einer Entwicklung zu sehen, die seit den sechziger Jahren parallel zur Weiterführung des Funktionalismus und der Moderne verlief. Es wurde versucht ein neues Konzept der Moderne zu formulieren, zu Beginn allerdings nicht mit revolutionären Absichten, sondern eher im Bestreben diese zu erneuern, sie zu verbessern oder gar zu ihren Ursprüngen zurückzuführen. Bewusst wurde dabei auf den radikalen Bruch mit der Geschichte verzichtet, da dieser nicht mehr von Nöten zu sein schien, wie Ernesto Rogers bereits 1959 feststellte:

«Die Pioniere der modernen Architektur vertraten Auffassungen antihistorischer Art, jedoch entstammten diese Auffassungen einer großen Revolutionszeit, die es für geboten halten musste, dass ihr oberstes Gebot ein neues Verhältnis zur Tradition sei. Unsere Zeit hat es nicht mehr nötig, sich diesem Gebot zu unterwerfen.»⁹⁶

Durch diesen neuen Bezug zur Geschichte und den damit einhergehenden Respekt vor dem Vergangenen wurde auch der Fortschritts- und Erneuerungsimperativ relativiert. Nicht nur der Geschichte wurde vermehrte Bedeutung zugemessen, auch der Bezug zur unmittelbaren Umgebung wurde immer stärker gesucht. Die Moderne wurde also revidiert, erneuert und kontextualisiert, sollte aber im Prinzip vorhanden bleiben. Was entstand war eine Epoche des Relativierens: die Verbindung und das Vermitteln sollen an die Stelle der absoluten Gebote der Moderne treten, Kontextbezogenheit und Relativismus die Autarkie der modernen Solitäre aufbrechen, ohne dass aber zu Beginn die Formensprache der modernen Architektur grundsätzlich in Frage gestellt worden wäre.

Doch was ist das Produkt dieser «ungewollten» Revolution, die Postmoderne? «Stilpluralismus» oder «Eklektizismus» – die beiden wohl am meisten benutzten Begriffe bei Charakterisierungsversuchen der Postmoderne – beschreiben dabei nur einen Teil der Entwicklung, auch wenn die dem Dogmatismus der Moderne entgegengesetzte Vielfalt eines ihrer wesentlichsten Kennzeichen ist. Ein einigendes Merkmal der differenzierten Strömungen ist, dass wohl alle als in gewisser Weise Weiterentwicklungen auf der Basis moderner Ideen sind.⁹⁷ Ein weiteres Element,

⁹⁶ Oscar Newman, CIAM '59 in Oterloo, Hrsg. Jürgen Joedicke, Stuttgart 1961, S. 91-94 (Beiheft deutsche Übersetzung), zit. n. KLOTZ 1985, S. 108

⁹⁷ Eine wirkliche Zuwendung zu vormoderner Bautätigkeit wurde weder gefordert noch vollzogen. Auch architekturtheoretisch konnten sich die meisten Strömungen auf einige Ansätze der klassischen Moderne der Zwischenkriegszeit berufen. WELSCH 2004, S. 36-38

das allen verschiedenen Strömungen innerhalb der Postmoderne gemein ist und vielleicht auch am deutlichsten eine Abgrenzung von der Moderne ermöglicht, ist die Fiktionalisierung der Architektur, die Wiederentdeckung der Möglichkeit der Kommunikation von Inhalten durch architektonische Mittel. In dieser Hinsicht könnte man, wie dies vor allem Heinrich Klotz vorschlägt, die Postmoderne als ›Vergegenständlichung‹ der Architektur bezeichnen, die auf die Moderne folgt, die dann im wesentlichen als ein Abstraktionsprozess gesehen würde.⁹⁸ Durch ihre neue ›Gegenständlichkeit‹ sollte die Architektur wieder erkennbarer werden um besser als Anhaltspunkt und Orientierungsmöglichkeit für die Betrachter und Benützer dienen zu können. Das Verhältnis zwischen Moderne und Postmoderne wurde kontrovers diskutiert. Lyotard ging davon aus, dass die Postmoderne nicht *nach* der Moderne anzusiedeln sei, sondern immer schon in dieser enthalten gewesen ist.⁹⁹ Charles Jencks stellte fest, dass die Postmoderne das Ende der Moderne sei, Heinrich Klotz sah sie eher als deren Revision am Übergang zu einer zweiten Moderne.¹⁰⁰ Umberto Eco betrachtet ›postmodern‹ nicht eigentlich als einen Epochenbegriff, sondern als «eine Vorgehensweise, ein *Kunstwollen*», wodurch jede Epoche nebst ihrem Manierismus auch ihre Postmoderne habe.¹⁰¹ Wolfgang Welsch betont, dass man letztlich davon ausgehen muss, dass die architektonische Postmoderne in ihrer Ausprägung um 1980 eher eine Spielart der Moderne war, als dass sie als neue Epoche gesehen werden könnte. Zwar wurden einige Einschränkungen des Internationalen Stils abgelegt, doch verabschiedete man sich nicht generell von den Errungenschaften des 20. Jahrhunderts. Die Spielart war eine andere, vielleicht eine vielfältigere, doch in ihrem Kern blieb sie Teil der Moderne. Laut Welsch bestand die Grundhaltung der Moderne darin, dass bei allen Unterfangen vom Menschen ausgegangen werden sollte, von der grundsätzlichen Unterschiedlichkeit von Mensch und Welt. An dieser grundsätzlichen Prämisse rüttelte auch die Postmoderne nie, wodurch sie letztlich Spielart der Moderne geblieben sei.¹⁰²

II.2.3. *Architektonische Entwicklung – Theorien*

Wenn im Folgenden vornehmlich auf die Entwicklung der Postmoderne in der Architektur eingegangen wird, geschieht dies, weil sich anhand der Architektur Entwicklungen aufzeigen lassen, die auch im Städtebau entscheidend waren. Nicht zuletzt weil gerade im betrachteten Zeit-

⁹⁸ Wie es vor allem von H. Klotz nahegelegt wird (KLOTZ 1985, S. 18–21)

⁹⁹ «Die Postmoderne situiert sich weder nach der Moderne noch gegen sie. Sie war in ihr eingeschlossen, nur verborgen.» Übersetzt nach dem Umschlagrücken der französischen Ausgabe von ›La Condition Postmoderne‹, Paris 1979

¹⁰⁰ Klotz 1985.1, S. 20

¹⁰¹ WELSCH 2004, S. 36

¹⁰² WELSCH 2004, S. 36–38

raum die Änderungen am urbanen Geflecht auch in Frankfurt meist aus Einzelinterventionen baulicher Art bestanden und eben dezidiert nicht aus den großen städtebaulichen Entwürfen, ist der Rahmen des architekturtheoretischen Diskurses der Zeit entscheidend.

Die amerikanische Postmodernetheorie: Venturi

Auch wenn er sich selbst nie als Architekten oder Theoretiker der Postmoderne bezeichnet hätte, sind die Schriften und Bauwerke von Robert Venturi, die meist in Zusammenarbeit mit Denise Scott-Brown erarbeitet wurden, mit die wichtigsten in der Entwicklung der Postmoderne in den USA – und später auch in Europa.

Aus Unzufriedenheit mit der Einförmigkeit und dem Dogmatismus der Architektur seiner Gegenwart schlug Venturi 1966 Komplexität und Widerspruch als Antwort auf die Reduktionen der Moderne vor.¹⁰³ Indem historische Bruchlinien, aber auch schlicht ästhetische Kontraste bewusst inszeniert wurden, sollte die Architektur neue Ausdrucksformen finden. Zu Beginn war nicht der Rückgriff auf die Geschichte der lokalen Umwelt aus Respekt vor dieser entscheidend, sondern die prinzipielle und theoretische Entgegnung zu den vereinfachenden und verallgemeinernden Prinzipien der Moderne. Das Anerkennen der vielfältigen Einflüsse auf die Bautätigkeit schuf und inszenierte die Komplexität, statt mit baulicher Gewalt jegliche Widersprüche unter einem weißen und geometrischen Kleid zu verstecken. Es war im Prinzip eine mit diskursiven Mitteln vorgenommene Reaktion, die eher auf theoretische Art auf die Prinzipien der modernen Architektur reagierte, als dass sie aus konkreten Projekten hervorgegangen wäre.¹⁰⁴ Die Architektur sollte wieder mehr können als bloß zu funktionieren, sie sollte auch wieder zum Mittel der Kommunikation von Inhalten werden und mit Bedeutungen aufgeladen werden die außerhalb ihrer Selbst liegen. Durch die Inszenierung von Spannung und Widersprüchen sollten auch wieder Stimmungen und Gefühle geweckt werden, die sich angesichts der Hermetik der makellosen Funktionalität modernen Bauens nicht entwickeln konnten, deren Erzeugung aber auch bewusst nicht gesucht worden war. Dieser Prozess spiegelt wohl eine allgemeine gesellschaftliche Tendenz zur Individualisierung wieder: Genauso wie das Interesse des einzelnen Menschen immer mehr ins Zentrum der Lebensentwürfe gelangt, wird auch vermehrt versucht das Individuum anzusprechen, anstatt einen genormten Funktionsraum für einen

¹⁰³ VENTURI 1966

¹⁰⁴ Die Umsetzung der Ideen in konkrete Bauten und Planungen folgte erst später, wie Beispielsweise beim Projekt für ein Bürogebäude am Transportation Square in Washington D.C. 1968 (Abb. 14) oder dem Sanierungsprojekt für North Canton. (KAT. AUSST. PHILADELPHIA 2001, S. 31–36)

angenommenen genormten Menschen zu erschaffen.¹⁰⁵ In gewisser Weise waren diese ersten Bestrebungen auch gegen die elitäre Sicht der Architektur (und der Kultur) gerichtet und sollten auch von dem Bild des «allwissenden Architekten» wegführen, der über seine baulichen Interventionen das Gute und die Gemeinschaft fördert.

Der wohl entscheidendste und folgenreichste Prozess vollzog sich später – wiederum im Zusammenhang mit einer Publikation von Venturi und Scott-Brown, die in «Learning from Las Vegas» anhand der Architektur des Strip in Las Vegas den Symbolgehalt von Architektur untersuchten¹⁰⁶ –, als die Kategorien Form und Inhalt, die in der modernen Architektur (zumindest theoretisch) zu einer untrennbaren Einheit geworden waren, voneinander gelöst wurden um wieder als separate Ebenen des Bauwerks wahrgenommen zu werden. Die Gestaltung der äußeren Form eines Gebäudes sollte nicht mehr bloß das Abbild der Funktionen und Abläufe der Räume sein, sondern eine eigenständige Funktion erfüllen: die Kommunikation von Inhalten. Die Architektur ist nicht mehr nur als Abbild ihrer selbst zu sehen, sondern wird zum Symbol mit Verweischarakter. Mithin resultierte diese Trennung von Inhalt und Form auch in der Lösung der Abhängigkeit vom Baukörper in der Gestaltung der Fassade. In ihrer extremsten Ausformung zeigt sich diese Trennung in einem der beiden von Venturi in «Learning from Las Vegas» postulierten Architekturtypen: «A house is a decorated shed»!¹⁰⁷ (Abb. 15) Ein paradigmatisches Beispiel für einen «decorated shed» ist der Entwurf von Robert Venturi für die *National Collegiate Football Hall of Fame* aus den Jahren 1966-67.¹⁰⁸ (Abb. 17) An einem kleinen, quaderförmigen Baukörper, den man auch als Schuppen (shed) oder in Anbetracht seiner Funktion gar als Reliquienschrein bezeichnen könnte, wird eine viel größere, an die Form einer Werbetafel erinnernde Fassade angebracht. Diese sollte als Mediascreen gestaltet sein um so die Kommunikation des Gebäudes mit den Betrachtern der Fassade zu ermöglichen. Die Fassade wird zum Symbolträger und als solcher als unabhängig vom dahinterliegenden Gebäude betrachtet. Dennoch werden von Venturi in den meisten Entwürfen bezüglich der Konstruktionsart und Behandlung der Wand und Fassade an sich bei Venturi die Prinzipien der Moderne nicht aufgegeben. Es handelt sich immer noch um die dünnen Membrane und glatten Flächen der Moderne, die nun einfach mit Symbolgehalt angereichert werden und nicht um eine Rückkehr zu den massiven, von plastischen Ornamenten überzogenen Fassaden der vormodernen Architektur. Daran zeigt sich deutlich, dass die Postmoderne eben

¹⁰⁵ In Anbetracht dessen, dass die großen gesellschaftlichen Utopien als gescheitert betrachtet wurden, wurde auch das Gewicht der Gemeinschaft bei Entscheidungsfindungen nach und nach zurückgestellt hinter die Bedürfnisse jedes Einzelnen. Zu den gesellschaftlichen Prozessen: NOLTE 2004, S. 40–51

¹⁰⁶ VENTURI/SCOTT-BROWN/IZENOUR 1977

¹⁰⁷ Der zweite Typus, die «duck», bezeichnete ein Gebäude, das als ganzes die Form des zu Symbolisierenden annimmt. (Abb. 16) Vgl. VENTURI/SCOTT-BROWN/IZENOUR 1977, S. 87–91

¹⁰⁸ KAT. AUSST. PHILADELPHIA 2001, S. 38–41

nicht nur Bruch mit der Moderne ist, sondern auch deren Fortsetzung! Allerdings ist die Re-Etablierung der Architektur als Zeichenträger der wohl deutlichste Angriff auf die Prinzipien der Moderne, wurde dadurch im weiteren Sinne doch das ehemals als ‹Verbrechen› verteilte Ornament zurück auf die ‹gereinigte› Fassade gebracht.¹⁰⁹

Charles Moore und das Zitat der Vergangenheit

Eine weitere Entwicklung ist die Wiederaufnahme von Formen aus der Architekturgeschichte. Zu Beginn geschieht dies meist mittels einzelner Zitate, oder der pastiche-artigen Mischung von verschiedenen Zitaten, ohne dass jedoch ganze Bauten durch die – im historistischen Sinn – korrekte Anwendung eines Stils gestaltet wurden. Die bewusst zitierten Formen und Ideen aus der Vergangenheit werden allerdings meist in verfremdeter oder ironisierter Art und Weise wiedergegeben. Am wohl bekanntesten und meistbeachteten Beispiel der Wiederaufnahme von Formen aus der Architekturgeschichte, der von Charles Moore geplanten *Piazza d'Italia* in New Orleans, lässt sich diese Verwendung von Formen aus der Architekturgeschichte veranschaulichen.¹¹⁰ (Abb. 18) Elemente der klassischen Säulenarchitektur werden verwendet, allerdings werden diese jeweils durch neuartige Materialwahl, beispielsweise Kapitelle in glänzendem Chromstahl (Abb. 19) oder durch Wasserstrahlen nachempfundene kannelierte Säulenschäfte (Abb. 20), oder durch die Verbindung mit Neonröhren (Abb. 21) deutlich verfremdet. Durch die trotz aller Verfremdungen erkennbar bleibenden Zitate soll die Architektur wieder in die Lage versetzt werden Erinnerungen zu wecken und dadurch Identität zu schaffen, allerdings ohne den Anspruch zu haben, dass diese Architektur im Sinne einer Simulation ihr Vorbild ersetzt. Die ironische Brechung, die vermeintlich ‹kitschigen› Elemente, schaffen eine Distanz zum Vorbild, welche notwendig ist um den Verweischarakter offensichtlich zu machen, ohne sich aber soweit davon zu entfernen, dass die Erkennbarkeit verloren geht.¹¹¹

Die Wiederaufnahme von Motiven der Architekturgeschichte erwies sich insofern als problematisch, als die meisten repräsentativen Dekorationsformen letztlich Formen der Machtdemonstration waren.¹¹² Das ‹schöne Bauen› war stets ein Privileg der Mächtigen gewesen, die mittels eben dieser Bauten ihre Macht demonstriert und illustriert hatten. Die Moderne hatte diese Dekorationsformen verworfen, nicht zuletzt mit der Absicht dem Ideal des gleichen Menschen in der Demokratie ein Ideal des gleichen Bauens zur Seite zu stellen. Bei der Wiederaufnahme der

¹⁰⁹ LOOS 1908

¹¹⁰ JOHNSON 1987, S. 184–189

¹¹¹ Vgl. Umberto Eco, Nachwort zu ‹Der Name der Rose›, zit. nach MÜLLER-RAEMISCH 1998, S.141: ‹Hier wird eben ‹Ironie› als Möglichkeit gesehen, die in der Kunst und Literatur durch längere Benutzung ‹verbrauchten› Ausdrucksformen unter Eingeweihten durch ironisches zitieren doch wieder einzuführen. Ihre Wiederverwendung erfolgt dann sozusagen unter Anführungszeichen.› und ECO 1994, S. 77

¹¹² KLOTZ 1985, S. 158

Bauglieder in der Postmoderne werden diese aus ihren Systemen gerissen und ihrer Funktionen entkleidet und sollen dadurch nicht mehr den Repräsentationsanspruch der Vergangenheit enthalten, sondern zu reinen Zeichenträgern werden, die der Erinnerung einzelner Betrachter dienen und nicht die Bauherren glorifizieren sollen. In diesem Sinne wurde versucht diese Symbole zu demokratisieren, sie der Allgemeinheit zugänglich und nutzbar zu machen. Es soll eine Spannung aufgebaut werden zwischen ›Erkennen‹ und ›Ent-täuschen‹ genauso wie zwischen Geschichte und Gegenwart.¹¹³ Es wird eine mit fiktiven oder fiktionalen Motiven aufgeladene Architektur geschaffen, die an vergangenes alludiert ohne es zu verkörpern oder suggerieren zu wollen. Sie erinnert an etwas, erzählt von etwas und soll dadurch narrative Architektur sein. Ein Beispiel wie das Spiel der postmodernen Architektur, sowohl mit der Geschichte als auch mit der Idee von Architektur als Kommunikationsmittel und Zeichenträger, funktionieren kann, bietet die ›Rekonstruktion‹ des *Franklin Court* durch Robert Venturi und John Rauch in Philadelphia anlässlich des 200-Jahr Feiern der Unabhängigkeitserklärung.¹¹⁴ (Abb. 22) Mittels einer weißen Stahlkonstruktion wurde die Umrisslinie eines traditionellen Hauses plastisch ›gezeichnet‹, während die erhaltenen Überreste der Fundamente durch in den Boden eingelassene ›Fenster‹ sichtbar gemacht wurden. Das Projekt zeigt, dass die Zeichensprache der Architektur losgelöst von der Binnengestaltung funktionieren kann und wie ein Verweissystem durch zeichenhafte Zitate in der Architektur aussehen könnte.¹¹⁵

Aldo Rossi und die Architektur der Stadt

Auch in Europa entwickelte sich eine Gegenbewegung zur Architektur der Moderne. Bereits die Auseinandersetzung am und nach dem 10. CIAM Kongress zeigte, dass die universellen Ideen der Moderne unvereinbar waren mit orts- und traditionsbezogenen Gestaltungsprinzipien. Das als Antwort auf diese Feststellung entstehende kontextualisierte und sich an der Umwelt relativierende Bauen entwickelte sich hin zur Postmoderne.¹¹⁶ Im weiteren Verlauf sollte auch die Ästhetik wieder einen gleichberechtigten Platz neben der reinen Funktionalität der Gebäude bekommen. So forderte Oswald Mathias Ungers später, dass die Architektur wieder eine autonome ästhetische Sprache erhalten solle und dass die Ästhetik wieder stärker in den Entwurfsprozess einbezogen werde.¹¹⁷ Auch die von Aldo Rossi propagierte *architettura razionale* sollte

¹¹³ KLOTZ 1985, S. 160

¹¹⁴ KAT. AUSST. PHILADELPHIA 2001, S. 69–71

¹¹⁵ SIGEL 2006, S. 21

¹¹⁶ KLOTZ 1985, S. 106–107

¹¹⁷ UNGERS 1981, S. 69–93

aus der funktionalistischen Verengung herausführen.¹¹⁸ Rossi machte sich auf die Suche nach den Archetypen der Bauten und Städte, um so zu einer über die Ansprüche der reinen Funktion hinausgehende Architektur zu kommen. Das wohl wichtigste theoretische Werk war Aldo Rossis *L'Architettura della Città* aus dem Jahr 1966, das in Deutschland allerdings erst nach der Publikation einer Übersetzung 1973 große Wirkung entfaltete.¹¹⁹ Niederschlag im Städtebau fanden die Ideen gar erst gegen Ende der siebziger Jahre.¹²⁰ Rossi analysiert die Stadt als architektonisches Werk und nicht als politisches oder ökonomisches System und folglich sind auch nicht politische oder gesellschaftliche oder strukturelle Prozesse, denen in funktionalistischer Weise gefolgt werden muss, die Determinanten für einen Entwurf, sondern die ästhetische und psychologische Wirkung der Architektur und ihrer Wahrnehmung werden als entscheidend angesehen. So wird die Stadt als gewachsenes Konglomerat angesehen, das kontemplativ erfasst werden soll. Wichtig an dem Werk ist vor allem, dass die Stadt um ihre psychische Dimension erweitert wird. Angelehnt an die Ideen des Soziologen Maurice Halbwachs sieht Rossi die Stadt nicht nur als Raum, sondern auch als Form kollektiver Erinnerung, deren Seele und Wesen hauptsächlich aus ihrer Geschichte und Tradition und vor allem deren Erinnerung besteht.¹²¹ Nachdem sie von Le Corbusier in den zwanziger Jahren zum Werkzeug deklariert wurde¹²², wollte Rossi die Stadt (und die Architektur) nun wieder als Kunstwerk umdeklariieren und ihre Vergangenheit respektieren: *«Im Gegensatz zum Werkzeug veraltet ein wirkliches Kunstwerk nicht, denn die Kunst kennt, im Gegensatz zur Technik keinen Fortschritt. Dieser Gedanke der Permanenz wird bei Rossi zum gewichtigen Kriterium. Im Kunstwerk <Stadt> haben sich über den geschichtlichen Wandel der verschiedenen funktionalen Anforderungen hinaus primäre Strukturen als permanente städtische Phänomene erhalten und ihn in mehr oder minder gleichbleibender Gestalt überdauert.»*¹²³ Letztendlich sollte nicht der Funktionalismus abgeschafft werden, sondern er sollte um eine Dimension des Ausdrucks ergänzt werden. Ein fiktionales, narratives Element kommt hinzu und leicht historisierende Elemente ergänzen die funktionalistischen Formen, während die Symmetrie Erinnerungen an Großprojekte vergangener Jahrhunderte weckt.

¹¹⁸ *«Architettura Razionale»* war der Titel der von Rossi kuratierten Architekturabteilung der 15. Mailänder Triennale 1973. Es erschien auch eine Publikation mit dem gleichen Titel. ROSSI 1973

¹¹⁹ ROSSI 1966 (Deutsche Erstübersetzung, Düsseldorf 1973)

¹²⁰ MÜLLER-RAEMISCH 1998, S. 145

¹²¹ Rossi zitiert aus HALBWACHS 1967, S. 134–5: *«Wenn zwischen den Häusern, den Straßen und den Gruppen ihrer Bewohner nur eine rein zufällige Beziehung bestände, könnten die Menschen ihre Häuser, ihre Straßenviertel, ihre Stadt zerstören und demselben Grund eine andere Stadt nach einem andersartigen Plan wiederaufbauen; aber wenn die Steine sich auch versetzen lassen, so kann man doch nicht ebenso leicht die Beziehungen verändern, die zwischen den Steinen und den Menschen entstanden sind.»*

¹²² LE CORBUSIER 1929

¹²³ NEUMAYER 2001, S. 32

II.2.4. Postmoderner Städtebau

Im Bereich des Städtebaus ging die Postmoderne sowohl von der Protestbewegung¹²⁴, als auch von den bereits angeführten Architekturtheoretikern in den USA und Europa aus. Ohne dass ein wirklicher Zusammenhang zwischen den beiden Ursachen bestünde – außer dem eben ex post formulierten und vielleicht einer generellen gesellschaftlichen Grundstimmung, welche beide Prozesse antrieb –, haben beide die Entwicklung der Postmoderne im Städtebau erst ermöglicht. Mit der Postmoderne wird die Stadt wieder vorrangig als architektonisches Konglomerat betrachtet und damit rücken wieder verstärkt ästhetische Ideen und Fragen der emotionalen Wahrnehmung ins Zentrum der Überlegungen zum Städtebau, nachdem zuvor Gesellschaftspolitik und wissenschaftliche Untersuchungen größeres Gewicht hatten.

Die grundsätzliche Neuerung des postmodernen Städtebaus war – analog zur architektonischen Entwicklung –, dass der Kontext, sei dieser nun historisch, physisch, sozial oder gar auf die Massenkultur bezogen, wieder in den Planungsprozess einbezogen wird, oder zumindest rhetorisch sogar zu dessen definierendem Element wird.¹²⁵ Ein großer Teil der historischen Bausubstanz in Deutschland war im Krieg zerstört worden, ein nicht unbeträchtlicher Teil danach im Wiederaufbau vernichtet, weil die Städte an eine fortschrittliche Zukunft abgepasst werden sollten, und man sich nicht mit der Kontemplation der Vergangenheit aufhalten wollte. Die oftmals zerstörerischen technischen Lösungen waren vollends auf prognostizierte Bedürfnisse der Zukunft zugeschnitten und eine Vergangenheit konnte deshalb keine Rolle in den Überlegungen spielen. Als Antwort auf den Bruch mit Ort und Geschichte in der Moderne, bildet die neuerliche Erschließung der Stadt in ihrer ganzen Komplexität und Widersprüchlichkeit ein gemeinsames Moment postmoderner Stadtbautheorien.¹²⁶ Das Bestehende sollte akzeptiert werden und den Ausgangspunkt bilden für die weitere Entwicklung der Stadt, während radikale Schnitte und Veränderungen vermieden wurden. Die Entwicklung führte weg von der Suche nach dem großen Wurf, der allumfassenden und endgültigen Lösung in großem Maßstab, hin zu gezielten einzelnen Eingriffen. Auch die Figur bzw. das Image des Stadtplaners wird in Frage gestellt und diesem die Deutungshoheit über das ‹Gute› und ‹Richtige› für die Bewohner einer Stadt abgesprochen. All dies führt dazu, dass der Städtebau immer mehr die Form eines *disjointed incrementalism* annimmt, in dem kleine und kleinste Interventionen den Bestand nach und nach den Bedürfnissen anpassen, ohne den Anspruch auf übergeordnete Gültigkeit der jeweiligen Lösung zu haben: An die Stelle der zu schaffenden Zukunft treten nun verschiedene mögliche

¹²⁴ Vgl. Kapitel I.3

¹²⁵ ELLIN 196, S. 155

¹²⁶ Vgl. auch VENTURI 1966 und Kapitel II.2.3.1

Zukünfte. Dies steht im Einklang mit dem von Lyotard postulierten Ende allgemeingültiger Narrative in der Postmoderne und der geforderten Wahrnehmung der Welt als ein seiner in Heterogenität und Widersprüchlichkeit prekäres Ganzes.

In der städtebaulichen Praxis entstand ein neues Idealbild der vorsichtigen und schrittweisen Erneuerung von einzelnen Blocks. Nicht nur Gebäude galten als schützenswert, sondern auch die Sozialstruktur und die Mietniveaus der zu sanierenden Bezirke und somit wurde erstmals der Erhalt des Stadtbildes und der Bebauungsstruktur an die Erhaltung der Sozialstruktur geknüpft. In Berlin etablierte sich ein System behutsamer Entkernung der Blockbebauung mit einer teilweisen Beibehaltung der Hinterhofbebauung.¹²⁷ (Abb. 23, Abb. 24) Zum institutionalisierten Zentrum dieser Bemühungen, die allerdings von Protestbewegungen ausgingen, wurde Berlin, wo nach heftigem politischem Ringen die Durchführung einer Internationalen Bauausstellung (IBA) beschlossen wurde. Unter der Ägide der federführenden Architekten um Josef Kleihus und Hardt-Waltherr Härner sollten Möglichkeiten zur Stadtreparatur und -erneuerung untersucht werden, in Stadtteilen deren vormoderne Stadtstruktur noch weitgehend erhalten war.¹²⁸ Durch die Planung in kleinen Schritten und den dem Bestand entgegengebrachten Respekt sollte die Geschichte der Stadt wieder (ab-)lesbar werden und ihre Spuren nicht aufgrund der Ausrichtung auf immerwährenden Fortschritt getilgt. Bruchlinien und Narben wurden gezeigt oder gar inszeniert, im Gegensatz zu den glatten, alles überdeckenden Fassaden und perfekten Formen der Neubaugebiete. *«Der Anknüpfungspunkt an das Gewesene und damit auch die Erschließung von Unterbewusstem und zeichenhaft Irrationalem für ein neues Stadtbild konnte nur in dieser Umgebung (Berlin) geschehen. Der <genius loci> regte sowohl zur Erhaltung und Wiederherstellung des Alten als auch zur Ergänzung und Uminterpretation durch Neues an. Die alte <vormoderne> Stadt hatte die neue <potmoderne> Stadt inkorporiert.»*¹²⁹

Die Formen der Vergangenheit wurden allerdings nicht nur bewahrt, sondern auch neu geschaffen. Auch vorstädtische Siedlungen sollten nun plötzlich an gewachsene Städte erinnern und <vormodernen> Bebauungsstrukturen folgen. Die Formen aller Epochen tauchten wieder auf, das wichtigste Element war jedoch genau definierter und umschlossener Raum, der jenen Halt und die Orientierung bieten sollte, welche durch den fließenden Raum der lockeren Siedlungsstrukturen der Moderne abhandengekommen war. Achsen und Kreisplätze fanden wieder Verwendung in den Plänen und einige Entwürfe erinnern stark an die Städte des 19. Jahrhun-

¹²⁷ MÜLLER-RAEMISCH 1998, S. 119f

¹²⁸ Zu den Ergebnissen der IBA, vgl. vor allem die beiden Bände zur IBA-Ausstellung 1984: Idee, Prozess, Ereignis. Die Reparatur und Rekonstruktion einer Stadt, sowie Das Abenteuer der Ideen. Architektur und Philosophie seit der industriellen Revolution, beide Berlin 1984

¹²⁹ MÜLLER-RAEMISCH 1998, S. 121

derts.¹³⁰ (Abb. 10) Es entstehen gewollte und gefertigte Widersprüche und gar regelrechte Kollisionen innerhalb eines Plans, als versuchten die Architekten etwas zu imitieren, das über lange Zeit und unter dem Einfluss verschiedenster Persönlichkeiten gewachsen ist. Vielfalt ist das Ziel, ganz im Gegensatz zu der im industrialisierten und rationalisierten Funktionalismus entstandenen Eintönigkeit. Dabei werden Stile und Vergangenheiten zitiert, gemischt, abstrahiert, verfremdet und rekombiniert, oft vor allem auf der Suche nach dem Neuheitswert der gefundenen Lösung.¹³¹

Die Schaffung und Wahrung städtischer Identität, vor allem durch die Gestaltung der Innenstadt, wird zum Thema im Städtebau. Dies wurde vor allem auch als Mittel gegen die Stadtflucht angesehen, denn durch die Steigerung der Attraktivität und die verstärkte Identifikation mit der Stadt würde ein Wegzug in die Vorstadt weniger reizvoll. Die Stadtflucht hatte am Beginn der siebziger Jahre einen Höhepunkt erreicht. Gerade Menschen mit höheren Einkommen zogen immer häufiger in Landgemeinden am Stadtrand, wo sich der Traum vom Eigenheim verwirklichen ließ. Aufgrund dieser großen Wanderungsverluste drohte vielen Städten nicht zuletzt ein fiskalisches Debakel, denn schwindende Steuereinnahmen standen explodierenden Ausgaben gegenüber.¹³² Dadurch begann die Diskussion um Identität und Standortmarketing Eingang in das planerische Denken – zumindest auf der politischen Ebene, die allerdings als wichtiger Auftraggeber in städtebaulichen Belangen starken Einfluss hat – zu finden und diese wurden als Möglichkeit ausgemacht Vorteile im härter werdenden Wettbewerb zwischen den Städten um einkommensstarke Steuersubjekte und Betriebe zu gewinnen. Identität sollte durch markante Formen und zeichenhafte Gebäude vor allem für die für das städtische Selbstbewusstsein wichtigen Kulturinstitutionen entstehen. Auch historische oder pseudohistorische Bezüge, letztere auch ohne Scheu mit Mühe fingiert, wurden stärker betont, mit dem Ziel der Schaffung einer wahrnehmbaren Identität. Der immer stärker werdende Konkurrenzkampf zwischen den Städten um Arbeitsplätze und Standortvorteile befeuerte diese Prozesse.¹³³

Allerdings wurden durch die ästhetischen und identitätsbezogenen Debatten auch einige reale gesellschaftliche Probleme überdeckt, wie die anhaltend hohe Arbeitslosigkeit, Umweltprobleme, frühe Formen der Desurbanisierung oder die durch den Strukturwandel entstehenden Industriebrachen, die Löcher in das städtische Gefüge rissen.¹³⁴ Die Hinwendung zu architektonischen und ästhetischen Schwerpunkten im Städtebau fand parallel zu einer gesellschaftlichen

¹³⁰ MÜLLER-RAEMISCH 1998, S. 151-153

¹³¹ Ganz im Sinne des von Charles Jencks geforderten radikalen Eklektizismus. JENCKS 1977, S. 127

¹³² MÜLLER-RAEMISCH 1998, S. 124

¹³³ MÜLLER-RAEMISCH 1998, S. 140

¹³⁴ Vgl dazu DURTH 1977

Entwicklung statt, die als Rückzug in die Sphäre des Privaten beschrieben werden könnte. Die Individualisierung der Architektur findet also ihre Entsprechung in einer fortschreitenden Individualisierung der Gesellschaft, in der persönliche Verwirklichung zunehmend mehr Platz einnahm als die Verwirklichung gemeinsamer Utopien.¹³⁵

¹³⁵ Vgl. Kapitel II.1 und NOLTE 2004

II.3. Vergangenheitsbewusstsein, das Denkmalschutzjahr und die Folgen

II.3.1. *Eine Zukunft für die Vergangenheit (ermöglichen)...*

«Der Europarat hat festgestellt, dass in der Bundesrepublik Deutschland in den Jahren nach 1945 mehr historische Bausubstanz zerstört worden ist als während des Zweiten Weltkrieges. Unsere Städte und Dörfer sind in Gefahr gesichts- und geschichtslos zu werden. Sie drohen unorganischer, häßlicher, unpersönlicher zu werden. Aber nicht nur die Bausubstanz wird zerstört, auch soziale Strukturen, die sich über Jahrhunderte bewährt haben, verschwinden, ohne dass Gleichwertiges an ihre Stelle träte.»¹³⁶

An dieser deutlichen Aussage des damaligen Bundespräsidenten der BRD Walter Scheel lässt sich ablesen, dass die Bewertung der städtebaulichen Leistungen seit dem Krieg sich gewandelt hatte. Statt der erträumten und versprochenen, besseren und menschlicheren Stadt der Zukunft, war ein Trauma der modernen Architektur entstanden: *Unwirtlichkeit der Städte*¹³⁷ und *Profitorpolis*¹³⁸ waren die gefühlte Realität der siebziger Jahre. In der Folge rückten neben der zu schaffenden Zukunft nun auch planerische Bestrebungen und Argumentationen in den Fokus, die der Vergangenheit und gewachsenen Strukturen wieder mehr Bedeutung zumaßen. Diese Entwicklung war nicht auf die Architektur und den Städtebau beschränkt, sondern Teil eines gesamtgesellschaftlichen Prozesses, der durch den Schock der Ölkrise von 1973, aber auch die nicht eingetroffenen Erwartungen an das Bevölkerungs- und Wirtschaftswachstum und die sich langsam bemerkbar machenden Strukturkrisen angetrieben wurde.¹³⁹ Die «Grenzen des Wachstums» werden auch an der zunehmenden Zerstörung der Natur und Umwelt offensichtlich und es regt sich erster Widerstand durch eine entstehenden Umweltschutzbewegung.¹⁴⁰ In diesem Kontext stehen auch die Bestrebungen zur Bewahrung der gebauten Umwelt. Die Entzauberung der Versprechen der Moderne hatte eingesetzt, die Fortschrittseuphorie und der Glaube an immerwährendes Wachstum – und damit die Ausrichtung auf eine utopische «bessere» Zukunft – schwanden, während gleichzeitig das Bewusstsein für das Vergangene stieg, gewissermaßen also eine idealisierte Vergangenheit anstelle einer utopischen Zukunft zum angestrebten Ideal stilisiert wurde.

In Bezug auf die Architektur und den Städtebau von entscheidender Bedeutung war das unter dem publikumswirksamen Motto «Eine Zukunft für unsere Vergangenheit» unter der Schirm-

¹³⁶ Bundespräsident Walter Scheel im Vorwort zum Katalog zur Wanderausstellung «Eine Zukunft für unsere Vergangenheit» zum Denkmalschutzjahr 1975, KAT. AUSST. DENKMALSCHUTZJAHR 1975, S.3

¹³⁷ MITSCHERLICH 1965

¹³⁸ KAT. AUSST. MÜNCHEN 1971, Vgl. auch Kapitel I.2

¹³⁹ NOLTE 2004, S. 44–45

¹⁴⁰ MEADOWS 1972

herrschaft des Europarates 1975 begangene europäische Denkmalschutzjahr.¹⁴¹ Schon seit den frühen siebziger Jahren hatte es vereinzelte Projekte gegeben, die sich mit der Erhaltung und behutsameren Sanierung von innerstädtischen Wohngebieten befasst hatten und bereits 1973 hatten die Städte Bamberg, Lübeck und Regensburg beschlossen, zusammen die Möglichkeiten der Erhaltung ihrer historischen Altstädte zu untersuchen.¹⁴² Das lange vorbereitete Denkmalschutzjahr bildete dann den Höhepunkt dieser Entwicklung und steigerte das öffentliche Bewusstsein für die Veränderung in der Bewertung der bestehenden Bausubstanz und insbesondere für deren Wert als Träger von Geschichte und Gedächtnis. Nebst einer viel beachteten Wanderausstellung wurden im Rahmen des Denkmalschutzjahres auch Altstadtprojekte in der ganzen Republik organisiert.¹⁴³

Die englische Bezeichnung ›World Heritage Year‹ zeigt noch deutlicher worum es den Organisatoren ging: die Erhaltung des kulturellen *Erbes* der Menschheit, oder zumindest der Baudenkmäler und Städte und somit, nach dem eigenen Empfinden, eigentlich die Sicherung des Bestandes von Geschichte an sich. Das Baudenkmal, sei es nun ein einzelnes Bauwerk oder ein Ensemble, wird in diesem Zusammenhang als Orientierungshilfe betrachtet, anhand der es den Menschen möglich ist ihre Position in Raum und Zeit zu definieren und sich mit gewissen Orten zu identifizieren. In dieser Funktion ist der Wert und die Erhaltungswürdigkeit auch unabhängig von einer qualitativen Beurteilung der Gegenwartsarchitektur zu sehen.¹⁴⁴ Seitens der Initiatoren bestand allerdings die Befürchtung, dass durch die fortschreitende Zerstörung der historischen gebauten Umwelt durch die Bautätigkeit der Gegenwart die wahrnehmbare Baugeschichte ausradiert werde und damit rückte die Gegenüberstellung von Altem und Neuem doch stark ins Zentrum der Debatte. So geriet der Katalog zur Wanderausstellung denn auch in einigen Teilen zu einer Polemik gegen die Bautätigkeit der Moderne, welche die wahrnehmbare Geschichte zu vernichten drohe.¹⁴⁵ Es wurde beklagt, dass die Individualität der Städte aufgrund der durch industrielle Entwicklungen gesteigerten, aber auch wegen der gleichförmiger gewordenen Bauproduktion, verloren gehe: «Wenn wir heute beim ersten Blick kaum noch unterscheiden können, ob wir uns etwa in einer Trabantenstadt von Hannover, Moskau oder Tokyo befinden, so ist das [...] auch eine Frage der Qualität [der Bauproduktion].»¹⁴⁶ Durch den Verlust an Individualität in der Bausub-

¹⁴¹ KAT. AUSST. DENKMALSCHUTZJAHR 1975

¹⁴² KAT. AUSST. DENKMALSCHUTZJAHR 1975, S. 73

¹⁴³ KAT. AUSST. DENKMALSCHUTZJAHR 1975

¹⁴⁴ PETZET 1975, S. 13

¹⁴⁵ Nicht minder polemisch ist die Bildauswahl und -platzierung im Ausstellungskatalog: Auf dem Umschlag und auf einigen Doppelseiten werden vermeintlich positive alte und negative neue Beispiele gegenübergestellt. (Abb. 25)

¹⁴⁶ PETZET 1975, S. 8

stanz verlören die Menschen die Fähigkeit sich mit den Städten zu identifizieren und somit letztlich die Möglichkeit sich ›zu Hause‹ zu fühlen, beziehungsweise ›Heimat‹ zu finden.¹⁴⁷

Die weiträumigen Wohngebiete im Zeilenbau wurden als lebensfeindliche Retortenstädte betrachtet, denen die Bewohner in der Freizeit entfliehen und in denen der Fernseher das einzige Fenster zur Realität bildet, während die unmittelbare Umgebung lebensfremd und steril sei.¹⁴⁸

Als Gegenentwurf wird die ›gewachsene, alte Stadt‹ propagiert:

«Dabei wären heute noch manche seit langem im Verkehr erstickende Straßen mit ihrer geschlossenen Bebauung, mit kleinen Plätzen, mit ihren Hinterhöfen, ihren Läden und Gaststätten, ihren Handwerksbetrieben, ein idealer Rahmen für ein auf ›Kommunikation‹ beruhendes städtisches Leben, eben für die vielbeschworene ›Urbanität‹, die sich offenbar nicht am Reissbrett entwerfen lässt.»¹⁴⁹

Durch die Erhaltung von alten Stadtbereichen sollten nicht mehr nur ein oder mehrere spezifische Denkmale erhalten werden, sondern gleichsam auch die auch städtische Kultur, welche sich in diesem Lebensraum entwickelt hat. Das soziale Leben und die Beziehungen, die durch die moderne Architektur abgewürgt worden seien, müssten hier nicht mühsam neu geschaffen werden, sondern es könnte an bestehende Strukturen wieder angeknüpft werden.

Die hier erfolgte Ausweitung des Denkmalsbegriffs auf die Stadt und das Ensemble ist wohl ein Hauptverdienst der im Denkmalschutzjahr kulminierenden Bewegung.¹⁵⁰ Die Denkmale wurden nun nicht mehr analog zu modernen Bauten als Solitäre in einem sie umspülenden Raumkontinuum gesehen, sondern auch die räumlichen Beziehungen und Konfigurationen wurden als Teil des zu erhaltenden Charakters begriffen. Somit hielt die Gedankenwelt und Praxis der Denkmalpflege auch in der Stadtplanung Einzug.¹⁵¹ Das zeitliche Zusammentreffen von Denkmalschutzjahr, der Publikation zum Urbanismus von Rob Krier¹⁵² und dem erstmaligen Postulat einer architektonischen Postmoderne durch Jencks¹⁵³ ist keineswegs zufällig, denn alle stimmten in der Ablehnung der Moderne und der erneuerten Zuwendung zur Geschichte überein. So kann als Voraussetzung für die im Denkmalschutzjahr kulminierende Bewegung in ähnlicher Weise die Entzauberung der Moderne und des Fortschrittsglaubens angenommen werden, wie dies für die architektonische Postmoderne getan wird.

¹⁴⁷ PETZET 1975, S. 13 und Kapitel II.4.

¹⁴⁸ BODE 1975, S. 43

¹⁴⁹ PETZET 1975, S. 13

¹⁵⁰ Auch wenn die Idee des Ensembleschutzes bereits in der ›Charta von Venedig‹ verankert ist, so ist diese Idee doch erst mit dem Denkmalschutzjahr in das allgemeine Bewusstsein gekommen, zumindest in Deutschland. (vgl. Anm. 154)

¹⁵¹ MEIER 2006, S. 161–174

¹⁵² KRIER 1975

¹⁵³ JENCKS 1975

Bei der Lektüre der Texte zum Denkmalschutzjahr wird klar, dass der Gefühlswert der Denkmale und Bauten immer entscheidender wird für deren Bewertung und letztlich auch die Überhand über das rein dokumentarische Moment des Denkmalschutzes gewinnt. Auch diese Entwicklung findet ihre Parallele in der postmodernen Architekturentwicklung, steht sie doch im Einklang mit der Rückwendung der Architektur zur Formensprache der Vergangenheit, dem bewussten Versuch der Kommunikation und der Erzeugung von Emotionen durch die Architektur, die einem kalten und berechnenden Funktionalismus entgegengesetzt werden sollten.

II.3.2. ...oder eine Vergangenheit für die Zukunft schaffen? Fragen der Rekonstruktion

Rekonstruktion und Original

Die «Internationale Charta über die Konservierung und Restaurierung von Denkmälern und Ensembles» – besser bekannt unter dem Namen «Charta von Venedig» – gilt bis heute als wichtiger Bezugspunkt in der Denkmalpflege.¹⁵⁴ Darin sind, nebst der Definition von Denkmal und Ensemble¹⁵⁵, einige zentrale Punkte und Richtlinien festgelegt, die den Umgang mit Denkmalen, beziehungsweise deren Erhaltung und Restaurierung betreffen. Als höchste Maxime gilt das Konservieren eines Denkmals in seinem überbrachten Zustand, bereits Restaurierung wird aus denkmalpflegerischer Sicht sehr kritisch als «Maßnahme, die Ausnahmecharakter behalten sollte» beurteilt und soll nur für lückenlos und zweifelsfrei dokumentierte Werke und Werkteile in Frage kommen.¹⁵⁶ Jegliche Form der Rekonstruktion soll «von vornherein ausgeschlossen sein.»¹⁵⁷ Eine – bedingt auch von Denkmalpflegern akzeptierte – Sonderform der Rekonstruktion ist der Wiederaufbau, bei dem es sich um eine zeitnahe, direkt auf eine Katastrophe folgende Wiederherstellung eines Baudenkmals handelt, wie beispielsweise der Wiederaufbau der im Krieg zerstörten Altstädte von Warschau und Danzig in den vierziger Jahren.¹⁵⁸

¹⁵⁴ ICOMOS 1964

¹⁵⁵ Artikel 1: «Der Denkmalbegriff umfasst sowohl das einzelne Denkmal als auch das städtische oder ländliche Ensemble (Denkmalbereich), das von einer ihm eigentümlichen Kultur, einer bezeichnenden Entwicklung oder einem historischen Ereignis Zeugnis ablegt. Er bezieht sich nicht nur auf große künstlerische Schöpfungen, sondern auch auf bescheidene Werke, die im Lauf der Zeit eine kulturelle Bedeutung bekommen haben.» (ICOMOS 1964)

¹⁵⁶ Artikel 9: «Die Restaurierung ist eine Maßnahme, die Ausnahmecharakter behalten sollte. Ihr Ziel ist es, die ästhetischen und historischen Werte des Denkmals zu bewahren und zu erschließen. Sie gründet sich auf die Respektierung des überlieferten Bestandes und auf authentische Dokumente. Sie findet dort ihre Grenze, wo die Hypothese beginnt. Wenn es aus ästhetischen oder technischen Gründen notwendig ist, etwas wiederherzustellen, von dem man nicht weiß, wie es ausgesehen hat, wird sich das ergänzende Werk von der bestehenden Komposition abheben und den Stempel unserer Zeit tragen. Zu einer Restaurierung gehören vorbereitende und begleitende archäologische, kunst- und geschichtswissenschaftliche Untersuchungen.» (ICOMOS 1964)

¹⁵⁷ Artikel 15 der Charta von Venedig, (ICOMOS 1964)

¹⁵⁸ Deutsche Truppen zerstörten auf Befehl Hitlers im Januar 1945 die Stadt Warschau vollständig. Zwischen 1945 und 1953 wurden die Altstadtgebiete rekonstruiert und zählen mittlerweile zum UNESCO-Weltkulturerbe. Auch Danzig wurde im Krieg vollständig zerstört, die Altstadt jedoch ab 1945 wieder aufgebaut. Der Wiederaufbau der Altstädte in Polen wird als Zeichen der Selbstbehauptung eines schuldlos gedemütigten Volkes verstanden. Eine Rekonstruktion dieser Art wäre in Deutschland wohl nicht möglich gewesen, zumindest nicht unter diesen Vorzei-

Eine gemeinsame Problematik aller Formen der Rekonstruktion ist, dass durch die Wiederherstellung einer zerstörten Sache – zumindest wenn man von einem linearen Geschichtsbild ausgeht, in dem kein Platz für parallele existierende Alternativen und Widersprüche besteht – in gewisser Weise die Möglichkeit einer Revision von Geschichte geschaffen wird, indem vermeintliche «Fehler» der Geschichte «korrigiert» werden. Eine solche «Korrektur» kann an die Vorstellung einer scheinbar «richtigeren», gegenwärtigen Sicht auf die Geschichte gebunden sein und mit politischen Absichten verbunden werden. So wurde beispielsweise mit der Rekonstruktion der Erlöserkirche in Moskau, die unter Stalin gesprengt worden war um Platz für einen monumentalen Palast der Sowjets zu schaffen, versucht die erneuerte Verbindung zwischen Gesellschaft (und vor allem Staatsmacht) und Orthodoxie zu dokumentieren und eine Distanzierung von der Politik der Sowjetunion zu illustrieren.¹⁵⁹ Andererseits kann eine Rekonstruktion auch als Reaktion auf ein in der Bevölkerung vorhandenes Bedürfnis nach Geschichte im Allgemeinen oder der Erinnerung an spezifische Epochen geschehen. Der Rückbau des Palasts der Republik in Berlin und die geplante Rekonstruktion des Stadtschlösses zeigen, dass den Entscheidungsträgern und vor allem auch großen Teilen der Bevölkerung mehr an einer an prominenter Stelle in der Stadt deutlich sichtbaren Verbindung mit den preußischen Königen und deutschen Kaisern gelegen ist, als an der sichtbaren Erinnerung an ein sozialistisches Regime in Deutschland.¹⁶⁰

Nicht nur bei vollständigen Rekonstruktionen, sondern auch bei der Pflege von Denkmalen wird oft in vielen kleinen Schritten der überbrachte Zustand an ein Zeitbild angeglichen oder auf einen angenommenen «Originalzustand» hinrestauriert. Die Idee des «Originals», einem der «künstlerischen Idee» entsprechenden Idealzustand, ist – vor allem in Bezug auf Baudenkmale, die in erster Linie auch immer einem Nutzen zu dienen hatten und dementsprechend oft verändert wurden – in Frage zu stellen, denn ein von der Zeit losgelöstes Original in diesem Sinne gibt es nicht und kann es nicht geben. Das physische Bauwerk kann diesen Idealzustand niemals erreichen und der Versuch dieser Vorstellung durch Restaurierungen gerecht zu werden, erschwert die Akzeptanz für die Wahrung geschichtlich gewachsener Zustände. Auch Rekonstruktionen beziehen sich oft stark auf solche Vorstellungen und nicht nur auf Realitäten, wie

chen und in der Nachkriegszeit unter Berücksichtigung der die Debatte dominierenden Schuldfrage. (BARTETZKY 2006, S. 66–69; DURTH/GUTSCHOW 1993, S. 423–437)

¹⁵⁹ Die ursprünglich nach Plänen von Konstantin Thon von 1839 bis 1881 errichtete Christ-Erlöser-Kathedrale sollte an den Sieg über Napoleon im «Vaterländischen Krieg» 1812 erinnern. Sie wurde unter Stalin am 5.12.1931 gesprengt um Platz zu schaffen für den (abgesehen von einigen Fundamenten Papierarchitektur gebliebenen) monumentalen Palast der Sowjets, einem über 400 Meter hohen Bau, der den Sieg des Sozialismus, sowie die Macht und technische Überlegenheit der Sowjetunion demonstrieren sollte. 1992 wurde von Boris Jelzin eine Stiftung eingerichtet um Mittel für den Wiederaufbau zu sammeln. Zwischen 1995 und 2000 wurde die Kirche rekonstruiert. (BARTETZKY 2006, S. 77–8)

¹⁶⁰ FALSER 2008.1, S. 253–283

sich am Beispiel Dresdens veranschaulichen lässt, wo als Rekonstruktionsziel im Wesentlichen ein idealisiertes barockes Stadtbild angestrebt wird.¹⁶¹

Die Nachkriegsdebatte

Im Zweiten Weltkrieg wurde ein großer Teil der mittelalterlichen und vormodernen Stadtkerne Deutschlands zerstört. Während einige wenige Bauwerke nach dem Krieg wiederaufgebaut, beziehungsweise rekonstruiert wurden¹⁶², musste seitens der Planer die Frage beantwortet werden, in welcher Form der Wieder- oder Neuaufbau der zerstörten Städte zu erfolgen habe. Während in einigen Städten Neubauten in an die alte Bebauung erinnernden, allerdings abstrahierten Formen errichtet wurden, wie beispielsweise am Prinzipalmarkt in Münster¹⁶³ (Abb. 26, Abb. 27), entstanden an andern Orten Stadtgebiete mit an die alte Stadtstruktur erinnernden Bau-massen und Straßensystemen, deren einzelne Bauten jedoch in zeitgenössischer Form ausgeführt wurden, wie beispielsweise in Nürnberg¹⁶⁴ (Abb. 28). In vielen anderen Städten wurden, wie in Hannover (Abb. 29) und Kassel (Abb. 30), die städtebaulichen Leitbilder der Moderne verwirklicht und mit breiten Verkehrsadern verbundene aufgelockerte Neubaugebiete im Zeilenbau geschaffen, meist relativ unabhängig von der ehemaligen Stadtstruktur.¹⁶⁵ In einigen Fällen wurde die Neubebauung, wie beispielsweise beim Frankfurter Altstadt kern, aus Mangel an Ressourcen, wegen fehlender Planungsunsicherheit oder aufgrund des Vorziehens dringender erscheinender Projekte schlicht aufgeschoben.¹⁶⁶

Die Debatte über die Rekonstruktion von Einzelbauten und auch ganzer Stadtkerne bezog sich im Wesentlichen auf zwei Streitpunkte: Erstens die generelle Frage nach dem Wert und der Legitimation moderner Architektur, die auch vor ihrer Verdrängung durch Traditionalisten und totalitäre Architektur vor dem Krieg im Wesentlichen ein auf eine schmale Elite beschränktes Phänomen mit wenig gesellschaftlicher Akzeptanz gewesen war. Es wurde in Frage gestellt, ob mit modernen Mitteln jemals ersetzt werden könne, was verloren gegangen war. Der Großteil der Diskussion bezog sich jedoch darauf, ob das verlorene überhaupt ersetzt oder gar wieder-

¹⁶¹ Zur Diskussion um den Wiederaufbau der Dresdner Altstadt rund um die rekonstruierte Frauenkirche und den Neumarkt, siehe LUPFER 2006, S. 33–48; WEDDINGEN 2008, S. 28–41

¹⁶² Exemplarisch dazu die Debatte um das Goethehaus und die Paulskirche in Frankfurt, Vgl. folgende Seite und Kapitel III.1.

¹⁶³ Am Prinzipalmarkt in Münster wurde die ehemalige Bebauung in leicht abstrahierten Formen nachempfunden um so ein ähnliches Stadtbild zu erhalten ohne die Einzelbauten zu rekonstruieren. Die Giebelformen und die besonders prägnanten Laubengänge wurden ebenso aufgenommen wie die Fensterformen. (DURTH/GUTSCHOW 1993, S. 352),

¹⁶⁴ Zu Nürnberg (DURTH/GUTSCHOW 1993, S. 118), Die Blockrandbebauung im südlichen Teil der Frankfurter Altstadt entspricht auch diesem Schema (Kapitel III.1.)

¹⁶⁵ Zum Wiederaufbau von Hannover: DURTH/GUTSCHOW 1993, S.132; SCHNEIDER 2000, S. 30. Geplant war ein Neubau in modernen Formen auch in Mainz, dieser wurde aber nicht umgesetzt (DURTH/GUTSCHOW 1993, S.140);

Zu Kassel: DURTH/GUTSCHOW 1993, S. 286

¹⁶⁶ Vgl Kapitel III.1

hergestellt werden *dürfe*. Angesichts der Tatsache, dass die Zerstörung der Städte in der Folge eines von Deutschen begangenen Unrechts erfolgt war, wurde gefragt, ob durch das Verwischen der Spuren dieser Verwüstung nicht auch die eigene Schuld zu sehr verdrängt werde. In der Diskussion um die Rekonstruktion des Goethehauses 1947 schrieb Walter Dirks, dass die Zerstörung des Goethehauses in einer engen Beziehung zu dessen Wesen und Geschichte stehe und es deshalb «seine bittere Logik [hat], dass das Goethehaus in Trümmer sank. Es war kein Versehen, das man zu berichtigen hätte, keine Panne, die der Geschichte unterlaufen wäre: Es hat seine Richtigkeit mit diesem Untergang. Deshalb sollte man ihn anerkennen.»¹⁶⁷

Auch die Erhaltung von Ruinen als Mahnmale wurde diskutiert, jedoch bis auf einige prominente Ausnahmen verworfen. Wenn sich Ruinen länger erhalten haben, war dies meist auf fehlenden Willen oder die mangelnden Ressourcen für Abriss und Neubau oder oft auf unklare oder komplexe Besitzverhältnisse zurückzuführen.¹⁶⁸ Ein in Bezug auf die Rekonstruktion der Frauenkirche in Dresden publizierter Text zur Funktion der Ruine als Mahnmal, ist, wenn auch nicht aus der direkten Nachkriegszeit stammend, dennoch nicht minder gültig für die Nachkriegszeit und zeigt auf, was durch eine Ruine als Mahnmal erreicht werden könnte:

«Die zusammengebrochene Frauenkirche ist zum materialisierten Symbol nicht nur der Sterbestunde Dresdens geworden, sondern darüber hinaus der Katastrophe Zweiter Weltkrieg und des <Zusammenbruchs> des Deutschen Reichs als Verursacher dieser Katastrophe. Sie ist Mahnmal gegen Krieg und vielleicht sogar so etwas wie ein Sühnmal für kollektive Schuld (wenn auch unpopulär) der Deutschen. Wo an einem anderen Ort gäbe es vergleichbares. Jedenfalls vermittelt die Ruine Gedenken an unsägliches menschliches Kriegsleid. Sie spricht an und fragt, erschüttert und hält wach, wie es von keinem Kunstwerk erreicht werden könnte, am wenigsten von einer neu erbauten Frauenkirche. Freilich – diese Ruine ist weder schön noch ästhetisch. Nein, sie ist eine nur schwer erträgliche Provokation. Sie setzt den Betrachter dem Schmerz der (nicht entbehrlichen!) Erinnerung aus. ...»¹⁶⁹

Auch hier wird deutlich, wie sehr die Frage um kollektive Mitschuld die Debatte um die Rekonstruktion von im Zweiten Weltkrieg zerstörten Gebäuden prägte und teilweise immer noch prägt.

¹⁶⁷ Walter Dirks, *Mut zum Abschied*, (Aufsatz, 1947), zit. n. DURTH/GUTCHOW 1988, Bd. 2, S. 486; Zur Debatte um das Goethehaus, vgl. auch Kapitel III.1. und FALSER 2008.1, S. 82–85

¹⁶⁸ DURTH/GUTSCHOW 1993, S. 341–343

¹⁶⁹ Böhme, in: MAGIRIUS/BÖHME 1991, S. 88.

Postmoderne Rekonstruktionen – Die Gegenwart der Vergangenheit¹⁷⁰

«Alte Schätze sind gefragt. In unserer entpersonifizierten und technischen Umwelt sind kunsthistorische Objekte eine exklusive Möglichkeit der Heimgestaltung. Diese Original-replikate wurden von namhaften Wissenschaftlern und Archäologen anerkannt.»¹⁷¹

An der ersten Architekturbiennale von Venedig im Jahr 1980 organisierte Pablo Portoghesi eine Ausstellung unter dem Titel «Die Gegenwart der Vergangenheit». Das von ihm geforderte «Ende der Prohibition» von Bezügen und Formen der Architekturgeschichte und die «strada novissima», welche von meist historisierenden Fassadenentwürfen – in dieser Kulissenarchitektur wird die semantisch vom Gebäude gelöste Fassade nun tatsächlich eigenständig – von international bekannten Architekten/innen gesäumt wurde, zeigen wie sehr die Bautätigkeit der Vergangenheit ins Zentrum der Architekturdebatte gerückt war. (Abb. 31) Auch in Bezug auf die Rekonstruktion schien eine Prohibition ihr Ende gefunden zu haben, bildete sich doch nebst dem Denkmalschutz zur Bewahrung des kulturellen Erbes bald eine Bewegung, die durchwegs mehr wollte: es sollten nun «verlorene» Baudenkmäler rekonstruiert werden.¹⁷² Lücken im «historischen» Stadtbild sollten geschlossen werden, um den Städten einen Teil ihres Gesichts und ihrer Identität der Vorkriegszeit zurückzugeben. In Deutschland wurden immer mehr Rekonstruktionsprojekte geplant und (teilweise) umgesetzt: Nebst der Rekonstruktion der Ostzeile des Römerbergs in Frankfurt wurden beispielsweise auch einige Fassaden des Marktplatzes und das Knochenhaueramtshaus in Hildesheim bis 1986 rekonstruiert¹⁷³ (Abb. 32, Abb. 33), genauso wie die Nordfront des Marktplatzes in Mainz zwischen 1973 und 1983¹⁷⁴ (Abb. 34).

Die Absicht bei den Rekonstruktionen war meist eine Form von «Stadtreparatur»: Der Stadt sollten Teile ihrer ehemaligen Gestalt wiedergegeben werden, mehr oder weniger klaffende Wunden geheilt, und das «historische Stadtbild» wiedergewonnen werden, in gewisser Weise aber auch der vermeintliche geschichtliche «Fehler» der Zerstörung korrigiert werden. Dennoch wurde nicht immer besonders viel Wert auf historische Korrektheit gelegt und vieles relativ frei (re-)konstruiert. Cord Meckseper warnte, dass die «Formalisierungen zu historisch-ästhetischen Reizqualitäten letztlich dazu führen, dass wir eines Tages eine Vielzahl von Altstädten haben werden, die alle auf das gleiche Klischee von «Mittelalter» hin restauriert sind und deren Formen

¹⁷⁰ BARSANO 1980

¹⁷¹ Aufschrift einer Werbetafel in einem Frankfurter Schaufenster, zitiert nach: BARTETZKO 1986.2, S. 65 (Hervorhebung U.S.)

¹⁷² Eine Kontroverse die bis heute ihre Fortsetzung findet, wie sich beispielsweise an der umstrittenen Rekonstruktion des Berliner Schlosses zeigt.

¹⁷³ Dazu FALSER 2008.2

¹⁷⁴ In Mainz wurde den im Stil der fünfziger Jahre errichteten Bauten am Marktplatz die Rekonstruktionen der Fassaden im Krieg zerstörter Häuser vorgeblendet. Vgl. ENGELBERG-DOČKAL 2007, S. 1–3

von Stadt zu Stadt austauschbar sind».¹⁷⁵ Die «historischen» Altstädte Deutschlands wurden sich zu dieser Zeit immer ähnlicher, denn historisierender Ersatz und Geschichtsdesign schufen eine Hochglanzwelt des Mittelalters und beseitigten damit in ähnlichem Ausmaß Spuren der Vergangenheit wie an diese erinnernde Architekturen geschaffen wurden.

Gewissermaßen als theoretischer Unterbau dieser Projekte wurde auch die Möglichkeit eines *postmodernen Denkmalkultus* erörtert, in dem auch das Surrogat und die Imitation ihren Platz haben.¹⁷⁶ Das auf Authentizität basierende Konzept des «modernen Denkmalkultus» sollte erweitert und die Möglichkeiten der Kommunikation von Inhalten und Geschichte ins Zentrum gerückt werden. Nach Theodor Adorno besteht das «vollendete Kunstwerk» im Erlebnisaugenblick der Simultaneität von «Werden und Vergehen: Wie das Feuerwerk, das im Moment seines Erstrahlens am nächtlichen Himmel verglüht.»¹⁷⁷ Dieser auf den Moment und die Inszenierung bezogene Kunstbegriff wurde aufgenommen durch eine postmoderne Kultur, in welcher der Augenblick der Wahrnehmung das eigentlich historische überstrahlte. In einer postauratischen Kultur, nachdem das technisch reproduzierbare Kunstwerk seine Aura verloren hat, ist die Kategorie «Original» nicht mehr so sehr entscheidend wie die Kategorie des «Eindrucks» – passend zu der Entwicklung in der Architektur, wo die Kommunikation von Inhalten die Maxime der reinen Form und Funktion abgelöst hatte. Das (mehr oder weniger verfremdete und ironisierte) Zitat, kann ebenso einen Eindruck der Vergangenheit erzeugen wie ein Original und demzufolge diesem gleichwertig gegenübergestellt werden.¹⁷⁸ Letztendlich sollte ein neuer Denkmalbegriff entstehen, der, ganz nach Riegel und entgegen der in seinem Namen entstandenen Praxis der Denkmalpflege, die Emotion und den Stimmungswert ins Zentrum rückt, allerdings ohne die bei Riegel essentielle Voraussetzung eines substanziell authentischen Denkmals.

Zu Beginn der achtziger Jahre wurden in Deutschland nicht nur zunehmend Bauten restauriert und rekonstruiert, sondern auch unzählige Stadtgeschichtsvereine und Geschichtswerkstätten gegründet.¹⁷⁹ Es stellt sich die Frage nach der Motivation für diese Hinwendung zur Geschichte. Für viele war die Gegenwart enttäuschend, das allgemeine Vertrauen auf die strahlende Zukunft war erschüttert und so versuchte die Gesellschaft wohl angesichts verödeter städtischer Räume und der in Mitleidenschaft gezogenen Sozialstrukturen mittels inszenierter Geschichte und dem Bezug auf die vermeintlich heile «gute alte Zeit» ihr Bedürfnis nach Utopie, Orientierung und Identität zu stillen. In den Bauten der Vergangenheit, ob nun rekonstruiert oder nicht, wurde eher ein Gegen-

¹⁷⁵ MECKSEPER 1974, S. 17

¹⁷⁶ LIPP 1994

¹⁷⁷ ADORNO 1973, S. 125–126

¹⁷⁸ Durch die ironischen Brechung wird nach Jencks die Dauer und Distanz versinnbildlicht und damit auch Geschichte wieder erfahrbar. Vgl. Kapitel 0

¹⁷⁹ SCHOTT 2004, S. 330

entwurf zur scheiternden Moderne gesehen, als ein Verweis auf eine eigenständiges Sein und sie dienten «als Stimulanzien und Kulissen für Politik, Tourismus und Kommerz.»¹⁸⁰ Die große Zustimmung in der Bevölkerung – meist gingen die Projekte sogar von Bürgerinitiativen oder Altstadtvereinen aus, die für die Rekonstruktionen warben¹⁸¹ – zu den Versuchen, das einstige Stadtbild zumindest als Kulisse wiederherzustellen, zeigt, dass die Unzufriedenheit mit den als geschichts- und gesichtslos wahrgenommenen Städten sehr groß war und viele in der Wiedergewinnung eines historischen (Alt-)Stadtbildes eine Chance sahen den Städten neues Leben einzuhauchen. Die Rekonstruktionen bedeutender Bauten im Stadtkontext war denn auch, nebst dem nicht zu vernachlässigenden touristischen Potential, in der Wirkung sehr erfolgreich und wurden von den jeweiligen Stadtbevölkerungen sehr positiv aufgenommen.

Geschichtspolitik und Komplexitätsreduktion

»Ein Volk, das auf seine Geschichte verzichtet, verzichtet auf sich selbst«, stellte einst Jakob Burckhardt fest.¹⁸² In der Situation Deutschlands um 1980 ließe sich möglicherweise so umdeuten, dass sich an der Rückbesinnung auf die Geschichte – insbesondere zum Zwecke der Bildung einer deutschen nationalen Identität – auch ein wiedererlangtes Selbstbewusstsein ablesen lässt und ein Versuch sich durch die selektive Rückbesinnung auf in weiterer Ferne liegende Epochen der Geschichte von der unmittelbaren Vergangenheit zu lösen, die den vorherrschenden Verzicht auf eine geschichtlich legitimierte nationale Identität nötig machte. Helmut Kohl forderte in zwei Regierungserklärungen von 1982 und 1987 angesichts einer «tiefgreifenden struktur- und geistig-politischen Krise» der Gegenwart «neue Tugenden» als «Sicherung des sozialen Netzes, überschaubare Einheiten und die Schärfung des Wertebewusstseins, ein Wiederaufleben der Heimatkulturen in Überschaubarkeit und Vertraulichkeit» und eine «Besinnung auf die deutsche Geschichte.»¹⁸³ Richard von Weizsäcker sprach anlässlich des 40-jährigen Jubiläums des Endes des Zweiten Weltkrieges von der «Chance des Schlussstrichs», denn die Deutschen seien durch den «vollständigen Wechsel der damals verantwortlichen Vätergeneration»¹⁸⁴ mittlerweile eine heimat- und friedliebende Nation und implizierte damit wohl auch, dass in Anbetracht dieses Wechsels die Beschäftigung mit Geschichte unabhängig von der Schuldfrage wieder möglich sei. Die Hinwendung zu Geschichte und «Heimat» als Bezugspunkte ist also nicht nur als architektonisches Phänomen zu verstehen.

¹⁸⁰ HUSE 1997, S. 32

¹⁸¹ Sowohl in Hildesheim als auch in Mainz war die Initiative zur Rekonstruktion von privaten Altstadt-Vereinen ausgegangen. Vgl. Anm. 173 und 174. In Frankfurt war die Entwicklung ähnlich, vgl. Kapitel III.2.

¹⁸² Burckhardt, zit. n. FALSER 2008,2, S. 197

¹⁸³ Helmut Kohl, Die Schöpfung bewahren – die Zukunft gewinnen, Bonn 1987, zit. n. FALSER 2008,2, S. 196

¹⁸⁴ Richard von Weizsäcker, Der 8. Mai – Vierzig Jahre danach (1985), zit. n. FALSER 2008,2, S. 196

Zu Beginn der achtziger Jahre bestand unter linksliberalen Intellektuellen die Befürchtung, dass nach einer, unter anderem durch Jürgen Habermas publizistisch angeklagten, rechtskonservativen Wende im öffentlichen Diskurs in Deutschland die Liberalisierungen der siebziger Jahre zurückgenommen werden würden und die «neue Rechte» bewusst an der «Rückeroberung von Definitionsgewalten» arbeite.¹⁸⁵ Habermas konstatierte, dass sich der Postmodernismus erst «in einen affektiv aufgeladenen, geradezu politischen Schlachtruf verwandelt, seitdem sich in den siebziger Jahren [...] die Neu-Konservativen dieses Ausdrucks bemächtigt haben, die sich der vermeintlich subversiven Gehalte einer «feindseligen» Kultur zugunsten wiedererweckter Traditionen entledigen möchten.»¹⁸⁶ Die Wiederaufnahme von Traditionen zur Gewinnung von Identität propagierte der Historiker Michael Stürmer, ein Vertrauter und Berater von Helmut Kohl und in gewisser Weise ein Vordenker einer neuen, auf die Stiftung einer nationalen Identität ausgerichteten Geschichtspolitik. Laut Stürmer sind «Orientierungsverlust und Identitätssuche Geschwister. Wer aber meint, dass alles dies auf Politik und Zukunft keine Wirkung habe, der ignoriert, dass in einem geschichtslosen Land die Zukunft gewinnt, wer die Erinnerungen füllt, die Begriffe prägt und die Vergangenheit deutet.»¹⁸⁷ Dies war explizit gegen die «Hinterfrager-Generation» der 68er gerichtet, welche die «Tradition denunziert» und damit die Gesellschaft des Halts beraubt habe.¹⁸⁸ Die zur Wiedergewinnung dieses Halts angestrebte Schaffung «idealtypischer Erinnerungsbilder», welche die Entstehung einer nationalgeschichtlich fundierten Identität fördern sollten, wurde kritisiert, weil sie das Geschichtsbild entdifferenzieren könnten, zum Verblässen der Gründungserfahrung führen und die Aufarbeitung des Umgangs mit Schuld und Vergangenheit in der Zeit des Wiederaufbaus verhindern könnten.¹⁸⁹ Jürgen Habermas merkte in diesem Zusammenhang an, dass durch die «Mobilisierung zustimmungsfähiger Vergangenheiten»¹⁹⁰, die Komplexität der Geschichte unzulässig zu reduziert werde.

Es könnten nun Parallelen zwischen einer allgemeineren geschichts-philosophischen Bewegung und den Überlegungen der Zeit in Bezug auf einige der angestrebten Rekonstruktionen gesehen werden. Es ist ihnen gemeinsam, dass eine enorme Komplexitätsreduktion gesucht wird und eintritt. Die Konstruktion von Geschichtslosigkeit – die «Stunde Null» nach dem Zweiten Weltkrieg, aber auch die Architektur ohne formalen Anschluss an die Vergangenheit und die vollständige Ausrichtung auf eine zu schaffende (demokratische und sozialere) Zukunft – wird abgelöst von der Konstruktion von Bildern von Geschichte. Diese Bilder sind in ihrer

¹⁸⁵ HABERMAS 1979, S. 21

¹⁸⁶ HABERMAS 1985.1, S. 12

¹⁸⁷ STÜRMER 1986, S. 36

¹⁸⁸ Vgl. FALSER 2008.1, S. 136

¹⁸⁹ Vgl. FALSER 2008.2, S. 197–8

¹⁹⁰ HABERMAS 1985.3, S. 51

Zweidimensionalität, die Brüche und Kontinuitäten genauso negiert wie Narben und deren Übertünchung oder Heilung, eine Reduktion der Komplexität, was eigentlich im Widerspruch zu der theoretisch für die Postmoderne formulierten Akzeptanz der Komplexität steht. Denn im Geschichtsbild der Postmoderne sollte nach Lyotard nicht nur die thetische, sondern auch die nostalgische Einheitsperspektive überwunden werden, in der das Bild einer einheitlichen Epoche, das meist nur ein die Uneinheitlichkeiten und Brüche innerhalb einer Epoche überdeckendes retroaktives und illusionäres Konstrukt ist, dominiert. Erst nach deren Überwindung könne die Multiplizität und Pluralität von Geschichte und Welt wahrgenommen werden.¹⁹¹ Gerade die an einem relativ einheitlichen Bild von jeweiligen Epochen, vornehmlich «dem Mittelalter», orientierten Rekonstruktionen werden dieser Forderung nicht gerecht.

Wenn selbst vielschichtige Einzeldenkmäler oder auch Ensembles komplexe Entwicklungen wie «Geschichte» nur annähernd illustrieren können, kann dies auf eine Zeitschicht reduzierten «rekonstruierten» Surrogaten wohl noch weniger gelingen. Doch mit der Zeit können sie selbst Denkmale und Orte der Erinnerung werden, auch als Ausdruck einer Zeit, in der das Bedürfnis nach einer konfliktfreien und idealtypisch (konstruierten) Vergangenheit so groß war, dass man sich diese notfalls auch selbst erschuf. Auffällig ist, dass die Schuldfrage, welche in der Debatte über Rekonstruktionen der Nachkriegszeit noch dominiert hatte, nur noch selten in den Diskurs einbezogen wurde. So wird eine selektive Geschichte reproduziert, werden die ehemals als belastet betrachteten Begriffe wie «Heimat» unvoreingenommen wieder verwendet, zur selben Zeit wie die Zeichen derjenigen Zeit als diese Begriffe belastet waren, der Zeit des Wiederaufbaus, getilgt werden. Michael Falser beschreibt den Vorgang wie folgt: «Die befragbaren Zeugen des Wiederaufbaus wurden ersetzt durch Bilder von Zeugen einer nicht mehr befragbaren Vorvergangenheit.»¹⁹² Mit der Entfernung der baulichen Dokumente des Wiederaufbaus – wie beispielsweise in Hildesheim, wo Bauten der Fünfziger durch Rekonstruktionen mittelalterlicher Bauten ersetzt oder verkleidet wurden oder auch am Frankfurter Römerberg, wo die im Stil der 50er Jahre wiederaufgebaute Westzeile¹⁹³ abgerissen wurde – wurden im eigentlichen Sinne die Spuren der «Vätergeneration» aus dem Stadtbild entfernt. So ist im Bezug auf Tradition und lokale Geschichte oder «Vorvergangenheit» auch der Versuch zu sehen, die Entwicklungen der Nachkriegszeit auszublenden. Gerade dadurch, dass die Nachkriegszeit als Irrung und Fehlentwicklung angesehen wurde, sollte vermieden werden sich auch mit der damit verbundenen

¹⁹¹ WELSCH 1993, S. 33

¹⁹² FALSER 2008.1, S. 206

¹⁹³ DÜWEL/GUTSCHOW 2001, S. 246

«zweiten Schuld», der versäumten Aufarbeitung der NS-Verbrechen und dem «großen Frieden mit den Tätern» auseinanderzusetzen.¹⁹⁴

¹⁹⁴ GIORDANO 1987, S. 11: «Jede zweite Schuld setzt eine erste voraus – hier: die Schuld der Deutschen unter Hitler. Die zweite Schuld: Die Verdrängung und Verleugnung der ersten nach 1945. Sie hat die politische Kultur der Bundesrepublik bis auf den heutigen Tag wesentlich mitgeprägt, eine Hypothek, an der noch lange zu tragen sein wird. [...] Die zweite Schuld hat sich vielmehr tief eingefressen in den Gesellschaftskörper der zweiten deutschen Demokratie. Kern ist [...] der «große Friede mit den Tätern» [...], ihre kalte Amnestierung durch Bundesgesetze und durch die nahezu restlose soziale, politische und wirtschaftliche Eingliederung [...]. Das zweite Kodewort, gleichsam der rote Faden [...] ist der «Verlust der humanen Orientierung», ein tief aus der Geschichte des Deutschen Reichs in bis hinein in die Gegenwart wirkendes Defizit.»

II.4. Urbanität und Identität im Postmodernen Städtebau

Im Zusammenhang dieser Arbeit soll *städtische Identität* zweischneidig definiert werden: Einerseits als diejenige Qualität, durch die ein gewisser Ort als *Stadt* wahrgenommen wird, die es also ermöglicht, dass dieser Ort von Bewohnern und Besuchern als *städtisch* identifiziert und akzeptiert wird. Diese Feststellung der Identität als Stadt ist notwendig für die nur schwer fassbare Qualität der ‹Urbanität›, die auch kulturelle und soziale Faktoren umschließt, durch die sich typischerweise eine Stadt auszeichnet, deren Einschätzung aber einem stetigen Wandel unterliegt. Die Möglichkeit des Erkennens dieser Qualität setzt im Weiteren voraus, dass das sich darbietende Stadtbild zumindest teilweise mit dem übereinstimmt, was im kulturellen Gedächtnis mit dem Begriff ‹Stadt› assoziiert wird und Qualitäten aufweist, die als ‹städtisch› empfunden werden. Gleichzeitig kann ‹Urbanität› auch als kulturelle und soziologische Qualität verstanden werden, deren Vorhandensein für die Wahrnehmung eines Ortes als Stadt entscheidend sein kann.

Andererseits kann städtische Identität auch als abgrenzendes Merkmal verstanden werden, insofern als sich eine Stadt durch ihre spezifischen Qualitäten von anderen Siedlungen und Städten unterscheidet, also gewissermaßen ihre eigene und vielleicht einzigartige Identität erhält, die aus einem Zusammenspiel geschichtlicher Zusammenhänge und Konstruktionen genauso gespeist werden kann wie durch deren geschickte Inszenierung mittels städtebaulicher und architektonischer Eingriffe. Diese lokale oder auch kulturelle Identität wurde im betrachteten Zeitraum immer wichtiger und gerade auch als Standortfaktor in der Städtekonkurrenz erkannt. In gewisser Weise hatte hier das Konzept des ‹city-branding›, wenn auch noch nicht unter dieser Bezeichnung, seinen Ursprung.¹⁹⁵

II.4.1. Was ist Urbanität und was bedeutet diese Vorstellung für den Städtebau?

Geschichte und Wandlung der Definition

Der Beginn der Konjunktur des Begriffs *Urbanität* im deutschen Architektur- und Städtebaudiskurs des 20. Jahrhunderts ist mit einem Vortrag von Edgar Salin am 11. Deutschen Städtetag festzumachen, der schlicht mit ‹Urbanität› betitelt war.¹⁹⁶ Salin führt die Bedeutung von ‹Urbanität› auf deren Ursprung in der attischen Antike zurück. Urbanität entsteht nach Salin erst durch Bildung, Freiheit und Mitbestimmung seitens mündiger Bürger und kann daher nur zu bestimmten Zeiten existieren, wie in Athen unter Perikles und in Rom zu Ciceros Zeiten. Als spätere Beispiele führt er Paris nach der Revolution, das von Burckhardt durchgeistigte Basel

¹⁹⁵ Vgl. PATTEEUW 2002

¹⁹⁶ SALIN 1960, S. 9-34

oder auch Frankfurt in vormoderner Zeit an.¹⁹⁷ Salin beschwört allerdings nicht das Wiederer-
stehen einer auf antiken Vorstellungen beruhenden Lebenswelt, sondern erhofft sich das entste-
hen einer neuen Bürgergesellschaft, die ihrer Zeit entspricht.¹⁹⁸ Als konkrete Maßnahmen städ-
teplanerischer Art fordert er – nebst einem Verzicht auf das Wort Urbanität, bis denn ein
solcher Zustand in ferner Zukunft wieder einmal eingetreten sein sollte – eine Lösung für die
Verkehrsproblematik und die Stärkung der Stadtkerne zur Wiederherstellung eines Gegensatzes
von Stadt und Land und um einer «Aushöhlung der Städte» entgegenzuwirken.¹⁹⁹

«Die Stadt in Form bringen heißt: die Stadt aus einer Agglomeration einer anonymen
Masse wieder in einen lebendigen Organismus, in eine Gemeinschaft von Stadtbürgern
verwandeln.»²⁰⁰

Den Ausweg aus der proklamierten Krise der Stadt sieht Salin vor allem in der Bildung der
Bürger und dem Entstehen einer Stadtbürgerschaft, deren Gemeinschaft die Urbanität irgend-
wann wieder konstituieren soll, allerdings dezidiert nicht mittels retrospektiver Wiederaufnah-
me des Alten, sondern in *neuen* Formen. Dem Urbanitätsbegriff von Salin liegt also ein Kon-
zept zugrunde, das begrifflich und inhaltlich nahe an der Idee eines in der Stadt verwirklichten
Humanismus zu liegen scheint.²⁰¹

Im Urbanitätsdiskurs der folgenden Jahre – und damit auch in der gängigen Definition des Be-
griffs – war allerdings eine Abwendung von diesen sozialen und humanistischen Zielen festzu-
stellen. Die Idee, dass Urbanität durch die bewusste Förderung und Steuerung der Bevölke-
rungsdichte in einem gewissen Bereich geschaffen werden könne, gewann immer mehr
Anhänger. Dahinter steht ein anderes und wesentlich konkreteres Urbanitätskonzept als dasje-
nige von Salin: Urbanität wird als städtische Lebensform gesehen, die auf Kommunikation und
räumlicher Nähe basiert und deren Wirkung aus den Reibungskräften von verdichtetem Woh-
nen und Funktionsdurchmischung gespeist wird. Dieser «praktischere» oder gar technische Ur-
banitätsbegriff orientiert sich hauptsächlich an den fassbaren und möglicherweise planbaren
Faktoren einer Umgebung, die als urban wahrgenommen und bezeichnet wird.²⁰² Edgar Salin
distanzierte sich 1971 in einem wütenden Artikel von dem Konzept von Urbanität, dass in dem
Jahrzehnt seit seinem Vortrag entstanden war. Er geißelte alle Bestrebungen von «Politikern,
Planern, Architekten, Ökonomen und Soziologen», die versprechen «Urbanität wieder schaffen

¹⁹⁷ SALIN 1960, S. 25

¹⁹⁸ SALIN 1960, S. 25

¹⁹⁹ SALIN 1960, S. 27

²⁰⁰ SALIN 1960, S. 31

²⁰¹ SALIN 1960, S. 28–31

²⁰² Vgl. Kapitel I.2.

zu können durch irgendein Bauwerk, irgendeine Stadtform» als «Lug und Trug».²⁰³ Urbanität könne nur durch eine «völlige Neuerweckung des Menschlichen und Geistigen im Menschen» ins Leben gerufen werden.²⁰⁴

Wie Heinz Schilling in einer Publikation zur «Neuen Urbanität» wortreich erklärt, konnte auch 1987, also weit nach dem hier zu betrachtenden Zeitraum, selbst nach dem Ablauf eines großen Forschungsprojektes, die Frage nach dem Wesen der Urbanität nicht geklärt werden.²⁰⁵ Analog zu seinen Ausführungen kann höchstens versucht werden zu klären was sie in spezifischen Fällen bedeutet oder bedeuten könnte. Der Eindruck, den jede/r Einzelne gewinnt ist entscheidend für deren Feststellung und der Versuch einer abschließenden und allgemeingültigen Definition von Faktoren der Urbanität muss deshalb letztendlich scheitern.

Im Städtebau bezieht sich die Feststellung von Urbanität meist auf den von einem Raum erweckten Eindruck, beziehungsweise auf die Frage, ob dieser Raum von den Benutzern und Benutzerinnen als urban empfunden wird. Letztlich ist Urbanität also eine subjektive Feststellung, denn nicht nur wir wohnen in der Stadt, sondern auch die Stadt in uns, in Form eines Bildes oder einer Vorstellung davon was Stadt ist. Urbanität wird dann festgestellt, wenn die Benützungsmuster und die architektonischen Muster der Bebauung mit den Vorstellungen übereinstimmen, die Einzelne oder Gruppen von Menschen mit den Begriffen *Stadt* oder *städtisch* verbinden. Allerdings entsprach die verbreitete Vorstellung einer prototypischen Stadt, im Wesentlichen ein kulturell tradiertes Bild einer vormodernen Stadt, nur noch sehr selten der tatsächlichen Realität der westdeutschen Städte nach den Jahrzehnten des Wiederaufbaus und des modernen Städtebaus. Dennoch blieb dieses Bild zentral für die Wahrnehmung des Phänomens Stadt und die Vorstellung von Urbanität. So stellte der Soziologe Hans-Paul Bahrdt in Bezug auf die Großformen der sechziger Jahre und das Konzept der *Urbanität durch Dichte* fest, dass geplante Siedlungsstrukturen niemals echte Urbanität hervorbringen könnten.²⁰⁶ Auch in einer Ausgabe des Spiegels von 1971 mit dem Titel «Sind unsere Städte noch zu retten?» wurde festgestellt:

«Aufklärung und Emanzipation, städtische Wesenszüge seit Jahrhunderten gedeihen nicht mehr zwischen modernen Wohnsilos. Denn mit falsch konstruierten Kommunen, sagt der Göttinger Soziologie-Professor Hans Paul Bahrdt, «kann man eine Gesellschaft genauso ruinieren wie durch die Errichtung eines totalitären Regimes»».

²⁰³ SALIN 1971, zit. n. MÜLLER-RAEMISCH 1998, S. 89

²⁰⁴ wie Anm. 203

²⁰⁵ SCHILLING 1990, S. 10–13

²⁰⁶ Vgl. BAHRDT 1961, S. 105; DÜWEL/GUTSCHOW 2001, S. 197

Implizit ist in dieser Feststellung das Gegenbild der vermeintlich ungeplant und organisch gewachsenen *europäischen Stadt* als Ort der Zivilisation und des Geisteslebens mitgedacht, in der «echte Urbanität» entstanden war.

Gerade der Topos *europäische Stadt* wurde (und wird) immer wieder als Referenzbild beschworen wenn die Genese von Urbanität untersucht wird. Es wird angenommen, dass dadurch eine eindeutig definierbare Stadtgestalt bestimmt sei, die sich anhand einiger Kriterien festmachen und vergleichen lässt. Die meistgenannten Faktoren sind die klare Unterscheidbarkeit von Stadt und Land, eine monozentrische Stadtform, eine dichte Besiedlungsstruktur, die klare Abgrenzung öffentlicher Straßen- und Platzräume vom privaten Raum, sowie eine deutlich feststellbare Überlagerung beziehungsweise ein spannungsreiches Nebeneinander von verschiedenen Zeitschichten.²⁰⁷ In Bezug auf den Versuch diese spezifische Form der Urbanität wiederaufleben zu lassen ist die Feststellung entscheidend, dass sich in der seit dem Zweiten Weltkrieg geschaffenen städtischen Umwelt auch im sozialen, politischen und wirtschaftlichen Gefüge große Unterschiede zum gezeichneten Bild der *europäischen Stadt* aufgetan haben, denn: «mit der Entmischung von Wohn- und Wirtschaftszonen, Kultur- und Kurzweilbereichen aber verflüchtigte sich nicht nur das enge Nebeneinander von Kino und Kolonialwarenladen, von Schenken und Schulen. Es zerfiel dabei auch das gewachsene Geflecht zwischenmenschlicher Beziehungen»²⁰⁸ Diese Veränderung im sozialen Geflecht war mit ein Grund, weshalb sich das Bild dieser Stadt nicht mehr so einfach auf die Gegenwart übertragen ließ. Der Rekurs auf die Formel «europäische Stadt» wurde zwar oft als Argument angeführt, jedoch nur selten reflektiert und oft als Begriffshülse verwendet.²⁰⁹

Urbanität im Diskurs um 1980

Um 1980 stand vor allem die Frage im Zentrum des Urbanitätsdiskurses, ob eine Rückkehr zu Stadtformen der Vergangenheit möglich und ratsam sei. Allerdings übersahen die Verteidiger des im klassischen Sinne städtischen Charakters, dass durch Kriegszerstörung und Wiederaufbau, aber auch durch einen sozialen Wandel ein Punkt erreicht war, an dem eine Wiederkehr unmöglich geworden war. Die vormoderne Stadt war längst fiktiv geworden, Stadt und Land hatten längst in ihrer Mitte zusammengefunden. Im Grunde wurde eine Idee aus ferner Vergangenheit verteidigt: Eine von Mauern umgebene mittelalterliche Stadt, die ihren Bewohnern Freiheit und Sicherheit ermöglicht, in der die verfeinerte Zivilisation Zuflucht gefunden hatte

²⁰⁷ SIEBEL 2004

²⁰⁸ SPIEGEL 24/1971.1

²⁰⁹ SIGEL 2006, S. 15–16

und die unter schwierigsten Bedingungen den Kontakt mit in weiter Ferne liegenden Ihresgleichen hielt.²¹⁰

Auch die Zersiedelung und die oft genannte zweite Zerstörung im Wiederaufbau wurden thematisiert. Letztlich wurden sie als «Sieg der Provinz über die Stadt, der Gemütlichkeit über die Intelligenz» gedeutet.²¹¹ Die Provinz, beziehungsweise die vom Wohlstand saturierte Mehrheit, bedrohe in ihrer pervasiven Allgegenwärtigkeit die Stadt in ihrer Existenz, glaubten einige «Urbanisten». Denn Urbanität ist auch Begegnung, Öffentlichkeit und Austausch, zumindest im Rückblick auf die vormoderne Stadt. Gerade diese Dinge waren teils erstickt worden, was allerdings nicht nur am Städtebau lag, sondern auch auf gesellschaftliche Entwicklungen zurückgeführt werden kann.²¹² Auch die bildungs- und kulturgebundenen Faktoren der Urbanität rückten um 1980 wieder verstärkt in den Blickpunkt, das urbane Leben und der urbane Geist hatten als Schlagworte, wenn auch ohne besonders präzise Definition dessen was damit gemeint sein soll, wieder eine verstärkte Konjunktur. Gepaart mit dem Selbstverständnis, dass nur die Stadt als Zufluchtsort der verfeinerten Zivilisation echte Kultur und Bildung ermögliche, fanden diese Faktoren als Konstituenten von Urbanität vermehrt Beachtung.

Aus Angst vor dem drohenden Zerfließen der Stadt hatte der Urbanismus und somit auch die Definition von Urbanität oft einen defensiven Charakter: der status quo oder gar das Bild einer Vergangenheit wurden gefestigt oder herbeigesehnt. In der Urbanitätsdebatte ist, vor allem in Westeuropa, eine «Renaissance der Mitte» zu konstatieren.²¹³ Anstatt Urbanität rein als Funktion der Bevölkerungsdichte und Planung zu verstehen, sollten nun die historischen Stadtkerne als identifikationsstiftende Orte in einem unübersichtlicher und einheitlicher werdenden, das ganze Land überziehenden Siedlungsbrei zur Entstehung von Urbanität beitragen. Vor allem aber wird auch das touristische Potential von «Altstadt» und Geschichte immer deutlicher sichtbar und genutzt.²¹⁴ Das komplexe, widersprüchliche und «ungeplante» Urbane der gewachsenen Stadt wurde beschworen als Heilmittel gegen den Flickenteppich von geplanten und auf einzelne Bedürfnisse zugeschnittenen monofunktionalen Räumen.

Das Bild des Urbanen wurde wie ein Zitat benützt, wodurch allerdings auch die Ausformungen dieses Urbanismus oft ins ornamenthaft-symbolische gerieten. Man neigte dazu Urbanität als zwangsläufiges Nebenprodukt der Entstehung von an vormoderne Städte erinnernden Stadtbildern zu sehen und dementsprechend wurden Versatzstücke von gemeinhin als «urban» betrach-

²¹⁰ SCHMID 1992, S. 189

²¹¹ SCHMID 1992, S. 189

²¹² NOLTE 2004, S. 47

²¹³ Vgl. BODENSCHATZ 2005

²¹⁴ SIGEL 2006, S. 19

teten Siedlungsstrukturen zur Genese von Urbanität herangezogen. Oft fehlte bei diesen Ideen das Bewusstsein, dass die Urbanität mindestens so sehr von den Bewohnern, der sozialen Struktur und deren lebendiger Vielfalt abhängt wie von der physischen Stadt, weshalb ›Kulissenarchitekturen‹ entstehen konnten in der Hoffnung, dass dann *ex opere operato* auch Urbanität entstehe.

II.4.2. *Identität und «Heimat» in der Stadt*

Anfang der siebziger Jahre wurde immer häufiger festgestellt, dass durch eine in Dichte und formalen Eigenschaften einheitliche Bebauung von ehemals ländlichen und städtischen Gebieten die Stadt verloren zu gehen drohe.²¹⁵ Nicht nur die Bevölkerung verlagerte sich ins «Grüne», auch andere Funktionen die einst den Städten und Stadtkernen ihre einzigartige Bedeutung verliehen hatten, wie beispielsweise der Warenumsatz, verlagerten sich immer mehr in die Peripherie. Die Krise der Stadt wurde zunehmend auch als Identitätskrise wahrgenommen. Diese Krise der Identität bezieht sich allerdings nicht nur auf die Stadt an sich, sondern verstärkt auch auf die Abgrenzung verschiedener Städte, auf die Schaffung einer unverwechselbaren Identität für jede einzelne Stadt, vielleicht gar für einzelne Viertel. Städte sind hauptsächlich historisch gewachsene architektonisch-räumliche Strukturen, deren spezifische formale Eigenschaften aus einer jeweils einzigartigen Mischung von eigener Tradition und importierten Ideen, Tradition und Innovation, von Selbstbezug und Anpassung gekennzeichnet werden. Gerade im Verlust der Bindung an die Tradition sah die nachmoderne Stadtkritik den größten Fehler des modernen Städtebaus, da daraus nicht nur eine minderwertige Ästhetik entstanden sei, sondern auch die Identifikation ermöglichende Struktur der Städte gefährdet worden sei.²¹⁶ Die Verwendung des Begriffs Identität in Bezug auf spezifische Städte oder die Stadt im Allgemeinen kam also vor allem dann auf, wenn deren drohender Verlust konstatiert wurde, dies meist im Zusammenhang mit der Angst vor einem Verlust der Heimat.²¹⁷

Allgemein wird Identität definiert als «die völlige Übereinstimmung einer Person oder Sache mit dem, was sie ist oder als was sie bezeichnet wird.»²¹⁸ Sie lässt aufgrund ihrer Einzigartigkeit und Unverwechselbarkeit eine eindeutige Bestimmung sowie auch eine Abgrenzung zu anderen, differenten Identitäten zu. Ein häufig gebrauchter, zugleich aber auch sehr umstrittener Begriff ist «kulturelle Identität». Einer gängigen Definition zufolge können nicht nur einzelne Individuen eine Identität entwickeln, sondern auch kleinere oder größere Gruppen über eine spezifische Art des Selbstbewusstseins verfügen. Dieses ergibt sich aus ihrer Stellung zu bestimmten Werten, Fähigkeiten oder Verhaltensmustern, die durch eine bestimmte Kultur vertreten werden. «Kulturelle Identität hat damit die Funktion, die eigene Person beziehungsweise das Gruppenbewusstsein zu stabilisieren oder hervorzuheben, indem die jeweils als kulturelle

²¹⁵ So wurde der Deutsche Städtetag 1971 unter dem Motto «Rettet unsere Städte» abgehalten und der Spiegel titelte im selben Jahr «Sind unsere Städte noch zu retten?» (SPIEGEL 24/1971)

²¹⁶ Gerade dies waren auch die Argumente von Mitscherlich und anderen Kritikern des modernen Städtebaus; Vgl. Kapitel I.2. und SIGEL 2006, S. 17

²¹⁷ DEUTSCHER STÄDTETAG 1973, S. 97

²¹⁸ BROCKHAUS 2006, Bd. 13, S. 94

Eigenheiten angesehenen Muster und institutionell getragenen Vorgaben (Familie, Religion, Region, Sprache, Traditionen, Gruppenzugehörigkeit) tradiert, lebendig gehalten oder (erneut) in Geltung gesetzt werden.»²¹⁹ So gesehen wäre es also auch möglich, dass die Bevölkerung einer Stadt eine auf deren Tradition und Stellung bezogene eigene Identität entwickelt, die nicht nur in Abhängigkeit zu der Geschichte der Stadtbevölkerung steht, sondern auch zu der Stadt an sich, zu ihrer räumlichen Konfiguration und Gestaltung, die im Wesentlichen eben auch Abbild der spezifischen Geschichte ist.

Identität ist ein Kontinuitätsbegriff, da diese auf Erfahrungen (auch übertragenen, von anderen im Kollektiv gemachten und bloß nachempfundenen oder nachvollzogenen Erfahrungen) beruht, muss das zu Identifizierende doch mit einem erinnerten Referenzsystem abgeglichen werden um seine Identität festzustellen. Wesentliche Identitätsspeicher sind in diesem Sinne das Gedächtnis und in großem Ausmaß auch Bilder.²²⁰ Studien zum kollektiven Gedächtnis weisen fast immer auf die Wichtigkeit von Riten und interessegeleiteten Geschichtsdeutungen für die Bildung kollektiver Erinnerung hin.²²¹ In Bezug auf städtische Identitäten käme nun die Frage nach der Bildproduktion hinzu: Welche Bilder fließen in das kollektive Gedächtnis ein und warum?; Wer kann diese Prozesse steuern und was lässt sich aus ihnen ableiten?; Wenn bewusst gewisse Schichten der Vergangenheit gewählt werden um eine Identität zu konstruieren, welche Schlüsse lässt dies zu in Bezug auf die Gegenwart?

Zuerst muss aber in Bezug auf die Stadtbilder und deren Wirkung grundsätzlich nach der Möglichkeit einer überindividuellen Stadtwahrnehmung gefragt werden, denn ist eine solche nicht Möglich, wird auch die Konstruktion bzw. das Postulat einer städtischen Identität sehr schwierig. Kevin Lynch beschreibt in seiner einflussreichen Studie *The Image of the City* die Stadt weniger als einen Organismus oder eine Struktur, sondern als Kommunikationssystem, dessen Aufgabe es ist Orientierung zu schaffen.²²² «Orientiert sein» soll in diesem Zusammenhang als Gegensatz von «sich verloren fühlen» verstanden werden. Orientierung bildet so gesehen die Möglichkeit *bei sich* zu sein, also in gewisser Weise das Gefühl von *Heimat* zu empfinden. Orientierung ist, nach Lynch, für die Bewohner einer Stadt über die Identifikation von Wegen, Grenzen und Kreuzungspunkten möglich, deren Wahrnehmung jedoch sehr individuellen Mustern folgt.²²³ Dennoch werden einige besonders markante Objekte (landmarks) zu überindividuell gültigen Referenzpunkten im Siedlungsgewirr. Gerade weil die *mental mappings* (Lynch)

²¹⁹ BROCKHAUS 2006, Bd. 16, S. 66–67

²²⁰ LIPP 2008, S. 280

²²¹ Vgl. z.B. HALBWACHS 1967, S. 11–14

²²² LYNCH 1960

²²³ SIGEL 2006, S. 24

verschiedener Menschen so unterschiedlich sind, können vor allem herausragende – teils im wörtlichen Sinn zu verstehen, teils im (kunst-)historischen – Gebäude identifikationsstiftende Wirkung entfalten und die Basis einer kollektiven Stadtwahrnehmung bilden. Eine eindeutige Form, bildliche Präsenz und vielschichtige symbolische Aufladung erzeugen Wiedererkennbarkeit, die sich mit der Wahrnehmung der Stadt, beziehungsweise deren Image verbindet.²²⁴

Genauso wie die Städte als Ergebnis des Schaffens und Zerstörens von vielen verschiedenen Generationen stetigem Wandel unterworfen sind, sind auch deren Identitäten in steter Bewegung. Maurice Halbwachs stellte in seiner Studie zum kollektiven Gedächtnis fest, dass dieser Wandel äußerst langsam stattfindet und Ausdruck des Wollens der Gruppen der Bewohner ist. Diese Gruppen bilden das kollektive Gedächtnis. Besteht ihr Viertel oder ihre Stadt nicht unverändert fort, so müssen sich die Gruppen neue Bezugspunkte für ihre Identität und ihre Orientiertheit schaffen, im Zweifelsfall auch durch eine sofortige Rekonstruktion. Normalerweise wird ein aber ein neuer Ort geschaffen und der Verlust des alten Ortes möglicherweise gerade durch den neu geschaffenen Ort kollektiv erinnert. Im kulturellen Gedächtnis bleiben also auch «verlorene» Orte vorhanden, manchmal als Sehnsuchtsbild oder auch als «dunkle Vergangenheit».²²⁵ Die Suche nach einem verlorenen Bild, wie beispielsweise nach demjenigen der «europäischen Stadt», kann auch die Suche nach verlорener Identität oder Orientierung sein. Das bewusste Schaffen neuer Symbole und Bilder kann den Aufbruch in eine von der Vergangenheit abgegrenzte Zukunft untermalen, wie dies beispielsweise der Bau des Technischen Rathauses in Frankfurt zeigt, als bewusst «moderne Formen» verwendet wurden um den Aufbruch in eine «neue, bessere und tolerantere» Zukunft zu unterstreichen, gleichzeitig aber auch den Bruch mit der leidvollen, jüngeren Geschichte zu bekräftigen.²²⁶

Stadtbilder sind auch Ikonographien der Macht und oft eine Form der Selbstdarstellung der Mächtigen einer spezifischen Gegenwart. Genauso wie an kontinuierlichen und in sich geschlossenen Stadtbildern Kontinuität der Macht ablesbar wird, können Brüche in Stadtbildern Entmachtung und Machtwechsel aufzeigen.²²⁷ Waren es während Jahrhunderten die Mächtigen und Entscheidungsträger, die mittels der von ihnen vergebenen Aufträge die «Bildregie» bei der Entstehung eines Stadtbildes führten, wurde in zunehmend demokratischer werdenden Gesellschaften die Rolle der Bevölkerung immer wichtiger, da diese indirekt über Wahlen und viel direkter durch Bürgerinitiativen und die Beteiligung an städteplanerischen Prozessen stärkeren Einfluss auf das Stadtbild nehmen konnte und kann. Topische Zuschreibungen, die oft mit

²²⁴ SIGEL 2006, S. 25

²²⁵ HALBWACHS 1967, S. 130–131

²²⁶ Vgl. Kapitel III.1. und III.3.1 zum Bau des Technischen Rathauses.

²²⁷ LIPP 2008, S. 277

politischem Kalkül oder auch aus gesellschaftlichen Wunschvorstellungen entstehen, werden mit Bildern – in diesem spezifischen Fall oft auch ‹gebauten Bildern› – ergänzt um zu einer städtischen Identität zu gelangen. Bei solchen Versuchen der Identitätskonstruktion geht es meist weniger um tatsächliche Denkmale, sondern viel eher um eine Art der Verortung durch überbrachte Bauformen und historische Selbstvergewisserung und es werden meist idealisierte Wunschbilder, teils gar vollends synthetische ‹Geschichten› angestrebt und erschaffen. So soll beispielsweise Dresden – teilweise auf erst durch Canalettos Bilder geschaffener Erinnerung basierend – als Barockstadt wiederauferstehen, auch wenn sie eigentlich nie in dieser Art und Einheitlichkeit existiert hat und die barocken Repräsentationsbauten bestenfalls einen Bruchteil der lokalen Geschichte repräsentieren.²²⁸ Frankfurt hingegen wurde von den Nationalsozialisten in den dreißiger Jahren zur Stadt des Handwerks proklamiert, was dazu führte, dass das mit dem mittelalterlichen Handwerk verbundene Bild von Fachwerkhäusern auf die Stadt übertragen werden sollte, auch wenn dies der lokalen Tradition nur in sehr beschränktem Maß entsprach.²²⁹ Dennoch erscheint bis heute, wenn auch ohne die von den Nationalsozialisten forcierte Konnotation, das Sichtfachwerk vielfach als Inbegriff der Frankfurter Altstadt und Bautradition. An solchen Beispielen zeigt sich, dass oft bewusst geschaffene Bilder die Ansatzpunkte für ein ‹kollektives Stadtgedächtnis› bilden, das essentiell ist für die Entstehung einer städtischen Identität.²³⁰

Doch auch neue Monumente und herausragende Bauten können identitätsstiftend wirken, gerade dann, wenn eine Verschiebung oder Ergänzung einer Identität oder des nach außen wirksamen Images angestrebt wird. Indem sie zu *landmarks* werden und in die persönlichen Stadtgeografien vieler Stadtbewohner eingehen, kann auch von diesen neuen Gebäuden eine Form der Orientiertheit ausgehen, die als Grundlage der Entstehung von Identität angenommen wird. Gerade durch Gebäude oder Stadtstrukturen, die aufgrund ihrer Form oder kulturellen Bedeutung, beispielsweise als Schauspielhaus oder Museum, einen hohen Wiedererkennungswert haben kann städtebauliche Einzigartigkeit entstehen, die der Bildung einer Identität dienen kann.²³¹ Während auf die touristische und die auf das Standort-Marketing bezogene Außenwirkung einer Stadt, ihr ‹Image›, zeichenhafte neue Monumente einen positiven Einfluss haben können – wie es einige Jahre später der durch den Museumsbau von Frank O. Gehry ausgelöste ‹Bilbao-Effekt› eindrucksvoll zeigen

²²⁸ LUPFER 2006, S. 33–48; WEDDINGEN 2008, S. 28–41

²²⁹ Die Frankfurter Häuser wurden im 15. Und 16. Jahrhundert fast alle verschiefert. Vgl. Kapitel III.3.2

²³⁰ SIGEL 2006, S. 17

²³¹ SEIDL 2006, S. 126

sollte²³² –, wirkt vor allem auf die Stadtbevölkerung die Inszenierung lokaler Geschichte meist stärker.²³³

Es überrascht nicht, dass gerade in der Zeit der architektonischen Postmoderne die Diskussion um die identitätsstiftende Funktion der Stadt wieder aufkommt: Indem den Gebäuden und Fassaden wieder eine über ihren Zweck und ihr unmittelbares physisches Sein hinausgehende semantische Bedeutung und die Möglichkeit der Kommunikation mit den Menschen zuerkannt wird, kann auch ihre Rolle in Bezug auf die Bildung städtischer Identität neu bewertet werden. Die in Theorie und Praxis des Bauens vollzogene Trennung der Fassade vom Gebäude und die Möglichkeit einer auf die Fassade beschränkten symbolischen Bedeutung ist in diesem Zusammenhang entscheidend. Die Architektur in den Städten wird immer deutlicher zur Bildproduktion, indem auswechselbaren Baukörpern historisierende oder in anderer Form identitätsstiftende Fassaden vorgeblendet werden und somit – ganz im Sinne eines *‘decorated shed’* – im wesentlichen gebaute Bilder oder Kulissenarchitekturen entstehen können.²³⁴ Daraus erwächst die Frage, ob zur Entstehung von Identität oder identifikationsfähigen Strukturen tatsächliche Substanz, also beispielsweise ein in seiner Materialität historisches Gebäude, entscheidend ist oder die Inszenierung mittels der Produktion von Bildern. Da Tradition, Geschichte und Gefühl in der Architektur und auch im Städtebau wieder eine bestimmende Rolle einnehmen, bieten sich mehr Möglichkeiten einer emotionalen Verbindung zwischen Stadtbewohnern und der sie umgebenden Architektur. Allerdings wird dieser neue Bezug auf den Menschen, durch den eine menschlichere und identifizierbare Stadt entstehen sollte, nicht nur aus altruistischen Motiven forciert, sondern stark in den Kontext einer Städtekonkurrenz gestellt: Identität wird zur Währung des Stadtmarketings und der Standortpolitik. Der Deutsche Städtetag forderte 1973, dass die zu errichtende «menschliche Stadt», die nicht nur «Zwecken» zu dienen, sondern Heimat zu sein habe.²³⁵ Bereits wenige Jahre später wurde das jeweilige «Heimatgefühl» am Deutschen Städtetag 1985 bereits unter die Standortfaktoren eingeordnet.²³⁶ Die an sich als Gegenentwurf zu entgrenzenden Stadtvisionen gedachte «menschliche Stadt», soll nun, entgegen ihrer Intention, zum Zweck des Wirtschaftswachstums entwickelt und inszeniert werden. In gewissem Sinn kommt es zu einer *eye-catch competition*, einem Verdrängungskampf der Symbole, in dem sich die Städte über wirkmächtige Bauten zu posi-

²³² Frank O. Gehry, Guggenheim Museum Bilbao, 1997; Vgl. REINERS 2002 und Kapitel III.4.

²³³ GÖSCHEL 2004, S. 160

²³⁴ VENTURI/SCOTT-BROWN/IZENOUR 1977, S. 87–91, vgl. auch: Kapitel II.3.3.2. Man denke dabei auch an die Rekonstruktion des Braunschweiger Schlosses (2005–2007). Hinter der rekonstruierten Fassade befindet sich das Einkaufszentrum «Schloss-Arkaden».

²³⁵ GÖSCHEL 2004, S. 163

²³⁶ GÖSCHEL 2004, S. 163

tionieren versuchen.²³⁷ Wenn Intimitäts- und Authentizitätsmuster, die eigentlich der Schaffung einer lokalen Identität und der Möglichkeit der Entstehung eines entstehenden Heimatgefühls dienen sollen, im Rahmen einer Städtekonkurrenz ausgespielt und eingesetzt werden, handelt es sich um Inszenierungen, die nicht mehr nur auf die jeweilige Stadt bezogen sind.²³⁸ So führte dieser Wettbewerb paradoxerweise auch zu einer immer größeren Einheitlichkeit in den Stadtbildern, wurden doch erfolgreiche Konzepte immer häufiger kopiert und übernommen.

Grundsätzlich zeichnen sich das postmoderne Bauen und der postmoderne Städtebau dadurch aus, dass das Bestehende anerkannt und beachtet wird, anstatt dass von einer virtuellen *tabula rasa* ausgegangen wird. Die Identität des Umfeldes wird durch das Bauen im Bestand bestätigt, anstatt dass, wie dies implizit beim selbstbezogenen Solitär der Moderne der Fall ist, die Umwelt negiert wird und überkommenes dadurch radikal in Frage gestellt wird, dass der Fortschrittsgedanke die Erneuerung alles Alten durch Neues fordert. Es erfolgt dadurch auch eine Stärkung erkennbarer Kontinuität im Stadtraum, die nicht zwangsläufig einen Rückfall in die Vergangenheit bedeuten muss, sondern auch Dauer bewusst machen kann und somit die Möglichkeit schafft, dass Identität, die wie oben festgestellt wurde Dauer voraussetzt, erfahrbar wird. Identifikation kann aber vor allem da entstehen, wo Geschichte ablesbar ist und bleibt, wo Spuren nicht getilgt werden, dort wo Kontinuitäten und Brüche präsent bleiben. Denn gerade an den Orten der Brüche und Narben zeigt sich Geschichte, können Erinnerungen festgemacht werden. Unter diesem Gesichtspunkt zeigt sich, dass nicht unbedingt die Rekonstruktion und Inszenierung von Geschichte an sich problematisch ist, sondern die in der Ausführung meist entstehende ahistorische Perfektion. Auch wenn die Simulation ein durchaus legitimes und erfolgreiches Mittel zur Schaffung von identifizierbarer Umgebung und Anhaltspunkten für Erinnerung ist, sollte bei derartigen Projekten nicht das Bewusstsein und der Respekt für die Komplexität geschichtlicher Entwicklungen verloren gehen.

²³⁷ LIPP 2004, S. 280

²³⁸ GÖSCHEL 2004, S. 165

III. Versuche der Schaffung von Urbanität und Identität in Frankfurt a. M.: Fallbeispiele

III.1. Die Entwicklung der Stadt Frankfurt

Die Stadt Frankfurt wurde durch 33 Luftangriffe zwischen Juni 1940 und März 1945 zu großen Teilen zerstört. (Abb. 35) Bis zum 21. März 1944 hatte Frankfurt eine der größten erhaltenen Altstädte Deutschlands mit vielen spätgotischen Steinbauten und Fachwerkhäusern aus dem 16. und 17. Jahrhundert.²³⁹ (Abb. 36) Von der bis dahin mehrheitlich erhalten gebliebenen Stadtstruktur zwischen Dom und Römer, einem als Resultat von Jahrhunderten von An- und Umbauten und Überlagerungen verschiedenster Zeitschichten und Bauetappen entstandenen, verschachtelten Labyrinth aus engen Gassen, blieb nach dem Krieg bis auf einige Grundmauern der Großbauten und die eine oder andere Arkadenreihe nichts übrig. In ganz Frankfurt wurden über 60 Prozent der Wohnungen zerstört oder waren unbewohnbar geworden, die städtische Infrastruktur war vollständig vernichtet.²⁴⁰

In der unmittelbaren Nachkriegszeit standen die Beseitigung der Trümmer und die Wiederherstellung der Infrastruktur im Vordergrund. In der Folge wurde nach einem Wettbewerb 1948 mit dem ›Generellen Fluchtlinienplan‹ eine Verkehrsplanung für die wiederentstehende Stadt festgelegt, in der allerdings die Altstadt bewusst nicht berücksichtigt wurde.²⁴¹ Über den Wiederaufbau der Altstadt und den Grad der Rekonstruktion des Zerstörten wurde lange diskutiert, vor allem in den spezifischen Fällen der Paulskirche²⁴² und des Goethehauses²⁴³. Im Zentrum der Diskussion stand die Frage, ob nach der durch eigene Schuld verursachten Zerstörung in der Stadt, durch eine Rekonstruktion die Spuren eben dieser Schuld verwischt werden dürfen. Während die Gegner den ›Mut zum Abschied‹ forderten, also die Bereitschaft den Verlust historischer Monumente in Anbetracht der kollektiven Schuld zu akzeptieren, riefen die Befürworter zum ›Mut zur Treue‹ auf, in der Hoffnung, dass durch die Treue zu den Idealen, die unter ande-

²³⁹ MÜLLER-RAEMISCH 1990, S. 21

²⁴⁰ DURTH/GUTSCHOW 1988, Bd. 2, S. 471–2

²⁴¹ MÜLLER-RAEMISCH 1990, 27–34

²⁴² Bereits 1946 wurde ein Wettbewerb ausgeschrieben mit dem Ziel die bei der Bombardierung zerstörte Paulskirche, die ja gemeinhin als Symbol für die Anfänge eines ›demokratischen‹ deutschen Staates 1848 galt, für Gedenkfeiern 1948 wieder nutzbar zu machen. (*«Es geht nicht um Frankfurt, sondern um Deutschland, unser aller Vaterland. Die Frankfurter Paulskirche ist sein Haus und sein Sinnbild [...] Selbst in unserer Armut können Willen und Liebe die Paulskirche bis zu 18.5.1948 wieder aufbauen»* Aufruf zum Wiederaufbau, zit. n. GEHEBE 1998 S. 258) Letztlich wurden der Sieger des Wettbewerbs Gottlob Schaupp und Rudolf Schwarz beauftragt. Nach Plänen der Arbeitsgemeinschaft wurde die Kirche unter Verzicht auf historische bzw. historisierende Einbauten so wiederhergestellt und umgestaltet, dass sie als zukünftiges Parlamentsgebäude hätte dienen können. Am 18.5.1948 fanden dann auch tatsächlich Gedenkfeiern zum 100. Jahrestag der ersten Versuche einer demokratischen Staatsführung in Deutschland in der Paulskirche statt. (FALSER 2008.1, S. 74–77; BALSER 1995, S. 87–95, DURTH/GUTSCHOW 1993, S. 188–190)

²⁴³ 1947 wurde beschlossen, dass das bis auf einige Fensterachsen im Erdgeschoss vollständig zerstörte Geburtshaus von J. W. Goethe wieder aufgebaut werden sollte. (DURTH/GUTSCHOW 1988, Bd. 2, S. 485–488; FALSER 2008.1, S. 82–88)

rem durch Goethe repräsentiert wurden, die Grundlage für einen Neuanfang geschaffen werden könne.²⁴⁴ Zu dieser Zeit bestand in Frankfurt noch die Hoffnung, dass die Stadt, in der 1848 der erste Versuch des Parlamentarismus in Deutschland gewagt worden war, zur Hauptstadt der Bundesrepublik werden könnte. Vor allem in diesem Zusammenhang erfolgte auch der Wiederaufbau der Paulskirche, die als potentieller Sitz des Parlaments betrachtet wurde.²⁴⁵ Nachdem Bonn zur Hauptstadt der jungen Republik gemacht worden war, wurde Frankfurt, das auch ein historischer Bankenplatz war, als Standort der Länderbank eine wichtige Rolle zugewiesen und es wurde die «Rückkehr der Stadt zu ihrem ureigentlichen Wesen als Handels-, Banken- und Industrieplatz»²⁴⁶ angestrebt.²⁴⁷ Dies mit Erfolg, wie die heutige Stellung Frankfurts als Finanzmetropole Deutschlands beweist.

Während der Wiederaufbau der Wohn- und Gewerbegebäude in Privatbesitz außerhalb der Wallanlagen relativ zügig voranging, dauerte es in der Innenstadt, beziehungsweise der ehemaligen Altstadt, wesentlich länger. Die Frankfurter Altstadt hatte schon vor dem Krieg einige Zentrumsfunktionen verloren: das lebendige Stadtzentrum hatte sich nach Norden zur Zeil und der Hauptwache verschoben, während die mittelalterliche Altstadt zu einem Wohnviertel für einkommensschwache Bevölkerungsschichten geworden war, in dem nur noch wenige Gewerbebetriebe angesiedelt waren.²⁴⁸ Die ehemalige Bevölkerung hatte nicht die Mittel um den Aufbau selbst zu finanzieren, während Projekte der Stadt nebst dem Fehlen von öffentlichen Mitteln, nicht zuletzt auch an der Uneinigkeit über die «korrekte» Form des Wiederaufbaus scheiterten.²⁴⁹ Erste für die Altstadtgebiete vorgenommene Planungen zeigten 1947 gegensätzliche Positionen von modernem Zeilenbau bis zu den eher konservativen und rekonstruktiven Absichten die Blockbebauung beizubehalten.²⁵⁰ In den Argumenten für und wider die jeweiligen Pläne kamen die bekannten Prinzipien zur Anwendung: «Die Modernen» sahen den Zeilenbau als *die* demokratische Bauform und Möglichkeit bessere Wohnbedingungen zu schaffen, während andere die überbrachte Stadt als Vorbild favorisierten.²⁵¹ Gerade in Frankfurt, wo in den zwanziger Jahren unter dem Einfluss von Ernst May der Städtebau der Moderne etabliert worden war und in den dreißiger Jahren das Pendel umso heftiger in die Richtung der Traditio-

²⁴⁴ BARTETZKY 2006, S. 64, Vgl. Auch das Kapitel zur Rekonstruktion in der Nachkriegszeit

²⁴⁵ Vgl. Anm. 242

²⁴⁶ Müller Rämisch zitiert aus einer Tageszeitung (MÜLLER-RAEMISCH 1990, S. 39)

²⁴⁷ BALSER 1995, S. 119–136

²⁴⁸ MÜLLER-RAEMISCH 1990, S. 57

²⁴⁹ MÜLLER-RAEMISCH 1990, S. 56–71

²⁵⁰ DURTH/GUTSCHOW 1988, Bd. 2, S. 495–501

²⁵¹ DURTH/GUTSCHOW 1993, S. 521 – 527. Werner Hebebrand, Leiter Stadtplanung: «Eine Wiederherstellung, so wie sie gewesen ist, der Altstadt kann nicht in Frage kommen.» Es sollte zwar bei der modernen Bebauung auf den «Maßstab und die Struktur der Altstadt» Rücksicht genommen werden, aber nichts rekonstruiert oder nachempfunden werden.

nalisten ausgeschlagen hatte, wurde dieser Konflikt eigentlich schon seit Jahrzehnten besonders heftig geführt. Auch ein Wettbewerb 1950 brachte keine befriedigenden Resultate und so wurden statt einem ersten drei gleichwertige Preise vergeben, jedoch kein Projekt zur Umsetzung empfohlen.²⁵² Die Neubebauung des Altstadtgebiets erfolgte dann ab 1951 nach Plänen des Stadtplanungsamtes, die in gewisser Weise einen Kompromiss zwischen den eingereichten Wettbewerbsbeiträgen bildeten. (Abb. 38) Die Altstadt wurde entlang der neuen Berliner Straße, die aus der Verbreiterung zweier Altstadtgassen entstanden war, zweigeteilt. Nördlich dieses ›Baustil-Meridians‹²⁵³ sollte ein ›modernes‹ Zeilenbaugebiet mit Flachdächern und vorgelagerten eingeschossigen Ladenbauten entstehen (Abb. 39), im Süden eine Blockbebauung mit Steildächern, die zwar mit vielen Elementen an den Traditionalismus der dreißiger Jahre und teils auch an die ehemalige Altstadtstruktur erinnerte, allerdings deutlich aufgelockert erschien (Abb. 40). Nur das Areal zwischen Dom und Römer wurde wiederum ausgespart und sollte über viele Jahre hinweg eine Brache bleiben. Entlang dem Mainufer entstand, nach einem Wettbewerb von 1952, eine Neubebauung mit einer ruhigen Front zum Fluss, die in gewisser Weise das alte Stadtbild reflektierte.²⁵⁴ Den größten Eingriff in die ehemalige Stadtstruktur bildeten Straßendurchbrüche in der Altstadt, deren Neubebauung sonst mehrheitlich dem historischen Straßennetz folgte. Um den Verkehrsfluss zu garantieren wurden sowohl von Nord-Süd Richtung (Kurt-Schumacher Straße westlich des Doms), als auch in Ost-West Richtung (Berliner Straße und die Verlängerung der Zeil) breite Durchgangsstraßen angelegt.

Allgemein lag der Fokus in den fünfziger und vor allem den sechziger Jahren eher auf der Stadterweiterung, denn die durch die Kriegsschäden verursachte Wohnungsnot war noch immer akut und wurde durch die Zunahme der Stadtbevölkerung, deren Einwohnerzahl sich dem Vorkriegsstand annäherte, zusätzlich verschärft.²⁵⁵ Die zentrale Aufgabe blieb also die Errichtung von Wohnraum, der meist in Außengebieten der Stadt in großen Siedlungen im Zeilenbau mit möglichst großen Grünflächen geschaffen wurde.²⁵⁶ Die Errichtung der 7000 Wohnungen umschließenden Nordweststadt 1959-1965 brachte in dieser Hinsicht eine erste Entspannung.²⁵⁷ (Abb. 41) In diesen Siedlungen wurde das Idealbild der Moderne, die gegliederte und aufgelockerte Stadt verwirklicht.

²⁵² Zum Wettbewerb (Abb. 37), siehe: MÜLLER-RAEMISCH 1990, S. 58–60

²⁵³ MÜLLER-RAEMISCH 1990, S. 69

²⁵⁴ MÜLLER-RAEMISCH 1990, S. 68–70, 161

²⁵⁵ 1940 hatte Frankfurt ca. 550'000 Einwohner, 1945 waren es ca. 360'000, 1953 schon ca. 560'000 und 1960 über 600'000. (Quelle: Hessisches statistisches Landesamt)

²⁵⁶ Zu den Siedlungen MÜLLER-RAEMISCH 1990, S. 119-159

²⁵⁷ MÜLLER-RAEMISCH 1990, S. 128-135

In den sechziger Jahren fand auch in Frankfurt die Idee der ‹Urbanität durch Dichte› verbreitet Anklang.²⁵⁸ Das Nordwestzentrum, das nebst Wohnungen auch eine Mischung von Freizeit- und Einkaufseinrichtungen beherbergt, ist das prototypische Projekt dieser Phase der Stadtentwicklung. (Abb. 42) Vor allem in den Innenstadtbereichen wurde die Verdichtung der Bebauung und eine Mischung von Wohnraum und Arbeitsplätzen angestrebt. Es entstanden auch die ersten über 100 Meter hohen Hochhäusern im Stadtgebiet, die das Bild einer aufstrebenden Metropole unterstützen sollten.²⁵⁹ Auch im Verkehrsbereich dominierten Lösungen, die durch den Technik- und Fortschrittsglauben der Zeit befeuert wurden: so wurde 1963 der Bau der U-Bahn in Angriff genommen und 1964 mit den Arbeiten am großen ‹Terminal 1› des Flughafens begonnen, während Pläne für ein mehrspuriges Schnellstraßensystem gemacht wurden.²⁶⁰ Gerade der Bau der U-Bahn hatte zur Folge, dass die Stadt Frankfurt über Jahre hinweg den Eindruck einer riesigen Baustelle hinterließ, was sich negativ auf das Image der Stadt auswirkte.²⁶¹ Die Wohnungsnot war bis Mitte der sechziger Jahre weitgehend beseitigt. Seit 1945 waren beinahe 150'000 Wohnungen entstanden und in der Stadt Frankfurt gab es mittlerweile mehr als 500'000 Arbeitsplätze. Die entsprechenden Trends wurden der optimistischen Einstellung der Zeit entsprechend als Wachstumsprognosen in die Zukunft verlängert und auf deren Basis große Stadterweiterungen geplant.²⁶²

Die fortschreitende Umwandlung von Wohnraum in für Investoren lukrativeren Gewerberaum im Rahmen der Umbau- und Verdichtungsbestrebungen führte jedoch auch zu Konflikten. Bereits Mitte der sechziger Jahre gründeten sich in den betroffenen Quartieren Bürgerinitiativen, die sich vor allem gegen die Hochhausplanungen im Holzhausenviertel und dem Westend zur Wehr setzten und mit diesen Anliegen großen Rückhalt in der Stadtbevölkerung fanden. Ein Teil der Protestbewegung gegen Grundstückspekulation und die Vertreibung von Mietern wurde im aufgeheizten Klima allgemeiner Aufbruchs- und Proteststimmung Anfang der siebziger Jahre zunehmend radikaler, es wurden zahlreiche Häuser besetzt und in der Folge der Räumung dieser Liegenschaften kam es auch zu regelrechten Straßenschlachten zwischen Hausbesetzern und der Polizei.²⁶³ Unter Beteiligung der moderateren Bürgerinitiativen wurde bis 1975 ein

²⁵⁸ Kapitel I.2 und II.4.1

²⁵⁹ Diese Hochhäuser entstanden vor allem entlang des Alleenrings und am Eingang des Westends. MÜLLER-RAEMISCH 1990, S. 176

²⁶⁰ BALSER 1993, S. 404–412

²⁶¹ MÜLLER-RAEMISCH 1990, S. 359

²⁶² BALSER 1993, S. 237–247

²⁶³ Die Stadt trat als Verwalterin der Liegenschaften auf, für die keine Bewilligungen zur Zweckentfremdung von Wohnraum vorlagen. So konnten die Mieter (oder Besetzer) in den Wohnungen und Häusern bleiben, bis eine Lösung für die Situation gefunden wurde. Die Vertreibung der Bewohner des Westends, gegen die sich die Bürgerinitiative gewehrt hatte, fand in den darauffolgenden Jahren im Rahmen eines Gentrifizierungsprozesses dennoch

neuer Strukturplan für die Gebiete entwickelt, der eine gemischte Nutzung für das Gebiet und eine teilweise Erhaltung der Bebauungsstruktur vorsah. (Abb. 43) Dass von der Bevölkerung in der Folge immer mehr Mitbestimmung in der Planung eingefordert und dieser auch zuerkannt wurde, ist vor allem als Resultat der Ereignisse um das Westend zu sehen. In den Amtsperioden der Planungsdezernenten Hanns Adrian²⁶⁴ (1972–5) und Hans-Erhard Haverkamp²⁶⁵ (1975–8) entstanden, unter Beteiligung von Bevölkerung und Bürgerinitiativen, Struktur- und Stadtteilentwicklungspläne für alle Stadtteile.²⁶⁶ Diese vorsichtige und bewahrende, auf Wohnqualität ausgerichtete Planung illustriert den Wandel der Leitbilder im Städtebau: Nicht mehr Verdichtung war die Maxime, sondern die ‹vormoderne Stadt› sollte das neue Vorbild werden.

III.1.1. Machtwechsel mit Folgen: Die politische Situation nach 1977

Nachdem die SPD seit 1946 entweder alleine oder in einer Koalition, zuletzt wie auch auf Bundesebene mit den Liberalen, regiert hatte, kam es nach der Wahl zur Stadtverordnetenversammlung im Sommer 1977 zu einem Machtwechsel. Die CDU erreichte eine absolute Mehrheit in der Versammlung, Oberbürgermeister Arndt von der SPD trat zurück und Walter Wallman²⁶⁷ (CDU) übernahm das Amt.²⁶⁸

Innerhalb der SPD, die bis anhin regiert hatte, bestand ein grundsätzliches Misstrauen gegenüber Kapital und Technik, deren negative Auswirkungen sich insbesondere im Konflikt um das Westend gezeigt hatten.²⁶⁹ Daraus ergab sich auch eine Abneigung gegen die Weiterentwicklung der Stadt zu einer europäischen Metropole. Im Fokus der Stadtentwicklung stand die soziale Komponente und eine eher der Linken (und auch der Studentenbewegung) nahestehende, behutsame Planung in kleinen Schritten, wie sie in den Stadtteilentwicklungsplänen festgelegt worden war. Diese in Belangen der Stadtentwicklung konservierende Politik passte nach Ansicht der neuen Regierung nur noch bedingt zu den Zeiten eines neuerlichen wirtschaftlichen Aufschwungs und es sollte nun versucht werden der Stadt ein neues Profil zu geben. Mit großen und wirkmächtigen Bauten sollte Frankfurt als reiche und selbstbewusste Metropole präsentiert werden, deren Wirtschaftskraft, aber auch kulturelle Bedeutung hervorstechen. So ver-

statt, weil die meisten sich die steigenden Mieten nicht mehr leisten konnten. MÜLLER-RAEMISCH 1990, S. 219–220 und BALSER 1993, S. 282

²⁶⁴ Hanns Andrian (1931–2003) war Stadtrat für Bau und Planung in Frankfurt (1972–75) und Stadtbaurat in Hannover (1975–1993).

²⁶⁵ Hans Erhard Haverkamp, (*1940), Planungsdezernent in Frankfurt von 1975–77

²⁶⁶ Zu den Stadtteilentwicklungsplänen, siehe MÜLLER-RAEMISCH 1990, S. 231–243

²⁶⁷ Walter Wallmann (*1932) war CDU-Politiker und Oberbürgermeister von Frankfurt a. M. (1977–1986), Bundesumweltminister (1986–87) und Ministerpräsident von Hessen (1987–1991).

²⁶⁸ BALSER 1993, S. 378–380

²⁶⁹ Vgl. Kapitel III.1.

schoben sich in der Stadtplanung unter der CDU die Gewichtungen. Der kulturelle Sektor sollte nun gefördert werden und statt diese auf großflächige Entwicklungsprojekte im ganzen Stadtgebiet zu verteilen, wurden die Mittel nun auf die Innenstadt konzentriert. In seiner Neujahrsbotschaft für das Jahr 1979 verkündete OB Wallmann, man könne stolz sein auf die Leistungen der «Finanz- und Wirtschaftsmetropole».²⁷⁰ Allerdings sei für die Anziehungskraft der Stadt das «kulturelle Angebot von außerordentlicher Bedeutung» und deshalb wolle man im kommenden Jahr neue Fußgängerstraßen einweihen und auch das «Museumsufer» gestalten.²⁷¹ So sollte die «Stadt von der Mitte aus gesunden», der kulturelle Bedarf der Innenstadt gestillt werden und der Metropole ein identitätsstiftendes und vermarktungsfähiges Zentrum gegeben werden.²⁷² Die kommunale Verwaltung betrachtete es als ihre Aufgabe, eine «Stadt mit menschlichem Gesicht» zu schaffen.²⁷³ Mit einem ehrgeizigen Bauprogramm, dass vor allem auf die Entstehung kultureller Institutionen und die Aufwertung der Altstadt abzielte, entstanden die Museumsbauten beidseits des Mains und die neugestaltete Innenstadt zwischen Dom und Römer. Rückblickend stellte OB Wallmann 1985 fest, dass sein «oberstes Ziel die Wiedergewinnung der Stadt als Lebensraum für unsere Bürger» war und ist und, dass dies durch die «Stärkung des Stadtkerns» und die Rückgewinnung von Urbanität gelungen sei.²⁷⁴

²⁷⁰ Neujahrsbotschaft 1979 von OB Wallmann und Stadtverordnetenvorsteher Hans-Ulrich Korenke, Presse- und Informationsamt der Stadt Frankfurt am Main, 27.12.1978, zit. n. BALSER 1993, S. 394

²⁷¹ wie Anm. 270

²⁷² wie Anm. 270

²⁷³ Der Titel des Kommunalpolitischen Berichts von OB Walmann zum Jahresende 1981 lautete «Unsere Aufgabe: Eine Stadt mit menschlichem Gesicht», zit. n. BALSER 1993, S. 408

²⁷⁴ OB Wallmann am Neujahrsempfang am 22.1.1985, zit. n. BALSER 1993, S. 423

III.2. Wiederentdeckung des öffentlichen Raums: Fußgängerzonen in der Innenstadt

Bereits zu Beginn der siebziger Jahre wurde die Kritik an der Gestalt, welche die Stadt in den Jahrzehnten davor angenommen hatte, auch in Frankfurt immer lauter. Es wurde beklagt, dass durch Bodenspekulation, modernes Bauen und den zunehmenden Verkehr im Stadtraum eine menschenfeindliche Stadt entstanden sei. Dieses Unbehagen äußerte sich zunehmend in Bürgerinitiativen und Protestbewegungen, welche mit der Zeit auch die Stadtplaner und die Politik zu einem Umdenken bewegen konnten.²⁷⁵ In den Jahren zuvor hatte das Primat des Verkehrs in der Planung die meisten Formen des öffentlichen Lebens erstickt, war dieses doch auf einen öffentlichen Raum als Bühne und Schauplatz angewiesen. Die Freiflächen in der Stadt waren jedoch meist entweder privat oder dem Verkehr gewidmet. Dies trug sicher auch zur Feststellung bei, dass es der Stadt an Urbanität fehle, wurde deren Existenz doch mit der Idee des frei zwischen Kultur- und Konsuminstitutionen zirkulierenden Lebens der Städter verbunden.²⁷⁶ So stellte der Spiegel in einem mit ›Sind unsere Städte noch zu retten‹ betitelten Heft 1971 fest:²⁷⁷

«Verkehrschao und Luftverschmutzung, Bildungsnotstand und Wohnungselend aber sind, wie es scheint, nur die sichtbaren Symptome sozialen Siechtums, das fast unmerklich die Substanz städtischen Lebens auszehrt. Stadt geht aufs Gemüt, seit es, wie Soziologe Bahrdt formulierte, an der ›Wechselbeziehung von öffentlicher und privater Sphäre‹ fehlt»²⁷⁸

Um diesem Umstand Abhilfe zu schaffen wurde die Einrichtung von Fußgängerzonen in der Stadt angestrebt, um Oasen für das geforderte öffentliche Leben zu schaffen. Die Politik und auch die Stadtplaner reagierten mit dem Versuch die Stadt wieder menschlicher zu machen und den Anliegen von Fußgängern in der bis anhin ausschließlich auf den motorisierten Individualverkehr ausgerichteten Verkehrsplanung mehr Bedeutung beizumessen. So forderte 1970 der damalige OB Walter Möller²⁷⁹, dass «die Stadtmitte ein Herrschaftsbereich für den Fußgänger werden [muss]. Man muss sich von diesem Gebiet angezogen fühlen, man muss es lieben».²⁸⁰ In einem Zeitungsartikel dachte er über die Möglichkeit nach, dass im Jahr 1980 bereits die gesamte Innenstadt innerhalb der Wallanlagen autofrei sein könnte.²⁸¹ Parallel verlaufende Entwicklungen zur Schaffung von Fußgängerbereichen gab es in Mitte der siebziger Jahre in den meisten mittleren und großen deutschen Städten, so beispielsweise in Stuttgart, Nürnberg, Ber-

²⁷⁵ Dies zeigte sich beispielsweise an den Konflikten um das Westend und den Protesten gegen die Verkehrsführung an der Zeil.

²⁷⁶ GRUEN 1975, S. 146–7; HUBER 1989, S. 8

²⁷⁷ SPIEGEL 24/1971

²⁷⁸ SPIEGEL 24/1971.1

²⁷⁹ Walter Möller (1920–71) war Oberbürgermeister von Frankfurt zwischen 1970 und 1971

²⁸⁰ OB Walter Möller 1970, zit. n. BALSER 1993, S. 301

²⁸¹ Es handelte sich dabei um eine futurologische «Rückschau» aus dem Jahr 1980, die Möller 1970 verfasste, vgl. BALSER 1993, S. 301–2

lin, Hamburg und München, wo jeweils große Straßenzüge in der Innenstadt umgewidmet wurden.²⁸² Die Straße sollte wieder zum dem Kommunikationsort und ‹Marktplatz› werden, der sie in einer, allerdings nicht sehr präzise definierten, Vergangenheit gewesen sein soll. Die jeweilige, möglichst attraktiv und individuell gestaltete Fußgängerzone wird als Statussymbol der Stadt betrachtet und als Faktor in der Städtekonkurrenz verstanden.²⁸³ Bereits in den frühen siebziger Jahren häuft sich allerdings auch die Kritik an dem Modell und es wird bemängelt, dass die Fußgängerzonen hauptsächlich ‹planerische Konsumhilfe› seien und für die Alltagswelt kein Platz vorgesehen sei.²⁸⁴

Erste Überlegungen für Fußgängerzonen in Frankfurt wurden im Generalplan 1962 festgehalten, doch wurden dabei vor allem schmale Nebenstraßen berücksichtigt.²⁸⁵ Einige Jahre später 1968 wurde eine erste Fußgängerzone eingerichtet, doch dauerte es bis zum Wahljahr 1977 bis eine zusammenhängendes Konzept für die Ausweitung der Fußgängerzonen vorlag.²⁸⁶ (Abb. 44) In einer Broschüre wurde die Planung eines zusammenhängenden Netzes von Fußgängerzonen durch die gesamte Altstadt innerhalb der Wallanlagen in Aussicht gestellt: Von der Alten Oper bis zum Zoo sollte eine Fußgängerzone die Innenstadt in Ost-West-Richtung durchqueren, ergänzt durch Nord-Süd Verbindungen und das weitgehend verkehrsfreie nördliche Mainufer. Dabei wurden auch ehemalige mehrspurige Hauptverkehrsstraßen, wie die Zeil oder auch die als ‹Fressgass› bekannte Große Bockenheimer Straße berücksichtigt. Nachdem dort im Verkehrsplan von 1962 eine vierspurige Straße vorgesehen war, wurde ab 1974 nun intensiver ein Fußgängerbereich in der ‹Fressgass› propagiert und in der Folge auch beschlossen²⁸⁷. Nach der Sperrung wurde die ‹Fressgass› 1977 als Teil des langen Fußgängerbereichs zwischen Oper und Zoo eröffnet und wird bis heute rege genutzt: Ob als Bühne, als Ort der Verpflegung oder als Treffpunkt ist sie Teil der Frankfurter Lokalhistorie und auch der spezifischen Identität der Stadt geworden.

III.2.1. Die Zeil – «Da ist jedes Köstliche zu sehen, und es herrscht der Erde Gott, das Geld».²⁸⁸

Die Geschichte der Wandlung der Zeil von einer mehrspurigen Hauptverkehrsachse, zur Einkaufsstraße und nach der Untertunnelung zum reinen Fußgängerbereich war das wohl wichtigste Pro-

²⁸² HUBER 1989, S. 10 und MONHEIM 1980 für eine Übersicht der Projekte in der ganzen Bundesrepublik.

²⁸³ HUBER 1989, S. 10

²⁸⁴ Vgl. GRUEN 1973, S. 98–102, 108–109,

²⁸⁵ MÜLLER-RAEMISCH 1990, S. 357

²⁸⁶ Als erste Fußgängerzone wurde der Straßenzug Steinweg, Hauptwache, Liebfrauenstraße, Neue Kräme für den Verkehr gesperrt. MÜLLER-RAEMISCH 1990, S. 357

²⁸⁷ BALSER 1993, S. 337

²⁸⁸ SCHILLER 1802

jekt im Rahmen der Rückeroberung des Straßenraums für die Fußgänger. Ursprünglich war die Zeil ein Viehmarkt vor den Toren der Stadt, der auch nach einer Mauererweiterung weiterhin als solcher genutzt wurde, allerdings *intra muros*. In der Häuserzeile im Norden, der die Straße auch ihren Namen verdankt, siedelten sich ab dem 18. Jahrhundert Gasthäuser und Hotels an und die Zeil wurde zu einem Ort städtischen Lebens. Reiche Kaufmannsfamilien verdrängten die ursprünglichen Bewohner und die Lage wurde immer vornehmer. Zur Zeit der Industrialisierung wurde die Zeil zum ersten mal zu einer Einkaufsmeile, als sie zum Standort der nun neu entstehenden Kaufhäuser wurde. Die Zeil war schon seit Jahrhunderten ein Anziehungspunkt des urbanen Lebens in Frankfurt – und auch Ort vielfältiger Demonstrationen –, die in ihrer Position höchstens mit dem Römerberg zu vergleichen war.²⁸⁹

Auch die Bauten an der Zeil wurden bei den Luftangriffen von 1944 beinahe vollständig zerstört. Beim Wiederaufbau wurde die Straße verbreitert und sollte eine Hauptverkehrsachse durch die Innenstadt werden.²⁹⁰ Zwischen Konstabler- und Hauptwache wurden an der Nordseite der Zeil sofort wieder Kaufhäuser errichtet, während die Südseite noch bis Mitte der fünfziger Jahre, als hängige Streitereien zwischen der Stadt und den Besitzern über Grundbesitz und Abgeltung vertagt wurden, als ‚Trümmerstraße‘ bestand.²⁹¹ An der Ostzeil, dem erst seit wenigen Jahrzehnten bestehenden Straßendurchbruch östlich der Konstablerwache, wurden mächtige Zeilenbauten senkrecht zur Straße errichtet, mit einer zweigeschossigen Geschäftszeile als durchlaufende Straßenfront. (Abb. 45) Dort siedelten sich jedoch Billigläden an und es kam, abgesehen von zweifelhaftem Gewerbe, nicht zu einem richtigen Aufschwung.²⁹² Der westliche Teil hingegen erfreute sich großer Beliebtheit und es stiegen die Umsätze, allerdings nahm auch der Verkehr ein immer schwerer zu ertragendes Ausmaß an. Vor allem durch die Konkurrenz von Shopping-Centern in der stadtnahen Peripherie verlor die Zeil zu Beginn der sechziger Jahre an Attraktivität. (Abb. 46) Um sie als Einkaufsstraße aufzuwerten, beantragte die FDP 1963 erstmals, dass im Zuge des Ausbaus der U-Bahn auch der Autoverkehr in den Untergrund verlagert werden sollte und so die Zeil zur Fußgängerzone umgewandelt werden sollte.²⁹³

Das Planungsdezernat schrieb 1970 einen Wettbewerb für die Gesamtneugestaltung der Zeil aus.²⁹⁴ Zum Problem für die teilnehmenden Architekten wurden dabei die projektierten Rampen

²⁸⁹ Zur Vorgeschichte der Zeil, Vgl. MÜLLER-RAEMISCH 1990, S. 361

²⁹⁰ Geplant war, die Straße auf insgesamt 42m zu verbreitern, damit neben vier Fahrspuren auch noch Platz für die Straßenbahn und breite Fußsteige bleibt. MÜLLER-RAEMISCH 1990, S.363

²⁹¹ «Die Anlieger können sofort bauen, der Preis für die Entschädigung beziehungsweise für das Ersatzgelände wird später festgesetzt, wenn sich die Verhältnisse konsolidiert haben» OB Kolb am 3.7.1955 in der Neuen Presse, zit n. MÜLLER-RAEMISCH 1990, S. 363

²⁹² Später übernahm die Stadt einige der Gebäude für Verwaltungseinrichtungen. MÜLLER-RAEMISCH 1990, S. 363

²⁹³ Der Antrag wurde von der FDP Fraktion im Oktober 1963 eingebracht. MÜLLER-RAEMISCH 1990, S. 364

²⁹⁴ MÜLLER-RAEMISCH 1990, S. 365

zum Autotunnel, die fast die Hälfte der Länge der Zeil in Anspruch nehmen würden. (Abb. 47) Es stellte sich die Frage, ob diese «überspielt» werden können um trotzdem eine durchgängige Fußgängerzone schaffen zu können. Vor allem aufgrund der erfolgreichen Proteste einer Bürgerinitiative wurden dann auch Wettbewerbsvorschläge ohne einen Tunnel für den Autoverkehr zugelassen.²⁹⁵ Es wurde kein Siegerprojekt gekürt, sondern zwei gleichwertige Preise an sehr verschiedene Projekte vergeben: Während ein Projekt die komplette Überdachung der Zeil und zwei Fußgängerebenen mit gemischten Nutzungen zur Überbrückung der Tunnelrampen vorschlug²⁹⁶ (Abb. 48), wurde im anderen prämierten Entwurf eine Gestaltung mittels von Platanenreihen, welche die Fläche der Fußgängerzone gliedern sollten, vorgeschlagen²⁹⁷ (Abb. 49). Doch auch nach dem Wettbewerb ging die Diskussion um die Zukunft der Zeil weiter. Während die Befürworter einer Sperrung vorbrachten, dass die Stadt durch diese menschlicher und lebenswerter werde, glaubten die Gegner, dass durch den Verzicht auf den Autoverkehr das Wachstum des Konsums und die Wirtschaftskraft eingeschränkt werden würde. Um die Notwendigkeit eines Tunnels für die Bewältigung des Verkehrsaufkommens zu überprüfen wurde die Zeil ab dem 8. Mai 1973 – einige Jahre bevor eine Sperrung für den U-Bahnbau notwendig geworden wäre – in einem beispiellosen Experiment probeweise gesperrt.²⁹⁸ Nach anfänglichen Anpassungsproblemen und einigen Protesten überwog beim Großteil der Bevölkerung die Zustimmung zur Sperrung und auch einige Gutachten des Magistrats waren durchwegs positiv, woraufhin das Tunnelprojekt nicht weiterverfolgt wurde. Die provisorische Sperrung wurde beibehalten und auf der neuen Flaniermeile konzentrierte sich bald die nun staatlich geförderte «Urbanität», bis die Zeil durch den U-Bahn Bau für sieben Jahre zur Baustelle wurde. Während dieser Zeit ging schmelte der Konflikt über die Nutzung der Zeil als reine Fußgängerzone weiter und wurde erst 1979 durch ein Machtwort von OB Wallmann beendet.²⁹⁹

Die hochfliegenden Pläne zur Umgestaltung der Zeil mit einer Überdachung und mehreren Ebenen wurden letztlich verworfen und der Entwurf von Bangert und Nieper sollte weiterentwickelt werden und zur Ausführung gelangen.³⁰⁰ (Abb. 50) Der «eindimensionalen Konsum-

²⁹⁵ Die Bürgerinitiative hatte eigentlich eine Verkehrsbefreiung der ganzen Innenstadt zum Ziel. Erst durch ihre Intervention wurden auch Vorschläge berücksichtigt, die keinen Tunnel für den Autoverkehr vorsahen und es wurden auch Medienvertreter zu der Sitzung des Preisgerichts zugelassen. Einige Vertreter der Bürgerinitiative verschafften sich auch Zutritt zu der Sitzung des Preisgerichts um mit den Anwesenden zu diskutieren. Vgl. MÜLLER-RAEMISCH 1990, S. 365

²⁹⁶ Zum Projekt von Bleching, Utzmann, Eilingsfeld, vgl. MÜLLER-RAEMISCH 1990, S. 366

²⁹⁷ Zum Projekt von Bangert und Nieper, vgl. MÜLLER-RAEMISCH 1990, S. 366

²⁹⁸ Vgl. BALSER 1993, S. 372

²⁹⁹ MÜLLER-RAEMISCH 1990, S. 370

³⁰⁰ Der Entwurf von Bangert und Nieper wurde 1979-1983 umgesetzt. Die Allee und der Bodenbelag sollen einen «kontinuierlichen, dreischiffigen Raum bilden [...], in dem Spielraum für temporäre Nutzungen bleibt.», MAGISTRAT DER STADT FRANKFURT 1984, F-1

form» der Zeil sollte ein «ganz anderer Erlebnisraum mit hohem Identifikationswert» entgegengesetzt werden, indem eine Platanenallee auf Naturstein-Untergrund als «antithetisches Stadtbauelement im Straßenraum» entsteht. Durch die Bepflanzung sollte ein Ruhe- und Rückzugsraum entstehen, während gleichzeitig die Menschenströme vor den Schaufenstern kanalisiert werden sollten. Vier gläserne Pavillons für Gastronomiebetriebe sollten zur Belebung der Umgebung beitragen und im Sommer als Gartenlokale in der Allee genutzt werden.³⁰¹ Im Mai 1983 wurde beinahe zwanzig Jahre nach dem ersten Vorstoß im Stadtparlament die Fußgängerzone mit einem großen Volksfest eröffnet.

Durch die Einrichtung von Fußgängerzonen wurde versucht die verloren geglaubte städtische Öffentlichkeit wiederherzustellen, um damit auch die von Hans-Paul Bahrdt als Essenz der Stadt beschworene Polarität von Öffentlichkeit und Privatheit zu erschaffen.³⁰² An der langen und kontroversen Auseinandersetzung zeigt sich, wie unsicher alle beteiligten Parteien waren, welche Auswirkungen die Umwandlung der Zeil haben würde. Die große Fußgängerzone von der Oper bis zum Zoo, die sich bis zu den achtziger Jahren ergeben hat, wurde jedoch begeistert aufgenommen und ist – zumindest während den Ladenöffnungszeiten – genau zu dem Zentrum des urbanen Lebens geworden, das sich die optimistischsten Beobachter erträumt hatten. Doch die einseitige Ausrichtung auf den Konsum führte auch zu Kritik an dem Unterfangen und der Forderung auch weniger konsumorientierte öffentliche Räume zu schaffen.

³⁰¹ Beschreibung der Architekten, in: MAGISTRAT DER STADT FRANKFURT 1984, S. F–1

³⁰² BAHRDT 1961, S. 106

III.3. Rekonstruktion und Re-Enactment von Stadt – Bauen zwischen Dom und «Römer»

III.3.1. *Die wechselhafte Geschichte der Überbauung des Dom-Römerberg Bereichs*

Beim Wiederaufbau in den frühen fünfziger Jahren wurde der Kern der Altstadt nicht berücksichtigt, obwohl bereits ein Wettbewerb zur Planung von Wohnhäusern in diesem Bereich abgehalten worden war. Dieser blieb aber, da Uneinigkeit über «richtige» Inhalte und Form der neuen Bebauung herrschte, ohne bauliche Folgen.³⁰³ Die Westzeile der Römerbergbebauung wurde neu aufgebaut, in einer Mischung aus instandgesetzten erhaltenen Teilen und gestalterisch deutlich abgesetzten modernen Bauteilen. Die charakteristische Dreigiebefassade des «Römers», dem alten Rathaus der Stadt, wurde 1952 wiederaufgebaut.³⁰⁴ (Abb. 51) Die anschließenden Bauten wurden moderat historisierend im Stil der Zeit errichtet.³⁰⁵

Schon nach wenigen Jahren wurde die geplante Errichtung von Wohnbauten auf dem historisch bedeutsamen Areal, auch in Anbetracht der durch die allgemeine Anstrengung im Bereich des Wohnungsbaus gelinderten Wohnungsnot, nicht mehr als ideale Lösung betrachtet und es stellte sich die Frage, wie man der historischen Rolle des Ortes gerecht werden könnte.³⁰⁶ Die Mittel der Stadt waren durch Infrastrukturprojekte und den Wohnungsbau zwar gebunden, doch durch die Entwicklung der ehemaligen Altstadt zum Parkplatz wurde der Magistrat zum Handeln gezwungen und folglich wurde in den Jahren 1962 und 1963 ein weiterer Wettbewerb durchgeführt. (Abb. 52) Bei der Neuausschreibung wurden nun auch internationale Architekten zugelassen und es sollte eine der historischen Funktion des Ortes als lebendiges Stadtzentrum gerecht werdende Nutzung gefunden werden, mit einem Fokus auf Kultur, wobei allerdings die «technischen Ämter» der Stadtverwaltung mehr als die Hälfte der in der Ausschreibung vorgesehenen Fläche belegten.³⁰⁷ Es wurde explizit nach einem kleinteiligen Entwurf gesucht, der «erlebnisreiche Stadträume» schafft, die «in diesem historischen Bereich wünschenswert» sind.³⁰⁸ Das Frankfurter Architekten-Kollektiv Bartsch, Thürwächter, Weber gewann den Wettbewerb mit einem Entwurf, dessen Formensprache eher modern und *nicht* historisierend war. (Abb. 53) Seine Stärke bezog der Entwurf aus den aufgebauten Spannungen zwischen den ein-

³⁰³ MAGISTRAT DER STADT FRANKFURT 1980, S. 18 und vorhergehendes Kapitel

³⁰⁴ BARTETZKO 1986.2, S.128, MÜLLER-RAEMISCH 1990, S. 67–68, Vgl. Auch Anm. 339

³⁰⁵ DÜWEL/GUTSCHOW 2001, S. 246

³⁰⁶ Der Römerberg war nicht nur das historische Stadtzentrum der Stadt Frankfurt, die bis 1806 auch Wahlstadt der deutschen Kaiser war, sondern ab 1526 auch Krönungsort der deutschen Kaiser.

³⁰⁷ Es sollte ein Ausstellungsbau «Frankfurt und die Welt» entstehen, eine Kleinkunstbühne, eine Bücherei, ein Jugendzentrum, eine Jugendmusikschule und weitere ähnliche Einrichtungen. (MAGISTRAT DER STADT FRANKFURT 1980, S. 18–19)

³⁰⁸ Wettbewerbsausschreibung, zit. n. MÜLLER-RAEMISCH 1990, S. 341–2

zelen Gebäudeteilen und den geschaffenen Räumen, die auf einer strukturellen Ebene und in ihrem Maßstab durchaus die ehemalige Altstadtbebauung aufnahmen.³⁰⁹ Weil der Stadt allerdings in Folge der Rezession von 1966/67 die Mittel fehlten, konnte das Projekt nur teilweise und erst einige Jahre später, im Zuge des Baus der U-Bahn, umgesetzt werden. Nach einer Umplanung wurden letztendlich nur die der städtischen Verwaltung gewidmeten Teile verwirklicht, während das umfangreiche Kulturprogramm, auch aufgrund des Mangels an privaten Investoren und Geldgebern, nicht umgesetzt wurde.³¹⁰ Das 1972-74 verwirklichte Technische Rathaus³¹¹, das von drei turmartigen Baukörpern und einem viergeschossigen Riegel gebildet wurde, zeigte nicht mehr die im ursprünglichen Entwurf gelobte Kleinteiligkeit und Maßstäblichkeit und stieß auf heftige Kritik.³¹² (Abb. 54) Obwohl nur ein Teil des Areals überbaut werden sollte, wurden dennoch die Substruktionen für das gesamte Areal vorgenommen und ein Parkhaus errichtet, wodurch für die zukünftige Bebauung einige Einschränkungen entstanden. In der Folge einer breiten Diskussion darüber, dass die Stadt zuerst für sich selbst baute und auf die Kultureinrichtungen verzichtete, beschloss die Stadtverordnetenversammlung 1971, dass nun doch Mittel für ein kulturelles Zentrum auf der bis anhin ausgesparten Baufläche bereitgestellt werden sollten.³¹³

III.3.2. Wettbewerb 1979: Rekonstruktion, Re-Enactment und Großform – Postmoderner Städtebau auf historischem Grund

Die Frage nach der Bebauung des Areals zwischen Dom und Römerberg blieb aber weiterhin ungeklärt. Die Stadtverordnetenversammlung beschloss 1978, dass die Ergebnisse des Wettbe-

³⁰⁹ Es wird eine deutliche Verbindung zwischen Dom und Römer geschaffen, durch eine Folge von platzartigen Räumen. MAGISTRAT DER STADT FRANKFURT 1980, S. 18–19

³¹⁰ MAGISTRAT DER STADT FRANKFURT 1980, S. 20

³¹¹ KALUSCHE 1997, S. 71

³¹² Als Beispiel für die Kritik am Bau des Technischen Rathauses ein Flugblatt von 1970: «25 Jahre nach der Zerstörung soll nun der Raum zwischen Dom und Römer bebaut werden. Das Konzept, das die Bauverwaltung zur Zeit der Bevölkerung anbietet, ist ein Alptraum: Elefantenfüße, wie sie der Volksmund nennt. Ein Rathaus mit drei Türmen, der höchste überragt das Langhaus des Domes um fast zehn Meter, soll gebaut werden. Der Neubau wird mehr als ein Drittel des gesamten Raumes einnehmen. ... erschlägt eine solche Baumasse den Platz zwischen Dom und Römer.

Bürger Frankfurts! Diese Baumasse suchen Sie vergebens auf dem preisgekrönten Entwurf von 1963. [...] Das geplante Technische Rathaus von 1969 ist an dieser Stelle fehl am Platz. Da der notwendige Raum für die in Miete domizilierenden städtischen Ämter auf Grund all dieser Überlegungen auf dem Domhügel nie zu schaffen sein wird, fordern wir daher für das Technische Rathaus einen Standort außerhalb des Dom-Römer-Bereichs. Dieser Standort muß allen zukünftigen Raumbedarf wirtschaftlich vertretbar befriedigen können.» ARBEITSGEMEINSCHAFT FRANKFURTER BÜRGERVEREINE 1970

³¹³ «Wir fordern den Bau eines <Musisch-Kulturellen Zentrums> an der Stelle des jetzt geplanten Drei-Türme-Rathauses. Wir wünschen zur Vitalisierung des historisch kostbaren Bodens zwischen Dom und Römer an der Braubachstraße ein architektonisch repräsentatives Gebäude.», ARBEITSGEMEINSCHAFT FRANKFURTER BÜRGERVEREINE 1970; Zum Beschluss zur Bereitstellung von Mitteln: MAGISTRAT DER STADT FRANKFURT 1980, S.19–20, Stadtverordneten-Beschluss Nr. 2302 vom 31.7.1978

werbs von 1962/63 verworfen werden sollen und stattdessen die Ostseite des Römerbergs nach historischem Vorbild wiederaufgebaut werden sollte.³¹⁴ Damit war wieder einmal die Frage «modern oder historisch?» aufgetaucht. Der Wiederaufbau der Römerberg-Ostzeile «in Anlehnung an historische Beispiele» wurde von Bürgermeister Rudi Arndt (SPD) bereits 1975 propagiert, doch fand er damals keine Mehrheit für sein Anliegen.³¹⁵ Bei der Auslobung eines weiteren Wettbewerbs für die Bebauung des Areals im Jahre 1979 wurde dann eine Rekonstruktion der Ostzeile des «Römers» ins verpflichtende Wettbewerbsprogramm aufgenommen.³¹⁶ Während die Vertreter von Bürgerinitiativen und Altstadtvereinen, die Jahrelang für die Rekonstruktion gekämpft hatten, sich bestätigt fühlten, wehrten sich die «Fachleute», also Architekten und vor allem Denkmalpfleger, gegen diese Festlegung, weil sie eher eine zeitgenössische Lösung bevorzugten. In einer Ergänzung des Wettbewerbsprogramms wurden dann allfällige Alternativvorschläge in modernen Formen bei den Einreichungen geduldet, aber nach Abschluss des Wettbewerbs alsbald verworfen.³¹⁷ Den Hauptteil des vorgesehenen Raumprogramms umfasste die «Freizeit- und Kulturschirm», die möglichst öffentliche Räume für kulturelle und kommunale Veranstaltungen bieten sollte und auch eine Zweigstelle der Volkshochschule beherbergen sollte.³¹⁸ Der Begriff «Schirm» bezeichnete in Frankfurt Läden, die ihre Waren im öffentlichen Straßenraum präsentierten und zu Treffpunkten in der Stadt wurden. In ähnlicher Weise sollte nun das kulturelle Programm dargeboten und damit das öffentliche Leben gefördert werden.³¹⁹

Aus dem internationalen Wettbewerb gingen die Architekten Bangert, Jansen, Scholz und Schultes als Sieger hervor. Die Funktionen der «Kulturschirm» werden in ihrem Vorschlag in einer etwa 140 Meter langen, vom Römerberg bis zum Dom verlaufenden Halle untergebracht, die von einer monumentalen Rotunde und einem überhöhten Baukörper mit einem Tonnendach durchbrochen wird. (Abb. 55) Das Erdgeschoss ist zu einer Arkadenzeile geöffnet, welche die im Programm

³¹⁴ MAGISTRAT DER STADT FRANKFURT 1980, S. 20; Rudi Arndt und einige Mitglieder des zuständigen Ausschusses der Stadtverordnetenversammlung unternahmen zuvor eine Studienreise nach Polen um die Resultate der dortigen Rekonstruktionsmaßnahmen zu betrachten und Gespräche mit Experten zu führen. (BALSER 1993, S. 398–399)

³¹⁵ Zur Diskussion: Was kommt zwischen Dom und Römer? Hrsg. Presse- und Informationsamt der Stadt Frankfurt am Main, 1975, zit. n. BALSER 1993, S. 396 und Anm. 98

³¹⁶ «Es ist verbindlicher Teil der Wettbewerbsaufgabe, die bauliche Gestaltung des Dom-Römererg-Bereiches unter Einschluss der den Auslobungsbedingungen beigelegten Vorentwürfe der Häuser vom Schwarzen Stern bis zum Engel zu bearbeiten.» MAGISTRAT DER STADT FRANKFURT 1980, S. 27

³¹⁷ «Es ist den Wettbewerbsteilnehmern anheimgestellt, zusätzlich zur ausschreibungsgemäßen Leistung eine Variante ohne die Berücksichtigung der vorgesehenen historischen Bauten vorzulegen. Für diese Variante ist jedoch die Schließung der Ostseite des Römerbergs an historischer Stelle sowie das Raumprogramm beizubehalten» Auszug aus dem Text der Wettbewerbsauslobung, zit. n. MAGISTRAT DER STADT FRANKFURT 1980, S. 27

³¹⁸ MAGISTRAT DER STADT FRANKFURT 1980, S. 25–27

³¹⁹ «Hier soll im übertragenen Sinn ein reichhaltiges Angebot an Kultur und Freizeitaktivitäten offen dargeboten werden, so dass der Passant sich im Vorbeigehen informieren und an diesem Angebot teilhaben kann» Wettbewerbsauslobung, zit. n. MAGISTRAT DER STADT FRANKFURT 1980, S. 25

gewünschte Öffentlichkeit der Schirn-Räume garantieren soll. (Abb. 56) Die durch die abstrahierten klassischen Formen der Rotunde und der Arkaden, die im Sinne der Postmoderne wieder aufgegriffen werden, und den Maßstab der Bauten der Kulturschirn verliehene Monumentalität, ist vor allem im Vergleich zu den Ergebnissen des Wettbewerbs von 1962/63 bemerkenswert. Während die FAZ nach dem Wettbewerb in den sechziger Jahren noch feststellte, dass «das Monumentale dieser Generation nicht mehr naiv zur Verfügung steht, weder als offener Platz, noch als gewaltiger Bau», schien diese Monumentalität nun wieder zur Verfügung zu stehen und auch gewünscht zu sein.³²⁰ Ergänzende Parallelbauten, deren Form auf die wiedererrichteten Fachwerkhäuser Bezug nimmt, sollen zwischen der Schirn und der rekonstruierten Ostzeile vermitteln. (Abb. 57) An der Südseite der langen Halle war die Errichtung von zehn städtischen Wohnhäusern auf kleinen Parzellen geplant, die den historischen Verlauf der Saalgasse aufnehmen, allerdings nicht die ehemalige Parzellenstruktur. (Abb. 58) Um die Bebauung nicht zu einheitlich werden zu lassen, sollten diese Häuser in Abweichung vom Wettbewerbsvorschlag durch verschiedenen Architektenteams geplant werden und dadurch sowohl der historische Typus des Stadthauses in zeitgenössischer Form neu interpretiert werden, als auch die kleinteilige Struktur der zerstörten Altstadt aufgenommen werden.

Das Preisgericht lobte vor allem, dass das Siegerprojekt nicht durch eine einheitliche Bebauung in die Umgebung eingepasst wird, sondern «den Widerspruch und die Unterschiedlichkeit, die in der Randbebauung vorgegeben ist», darstellt.³²¹ Die «dialektische Beziehung» zwischen den Bestandteilen des Plans, die kleinteilige Bebauung der Saalgasse und der Ostzeile mit der Großform der Schirn als Antithese, trage zur Lösung der städtebaulichen Situation bei.³²² Die historisierende Bebauung und der Neubau der «Kultur-Schirn» prallen trotz den dazwischen liegenden Bauten ziemlich unvermittelt aufeinander. Es zeigt sich zwar das Gesicht der Postmoderne am Kulturbau mit Rotunde, Kolonnaden und Säulen, doch sprechen diese historischen Zitate wiederum eine andere Architektursprache als die Fachwerkhäuser am Römer.

III.3.3. *Rekonstruktion*

Im Fokus der Debatte stand weiterhin die Rekonstruktion der Ostzeile des Römerbergs³²³ und des Hauses Schwarzer Stern, die scharfe Proteste von Denkmalpflegern und Architekten hervorrie-

³²⁰ FAZ 14.9.1963 in Bezug auf den Dom Römer Wettbewerb, zit. n. GEHEBE 1998, S. 260

³²¹ MAGISTRAT DER STADT FRANKFURT 1980, S. 46

³²² MAGISTRAT DER STADT FRANKFURT 1980, S. 46

³²³ Die sechs Fachwerkhäuser wurden unter der Leitung des Architekten Schirmacher rekonstruiert. MAGISTRAT DER STADT FRANKFURT 1980, S. 23–R

fen.³²⁴ (Abb. 59) Bis 1984 wurden minutiös rekonstruierte Fassaden errichtet, die allerdings Wohnungen und Läden im neuesten Ausbaustandard umgeben und auf dem Stützenraster einer Tiefgarage fußen, was nur mittels einer komplizierten vermittelnden Konstruktion statisch überhaupt möglich ist.³²⁵ (Abb. 60) Auch wenn es sich um «keine Idealfachwerke» handelt, wie in einer offiziellen Publikation der Stadt betont wird, mangelte es nicht an Kritik.³²⁶ So wurde bemängelt, die Rekonstruktion am Römerberg habe keinen «Urkundenwert», denn «es fehlen Keller, Innenraumdekorationen, Innenwände, Dachstühle mit all ihren Details. Deshalb sind die ausgebildeten Fassaden in erster Linie ein Zeitdokument für die 80er Jahre des 20. Jahrhunderts»³²⁷. Letztlich wurde am Römerberg ein Idealzustand einer bewusst gewählten Zeitschicht rekonstruiert, denn das sichtbare Fachwerk der rekonstruierten Häuser am Römer entspricht nicht dem Vorkriegszustand, als die Häuser zum großen Teil verputzt waren.³²⁸ (Abb. 61) Obwohl sich die Rekonstruktion auf gut dokumentierte «Originalbauten» bezog, ist dennoch sehr selektiv nur ein Teil der lokalen Baugeschichte berücksichtigt worden, denn seit dem 17. Jahrhundert wurden die Sichtfachwerke der Frankfurter Fassaden nicht nur verputzt und bemalt, sondern zunehmend auch verschiefert.³²⁹ Diese Form der Fassadenverkleidung wurde durchaus als typisch für Frankfurt betrachtet und auch von Besuchern der Stadt gerühmt.³³⁰ Die Fachwerkskonstruktionen sind letztlich von Bildern und Skizzen ausgehende Nachschöufungen, die anhand der Erkenntnisse aus der Untersuchung von erhaltenen Fachwerksbauten ergänzt worden sind.³³¹ Die Ansprüche und Absichten bei der Rekonstruktion zeigen sich auch daran, dass das erhaltene Erdgeschoss des Hauses zum Schwarzen Stern teilweise abgerissen wurde, um einer Rekonstruktion Platz zu machen.³³² Die sehr selektiv und in einer ahistorischen Perfektion wiederhergestellte Baugeschichte kannte keinen Platz für die durch die Narben der Jahrhunderte zerfurchte Bausubstanz. Eine negative In-

³²⁴ Auch der hessische Landesdenkmalpfleger formulierte heftige Kritik in seiner Stellungnahme zum Wettbewerb. MAGISTRAT DER STADT FRANKFURT 1980, S. 158–9; BALSER 1993, S. 403.

³²⁵ Das Parkhaus war im Rahmen des Baus der U-Bahn und der Station Römerberg gebaut worden. Es waren komplexe Konstruktionsmechanismen nötig um auf dem vorgefertigten Raster des Parkhauses Fachwerkbauten nach historischem Vorbild und eine in Maßstab und Bebauungsraster völlig differierende Großform der Schirn-Bauten zu errichten. KLOTZ 1984, S. 28–29

³²⁶ MAGISTRAT DER STADT FRANKFURT 1984, 23-R,

³²⁷ Gottfried Kiesow, Der Römerberg: Verzicht auf zeitgenössisches Bauen, Frankfurter Rundschau, 27.11.1984, zit. n. BARTETZKO 1986.1, S.15

³²⁸ In der Publikation der Stadt Frankfurt findet sich eine, vor allem wenn man Fotos aus den vierziger Jahren mit der Rekonstruktion vergleicht, einigermaßen paradoxe Beschreibung: «Die äußere Erscheinung entspricht dem Zustand von 1944, jedoch zum Teil ohne den damaligen Verputz bzw. Schieferbelag.» (siehe Foto bei Bartetzko).

³²⁹ BARTETZKO 1986.1, S. 93

³³⁰ BARTETZKO 1986.2, S. 124

³³¹ Auch wenn in der städtischen Publikation der Resultate des Wettbewerbs (MAGISTRAT DER STADT FRANKFURT 1984, 23-R) das Gegenteil behauptet wird. BARTETZKO 1986.2, S. 136

³³² BARTETZKO 1986.2, S. 61

terpretation würde nahelegen, dass das perfekte und eindeutige Surrogat dem komplexen und vielschichtigen ›Original‹ vorgezogen wurde.

Eine positivere Einschätzung der Rekonstruktion nahm Heinrich Klotz vor, der Mitglied des Preisgerichts war. Er sieht durch die Parallelität von Rekonstruktion und sich an historischen Formen orientierenden Neubauten garantiert, dass das Rekonstruierte nicht zu sehr als ›echt‹ wahrgenommen wird und so als Kulisse, die niemals wahr werden kann, bestehen bleibt. Der Zweck sei, Geschichte zu inszenieren und damit, ohne dass ein Anspruch auf Authentizität erhoben werde, eine Möglichkeit der Erinnerung geschaffen wird. Die rekonstruierten Gebäude sollen als Möglichkeit den ehemaligen Stadtraum erkennbar und erinnerbar zu machen zukünftigen Generationen ein Stück Geschichte zugänglich machen: «Das alte Frankfurt wird aus der verblassenden Erinnerung oder aus dem Vergessen herausgeholt und der Wirklichkeit näher gebracht, ohne selbst Realität werden zu können.»³³³ Klotz bemüht die ganze Bandbreite post-modernen Vokabulars um die Rekonstruktion ins richtige Licht zu rücken: Die Ostzeile des Römerbergs wird als Zitat aus der Architektur- und Stadtgeschichte betrachtet, verfremdet und mit dem entscheidenden «Quantum an Ironie» versehen durch die dahinterliegenden Parallelbauten, um nicht als Plagiat gelesen zu werden.³³⁴ Doch es stellt sich die Frage inwieweit die Ostzeile tatsächlich als ›Zitat‹ ironisiert wurde, ob die historischen Formen aus ihrem Zusammenhang genommen und ihres ehemaligen Inhalts beraubt wurden. Vergleicht man die Aufnahme der historischen Formen am Frankfurter Römerberg mit Arbeiten von Charles Moore, beispielsweise der Säulenarchitektur der Piazza Italia, zeigt sich eine deutlich verschiedene Auffassung von Ironie: Moore nimmt Einzelformen und stellt diese, verfremdet durch neuartige Materialwahl oder Applikation, in einem neuen Kontext zusammen, wodurch eine Distanz zum Original entsteht, die als Ironisierung verstanden werden kann.³³⁵ Am Römerberg hingegen wurde eine Reproduktion der alten Form am selben Ort und in möglichst ähnlichem Kontext errichtet, wodurch die Distanz zum Vorbild, die für die Wahrnehmung des Verweischarakters des Zitats entscheidend ist, nur schwer zu erkennen ist.

³³³ KLOTZ 1985.2, S. 14

³³⁴ KLOTZ 1985.2, S. 14

³³⁵ Vgl. Kapitel II.2.3.2

Die Schaffung historischer Identität

«Der Wunsch zum Wiederaufbau der Ostzeile vom ‹Engel› bis zum ‹Schwarzen Stern› resultiert aus dem Verlangen nach historischer Identitätsfindung Frankfurts als vierhundert-jährigen Mittelpunkt deutscher Reichsgeschichte. [...]

Die Körperschaftsgremien der Stadt sehen sich in die Pflicht [...] gestellt, den Römerberg aus dem Ziel historischer Identitätsfindung soweit als möglich in seiner überlieferten Gestalt zu rekonstruieren.»³³⁶

Das Wettbewerbsprogramm von 1979 zeigt, dass die Schaffung einer auf historischen Begebenheiten beruhenden Identität Ziel der Rekonstruktion war. Dies ist nicht der erste Versuch durch die Inszenierung von Geschichte am Römerberg und im Altstadtbereich eine Identität für Frankfurt zu konstruieren. Bemerkenswert dabei ist, dass besonders zu jenen Zeiten als Frankfurt als Krönungsstadt eine wichtige Funktion im Reich hatte nur sehr wenig für die architektonische Repräsentation getan wurde.³³⁷ Als jedoch das Gewicht der Stadt im Reich nicht mehr allzu groß war, begannen die Inszenierung der eigenen Geschichte auf dem Römerberg und die Repräsentation: Ende des 19. Jahrhunderts entstand die sogenannte Nordzeile, ein Werk des Historismus das mit Trümmern anderswo abgebrochener Häuser geschmückt wurde um den drei Bauten ein wenig Authentizität zu verleihen.³³⁸ Zur selben Zeit wurde auch die Dreigiebfassade des Römers neu gestaltet mit an das Krönungszeremoniell erinnernden Schmuckformen, wohl in einem Versuch das historische Gewicht der Stadt durch historisierende Bauten erfahrbar zu machen³³⁹

Nachdem Frankfurt zur ‹Stadt des Deutschen Handwerks› deklariert worden war, sollte unter dem NS-Regime die Altstadt restauriert werden und um ein dieser Definition angemessenes Bild zu schaffen zu einer Fachwerkstadt zu gestaltet werden.³⁴⁰ Nebst der Freilegung von bestehenden Fachwerken wurden auch das Bild von mittelalterlicher Bebauung störende später entstandene Fassaden beseitigt.³⁴¹ Im Bereich zwischen Dom und Römer wurde das ‹Handwerker-Höfchen› geschaffen, wo in einem durch Niederlegungen und Abrisse geschaffenen Hinterhof teilweise

³³⁶ Aus dem Wettbewerbtext für die Bebauung des Dom-Römer-Areals, MAGISTRAT DER STADT FRANKFURT 1980, S. 26

³³⁷ In Frankfurt fanden zwischen 1572 und 1792 10 Kaiserkrönungen statt, der Dom wurde allerdings in dieser Zeit baulich kaum verändert und auch der Krönungsweg erfuhr keine besondere architektonische Gestaltung. BARTETZKO 1986.2, S. 121–122

³³⁸ BARTETZKO 1986.2, S. 122

³³⁹ Die Dreigiebfeldform wurde von Max Mekkel neu errichtet, dekoriert mit Kaiserplastiken, stukkiertem Festschmuck und Wappen. KALUSCHE 1997, S. 8

³⁴⁰ In den frühen dreißiger Jahren wurde die Altstadt von der nationalsozialistischen Stadtregierung mit Unterstützung des *Bundes tätiger Altstadtfreunde in Frankfurt am Main* ‹saniert›. Einzelne Gebäudegruppen wurden in Stand gesetzt und einige Blöcke entkernt, allerdings wurden zur ‹Stadtgesundung› auch Teile der Bevölkerung vertrieben. Trotz der Proteste der ‹Altstadtfreunde› wurden 1937/38 große Teile der Altstadt abgebrochen und durch Bauten ‹im Ausdruck einer künstlichen Handwerksidylle› ersetzt. DURTH/GUTSCHOW 1988, Bd. 2, S. 468–9

³⁴¹ Haus Klein-Limpurg erhielt 1938 eine, auf bruchstückhaften Überlieferungen eines früheren Zustandes basierende, regelmäßige Fachwerkfassade, als Ersatz für die unregelmäßige Barockfassade. BARTETZKO 1986.1, S. 126

neue «mittelalterliche Fassaden» errichtet wurden.³⁴² (Abb. 62) Zwar repräsentierten diese das perfekte Bild des Mittelalters der damaligen Kunstgeschichte, dennoch entwickelte sich ein sehr wehrhafter, beinahe burgartiger Charakter. Das Höfchen wurde Abbild der militaristischen Ideologie und auch die sanierten und präzise rekonstruierten Fassaden veränderten sich im Gesamtensemble. Doch auch am Römerberg wurde der Platz immer mehr zur Bühne gestaltet und hergerichtete und neu geschaffene Fassaden als Kulisse für die Inszenierungen der Römerbergfestspiele genutzt. Auch wenn die angestrebte Identität und das politische System vollkommen verschieden sind, ist dennoch festzustellen, dass die baulichen Maßnahmen, welche im Zuge der verschiedenen versuche von Identitätsstiftung getätigt wurden, sich auffallend ähneln. Die Optik eines verbreiteten Bildes mittelalterlichen Bauens wurde angestrebt und in Abweichung von der eigentlichen Lokaltradition verwendet als Symbol für eine idealisierte Vergangenheit, welche als Legitimation oder Sinnstifter der Gegenwart dienen sollte.³⁴³

Nach dem Abschluss der Bauarbeiten an der rekonstruierten Ostzeile hatte die Stadt 1984 ihre ehemalige «gute Stubb» wieder und damit ihr repräsentatives (und wohl auch ideelles) Zentrum zurück. Die «mittelalterliche» Bebauung des Römerbergs entsprach dem verbreiteten Bild von Deutscher Altstadt und – romantisch verklärtem – deutschem Mittelalter und so könnte die Rekonstruktion als Versuch interpretiert werden, an eine «zustimmungsfähige Vergangenheit» (Habermas) zu erinnern. OB Wallmann befand, dass Frankfurt durch den wiederentstandenen Römerberg seine «Rolle als Zentrum deutscher Reichsgeschichte» unterstreiche, wodurch deutlich wird, dass der Versuch besteht an eine «Vorvergangenheit» anzuknüpfen, welche trotz der jüngeren Geschichte die Inszenierung einer glorifizierten National- und Lokalgeschichte erlaubt.³⁴⁴ Die historische Wichtigkeit von Frankfurt sollte, nicht zuletzt auch als positiver Faktor in einer immer stärker werdenden Städtekonkurrenz, wieder am Stadtbild ablesbar werden. Die Frage der möglichen dadurch erfolgten Identitätsstiftung für Frankfurt kann in zwei unterschiedlichen Kategorien untersucht werden: Die Außenwirkung und die Wirkung auf die Frankfurter Bevölkerung. In der Außenwirkung als Postkartensujet und bildliches Gegengewicht zur medial ebenso verbreiteten Skyline konnte das Bild der «heilen Altstadtwelt» zur Korrektur des Images der Stadt als Ort moderner Trostlosigkeit und niedriger Lebensqualität benutzt werden – beides Vorurteile in der Außenwahrnehmung der Stadt, wie eine von der Stadt Ende der siebziger Jahre in Auftrag gegebene Image-Studie gezeigt hatte.³⁴⁵ Auch für die immer wichtiger werdende touristische Vermarktung der Stadt war das neu entstandene Stück Altstadt sehr

³⁴² DURTH/GUTSCHOW 1988, Bd. 2, S. 469

³⁴³ BARTETZKO 1986.1, S. 43

³⁴⁴ BARTETZKO 1986.2, S. 118

³⁴⁵ BALSER 1993, S. 410

wichtig. Gerade dafür war allerdings die treffliche Illustration eines bereits bestehenden Bildes von deutscher Altstadt – geprägt durch die lokal nur bedingt, beziehungsweise nur für eine kurze Zeitspanne typischen Sichtfachwerke – in gewisser Weise wichtiger als eine Rekonstruktion, welche der komplexen Geschichte der Häuser Rechnung trüge.³⁴⁶

Doch auch für die Bevölkerung der Stadt sollte durch die Rekonstruktion ein baulicher Anhaltspunkt für städtische Identität geschaffen werden. Für diejenigen Teile der Bevölkerung, welche sich noch an den Vorkriegszustand der Stadt erinnerten, war eine Lücke geschlossen worden und in gewisser Weise auch ein Schlussstrich unter die ‹vergangenheitslose› Zeit des Wiederaufbaus gezogen worden. Die Schließung baulicher Lücken im Stadtbild, welche durch die Zerstörung prominenter Bauten entstanden sind, wird oft als ‹Heilung› betrachtet, gar als Kur für den ‹Phantommerz nach der Zerstörung› oder mit anderen eigentlich medizinischen Metaphern umschrieben, was zeigt wie sehr das Verlangen nach dem alten Stadtbild noch vorhanden war und wie sehr es Verbunden war mit deren innerem Bild der Stadt und deren Identität.³⁴⁷ Wie wichtig die Schließung dieser Lücken sein kann, zeigte sich auch dem während Jahrzehnten geforderten und zwischen 1973 und 1981 umgesetzten Wiederaufbau der Alten Oper, die ähnlich wie die Römerbergbebauung als zeichenhaftes und wichtiges Gebäude im Gedächtnis der Stadtbevölkerung verankert war und als Zeichen einer ‹alten Stadt› wieder aufgebaut wurde.³⁴⁸ (Abb. 63) Gerade daran, dass der Wiederaufbau vor allem auf Betreiben einer Bürgerinitiative und mit privaten Spenden erreicht wurde, zeigt sich, dass es durchaus dem Willen einer breiten Bevölkerungsgruppe entsprach, der modernen Stadt auch ein Stück der ‹alten› Stadt gegenüberzustellen.³⁴⁹

Insbesondere aus den Reaktionen von Vertretern jüngerer Generationen auf den ‹neu-alten› Platz am Römerberg ist aber auch abzulesen, dass selbst für die Bewohner Frankfurts bei der Wertschätzung der Rekonstruktion nicht nur die tatsächliche lokale Geschichte im Zentrum steht, sondern auch die allgemeine Ablehnung des modernen Bauens und der als wohltuend empfundene Verweis auf ‹die vormoderne Stadt› und eine idealisierte Vergangenheit eine wichtige Rolle spielten.³⁵⁰ Die Innenstadt sollte als Gegensatz zur modernen Hochhausbebauung existieren, das Fachwerk einen Gegenpol zu den Fassaden aus Beton und Glas schaffen. Wie groß die Unzufriedenheit der Bevölkerung mit der Gestalt, welche die Stadt in den Jahren des Wiederaufbaus und des Wachstums angenommen hatte, zeigten nicht zuletzt die Konflikte um

³⁴⁶ VINKEN 2008, S. 165–8

³⁴⁷ SCHEURMANN 2008, S. 142

³⁴⁸ Allerdings mit teilweise modernem Innenausbau, was wiederum zeigt, dass die Schließung der Lücke im Stadtbild entscheidend war! MAGISTRAT DER STADT FRANKFURT 1984, S. AO-1

³⁴⁹ BALSER 1993, S. 376–7

³⁵⁰ BALSER 1993, S. 403, vgl. Kapitel I.3

das Westend.³⁵¹ Es überrascht nicht, dass zu der Zeit als die Enttäuschung über die Resultate des modernen Städtebaus besonders groß war und der Kampf gegen die Auswüchse spekulativer Bautätigkeit – die gemeinhin mit der Architektursprache des Funktionalismus verbunden wurde – geführt wurde, die Idee der Rekonstruktion der Altstadt im Zuge einer der Moderne zunehmend kritisch gegenüberstehenden Bewegung an Unterstützung gewinnt. Allerdings ist festzustellen, dass sich zu Beginn der achtziger Jahre die Idee der Bürgerinitiativen verändert hatte: es ging nicht mehr um den Erhalt des Lebens, beziehungsweise um eine Form der Verteidigung des Besitzstandes und der Umgebung durch betroffene Bürger, wie beispielsweise beim Versuch das Westend als Wohngegend zu erhalten, sondern wurden die Bürgerinitiativen immer deutlicher auch von Parteien und Unternehmern genutzt, um ihren Anliegen den Anschein eines öffentlichen Bedürfnisses zu geben. Es ist auch festzustellen, dass die Ziele und Argumentationen zunehmend konservativer erscheinen und nicht mehr mit den utopischen Gesellschaftsmodellen der Studentenbewegung übereinstimmen.³⁵²

Das Bedürfnis nach sichtbarer ‹Geschichte› im Altstadtbereich ist, wie es scheint, noch nicht gestillt, denn seit 2005 wird wieder lauter über eine Totalrekonstruktion der Frankfurter Altstadt nachgedacht – und zwar so konkret und fortgeschritten, dass ‹Altstadtfreunde› bereits über die Verteilung der Ladenlokale in der Innenstadt beraten.³⁵³ Im Zusammenhang dieser Diskussion wird die Zerstörung der Altstadt als großes Unglück oder Katastrophe betrachtet, allerdings erstaunlicherweise eher wie eine Naturkatastrophe, wie ein Erdbeben, dass ohne ‹Schuld› und erkennbare Ursache gewissermaßen arbiträr erfolgte. Dies steht im deutlichen Kontrast zur Nachkriegszeit, als alle Debatten über Rekonstruktion von der Schuldfrage dominiert wurden.³⁵⁴ Der Abriss des Technischen Rathauses bietet nach Ansicht der Befürworter die einmalige Chance ‹dieses verlorene Geschichts- und Kulturdenkmal zu rekonstruieren und damit deutsche Geschichte und Kultur für uns und unsere Nachfahren wieder sichtbar zu machen. [...] Es muss wie vor der Zerstörung ein Gesamtschauspiel der bedeutendsten mittelalterlichen Innenstadt Deutschlands inszeniert werden, [...] sozusagen eine lebendes ‹Historisches Museum›, das aber vom Leben unserer Zeit erfüllt ist.›³⁵⁵ Im Vorfeld der Kommunalwahlen von 2007 erfolgte die Zustimmung zu weiteren Rekonstruktionsprojekten auf politischer Ebene. Es wurde beschlossen, dass das Technische Rathaus abgerissen und Teile der Altstadt zwischen Dom und ‹Römer› rekonstruiert werden: Sieben Häuser werden nach relativ gut dokumentierten Vorbil-

³⁵¹ vgl. Kapitel III.1 und I.3

³⁵² FALSER 2008.1, S. 142

³⁵³ HANSEN 2008, S. 16

³⁵⁴ Vgl. Kapitel III.1 und II.3.2

³⁵⁵ Der Architekt Peter Westrup, Mitglied des Vereins Freunde Frankfurts in einem Diskussionspapier zur Rekonstruktion der Altstadt, zit. n. HANSEN 2008, S. 15.

dem rekonstruiert, während sich die restliche Bebauung sich genau an ‹historischen› Vorgaben zu orientieren hat.³⁵⁶ Das Ziel dieser Neuschöpfung ‹historischer› Bausubstanz ist im Wesentlichen das selbe wie Anfang der achtziger Jahre: der Stadt soll ‹das Herz ihrer Geschichte› wieder implantiert werden, wie es Bürgermeisterin Petra Roth (CDU) anlässlich des feierlichen ersten ‹Baggerbisses› zum Abriss des Technischen Rathauses formulierte.³⁵⁷

III.3.4. *Re-Enactment von Altstadt*

Die Bestrebungen der Frankfurter Innenstadt ein neues Gesicht zu geben, das sich an der alten Bebauung orientiert, beschränkte sich allerdings nicht auf die Rekonstruktion der Ostzeile. Im Entwurf von Bangert, Jansen, Scholz und Schultes (BJSS) war auch vorgesehen, an der Saalgasse eine einheitliche Bebauung auf kleinen Parzellen zu errichten.³⁵⁸ (Abb. 58) Da die Straßenfront der aufgereihten Bürgerhäuser jedoch die Vielfalt der früheren Altstadt wiederaufleben lassen sollte, schlug das Preisgericht vor, dass die Planung seitens unterschiedlicher Architekten erfolgen sollte.³⁵⁹ Mit den Architekten der ‹Kultur-Schirm› – in einer späteren Phase auch den Architekten der einzelnen Häuser, die aus den Teilnehmern des Wettbewerbs für den Dom-Römer-Bereich rekrutiert wurden – wurden Richtlinien für die zu entwerfenden Häuser erarbeitet. Vorgeschrieben waren eine einheitliche Trauf- und Firsthöhe, eine betonte Sockelzone, heller Putz und mit Schiefer oder Zink gedeckte Dächer.³⁶⁰ Um den Übergang harmonisch zu gestalten wurden die direkt an die Schirm und an die östlichen Platzkante zum Dom angrenzenden Gebäude von BJSS geplant, während in Beteiligungs- und Workshopprozessen die Entwürfe der anderen Architekten unter der Ägide des Hochbauamtes aufeinander abgestimmt und weiterentwickelt wurden. (Abb. 64) Durch die verschiedenen Entwürfe sollte die Vielfalt der zeitgenössischen Lösungen der Aufgabe ‹Stadthaus› gezeigt werden und auch ein Gesamtbild entstehen, das an die Diversität erinnert, durch welche sich die aus von Generationen von Bauherren und Baumeistern hinterlassenen Bauten bestehende zerstörte Altstadt auszeichnete.

Allerdings muss die Idee einer zeitgenössischen Lösung in Bezug auf diese Bauten in Anbetracht dessen, dass die meisten Architekten hauptsächlich einen dekorativen Umgang mit den Formen der mittelalterlichen Bebauung suchten, hinterfragt werden. So erschöpften sich die

³⁵⁶ Rekonstruiert werden sollen: Die Goldene Waage, das Rote Haus, der Rebstock und die Häuserzeile Junger Esslinger, Alter Esslinger, Goldenes Lämmchen und Klein Nürnberg. HANSEN 2008; SCHULZE 2010

³⁵⁷ FAZ.NET 2010

³⁵⁸ Die Parzellen waren einheitlich 7,5 mal 10 Meter groß.

³⁵⁹ KLOTZ 1985.2, S. 29

³⁶⁰ KLOTZ 1985.2, S. 29, bei den Eckhäusern wurden aufgrund der besonderen städtebaulichen Lage Ausnahmen zugelassen.

Neubauten in Formalismen und Formalitäten, anstatt den Typus neu zu definieren und die formalen Eigenschaften in ihrer Sinnhaftigkeit zu hinterfragen. Es scheint fast, als sei die obsessive Verneinung der Relevanz von historischer Architektur ersetzt worden durch die obsessive Verwendung derselben. Anstatt Form und Funktion der historischen Gebäude zu analysieren und dann in zeitgenössischer Form ohne Scheu vor formalen Ähnlichkeiten neue Konzepte für ein Stadthaus im menschlichen Maßstab, das sich in den Kontext einfügt und sich mit der historischen Bausubstanz ergänzt, zu finden – zugegebenermaßen ein langer und nicht einfach zu erfüllender Forderungskatalog an die Architekten –, wurden Standardraumkonzepte der Moderne mit postmodernen Fassaden «geschmückt». In teils doch sehr gesuchter Art und Weise wurde versucht ironische Brechung in der freien Verwendung überbrachter Formen zu finden, während andere Fassaden als erzählende Werke geplant wurden, welche die Geschichte der Altstadt aufarbeiten und somit vielleicht auch «Urbanität» kommunizieren können sollten. Das von Berghof, Landes, Rang aus Frankfurt gestaltete Haus Saalgasse 16 soll beispielsweise als «Allegorie eines auf den Kopf gestellten Fachwerkhauses» gestaltet werden, dessen Fundament von zwei Skulpturen von «Erdtieren», die unter der Traufe angebracht werden, symbolisiert wird.³⁶¹ (Abb. 65) Die Absicht dabei ist, «die seit 30 Jahren bestehende Diskussion um das Wie der Dom-Römerberg-Bebauung zu schildern.»³⁶² Der Eingang und die Erschließung sind als «schmale Gasse» gestaltet, die an die alten Gassen des Römerbergs erinnern soll.³⁶³ Auch der Wettbewerbsbeitrag von Charles Moore zeigt ein Spiel mit Formen und der Geschichte der alten Stadt. (Abb. 66) Die Straßenfront wird aufgeteilt in zwei seitliche Baublöcke, zwischen denen eine schmale Öffnung frei bleibt. Der Entwurf stelle «den Bezug zur Geschichte des Römerbergs her, indem das Hinaufschreiten durch die ehemals engen und winkeligen Gassen wieder erlebbar» werde, so der Architekt.³⁶⁴ Die Architektur der Saalgasse ist die Verwirklichung des von Heinrich Klotz in formulierten Anspruchs der Postmoderne, dass die Form nicht mehr der Funktion zu folgen habe, sondern der Fiktion.³⁶⁵ Die beiden als Beispiele herausgegriffenen Entwürfe zeigen die vielfältigen Möglichkeiten der neuen Architektur auf, die sich durch die Aufnahme überbrachter Formen und der auch dadurch ermöglichten Kommunikation von Inhalten ergeben. Allerdings zeigen sie auch das Potential für ein Scheitern postmodernen Bauens, durch ein Abrutschen in die Beliebigkeit formaler Spielereien und die allzu starke Fixierung auf bildhafte Formen der Vergangenheit. So erstaunt es nicht, dass auch die Bauten der

³⁶¹ Die Architekten, in: MAGISTRAT DER STADT FRANKFURT 1984, S. 23-16

³⁶² wie Anm. 361

³⁶³ wie Anm. 361

³⁶⁴ Charles Moore, in: MAGISTRAT DER STADT FRANKFURT 1984, S. 23-18

³⁶⁵ Wo bei KLOTZ 1985.1, S. 133-6

Saalgasse oft kritisiert und bezichtigt wurden ein «Jahrmarkt der Eitelkeiten» zu sein, auf dem die Architekten, hauptsächlich um die Steigerung ihres eigenen Ansehens besorgt, ihre möglichst originellen Kreationen feilboten.³⁶⁶ Es ist auch fraglich, ob die wortreich beschriebenen Inhalte der Architektur auch ohne die schriftliche Anleitung der Architekten von den designierten Empfängern der Botschaften verstanden werden, oder ob es sich nicht letztlich um eine architektonische Fingerübung zum Selbstzweck handelt.

Urbanität geschaffen?

Schon seit der Ausschreibung des ersten Wettbewerbs für das Altstadtgebiet war das erklärte Ziel, ein durchmisches und städtisches Zentrum zu schaffen. Der Baudezernent Kampffmeyer³⁶⁷ forderte bereits 1950, dass ein «aufeinander bezogener Organismus, Läden des kulturellen Sektors, gepflegte stille Gaststätten und Werkstätten des hohen Kunsthandwerks entstehen» solle und befand, dass dem Gebiet ein «wesentlicher Teil der kulturellen Führungsaufgaben» zukomme.³⁶⁸ In diesem Sinne unterschied sich das Programm der Maßnahmen um 1980 nicht grundlegend von den Absichten Kampffmeyers, sollte doch durch die Schaffung von öffentlichem Raum und einer Mischung von Wohnraum und kulturellen Funktionen Urbanität geschaffen werden. Das Gebiet zwischen Dom und Römer wurde vor den Baumaßnahmen eher als Durchgangszone wahrgenommen und schnell durchquert und galt, bis auf die wenigen Tage im Jahr wenn Fest- und Verkaufsbuden den Platz belebten, als «toter» öffentlicher Raum.³⁶⁹ Man hoffte, dass wenn das Raumangebot der Schirn mit einem Programm gefüllt würde, welches einen Großteil der Bevölkerung anspricht, diejenige Öffentlichkeit generiert werden könnte, die durch die verlorenen Zentrumsfunktionen als Warenumsschlagplatz nicht mehr Bestand. Durch ein öffentlichkeitswirksames kulturelles Gegengewicht zum politischen Zentrum der Stadt, aber auch durch die Attraktivität der neuen «Altstadt» als Ort der Erholung von der modernen Großstadt, sollte wieder ein belebter Stadtmittelpunkt entstehen.³⁷⁰ In Bezug auf die Schaffung eines lebendigen öffentlichen Raums, der gemeinhin als Grundbedingung für die Entstehung von Urbanität angenommen wird, muss da Projekt als Erfolg gewertet werden. Allerdings ist festzu-

³⁶⁶ MÜLLER-RAEMISCH 1990, S. 347

³⁶⁷ Hans Kampffmeyer (1912–1996) war Planungsdezernent in Frankfurt von 1956–1972

³⁶⁸ «Deshalb will der Auslober die neue Altstadt als das Herz der Innenstadt sehen, dem ein wesentlicher Teil der kulturellen Führungsaufgaben zukommt. [...] Hier soll ein aufeinander bezogener Organismus, Läden des kulturellen Sektors, gepflegte stille Gaststätten und Werkstätten des hohen Kunsthandwerks entstehen. [...] Es wird erhofft, dass gerade auch Vertreter der geistigen und wirtschaftlichen Führungsschicht der Stadt, vom Verwaltungsmann bis zum Maler und Bildhauer, vom Wirtschaftsführer bis zum Universitätslehrer, vom Gewerkschaftsführer bis zum Geistlichen, in diesen Kernraum der Stadt, den Schaltstellen geistigen Lebens wie gleichzeitig dem Mainstream benachbart, die ihnen gemäße Wohnung finden.» Hans Kampffmeyer, Formulierungsvorschlag für den Ideenwettbewerb «Altstadtkern», 1950, zit. n. MÜLLER-RAEMISCH 1990, S. 60.

³⁶⁹ MÜLLER-RAEMISCH 1990, S. 337

³⁷⁰ KLOTZ 1985.2, S. 28–29

stellen, dass durch die intensive touristische Nutzung des Gebiets in gewisser Weise eine Angleichung an die teilweise Nutzung von ‹toten› City-Gebieten der Geschäftsviertel besteht und eine wirkliche Durchmischung, die auch verschiedene soziale Schichten umfasst nicht stattgefunden hat.

Doch gerade die Bebauung der Saalgasse zeigt, dass nicht alleine die Schaffung von Öffentlichkeit als Strategie zur Gewinnung von Urbanität verfolgt wurde. Die gängige Vorstellung von Urbanität um 1980 war stark verbunden mit dem Bild einer idealisierten vormodernen Stadt, in deren Zentrum in einer kleinteiligen und vielfältigen Bebauungsstruktur eine belebte Mischung von Wohnraum und kleinen Ladenlokalen untergebracht ist und in der das öffentliche Leben pulsiert. Dieses Konzept unterscheidet sich nur unwesentlich vom Konzept der Innenstadt wie es Kampffmeyer bereits in den fünfziger Jahren formuliert hatte.³⁷¹ Dieser Vorstellung sollte mit der Häuserzeile an der Saalgasse entsprochen werden, durch die kleinteilige und differenzierte Bebauung, die auch formal an Bauten der ehemaligen Altstadt erinnert. In diesem Sinne unterscheidet sich in Bezug auf den Versuch der Schaffung von Urbanität das Konzept der Saalgasse nur bedingt von demjenigen der Rekonstruktion der Ostzeile des Römers, denn auch hier wird im Wesentlichen versucht mittels einer Kulissenarchitektur das Bild einer vormodernen Stadt zu suggerieren, in der Hoffnung, dass quasi *ex opere operato* durch die ‹korrekt ausgeführte› Anmutung eines historischen Zentrums Urbanität entstehen könne.³⁷² Im Gegensatz zur reinen Kulissenarchitektur am Römerberg bestand an der Saalgasse allerdings zumindest der Versuch auch die Struktur des Vorbilds, welche die vermeintliche Urbanität ermöglichen, zu analysieren und diese Strukturen in eine zeitgenössische Form zu übersetzen. So sollten auch innerhalb der einzelnen Bauten verschiedene Nutzungen beherbergt werden und mittels öffentlicher Erdgeschoßnutzungen – in frühen Planungsphase waren Ateliers und Läden im Erdgeschoss vorgesehen³⁷³ – für eine Belebung des Straßenraums gesorgt werden.

³⁷¹ Vgl. Anm. 368

³⁷² Nach der katholischen Lehre wird die göttliche Gnade durch das korrekt ausgeführte Werk (*ex opere operato*) der Hl. Messe an sich empfangen, unabhängig von Absicht und moralischer Gesinnung des Ausführenden.

³⁷³ Beispielsweise ist eine solche Nutzung bei Charles Moore vorgesehen, vgl. MAGISTRAT DER STADT FRANKFURT 1984, S. 23-18. Auch das erinnert stark an die Aussage von Kampffmeyer, der ‹Läden des kulturellen Sektors und Werkstätten des hohen Kunsthandwerks› als ideale Nutzung für die Altstadt sah. Vgl. Anm. 368

III.4. Kulturstadt statt ‹Bankfurt› – Das Museumsufer als kulturelles Gegengewicht

In der Wahrnehmung der Stadt Frankfurt hatte sich auch eine Identität entwickelt, die weniger auf Vergangenheit und Lokales bezogen ist: Das Bild der Dienstleistungsmetropole ‹Mainhattan› ist entstanden – womit sowohl der Etablierung eines Finanzzentrums von internationaler Bedeutung Rechnung getragen wird, als auch der Errichtung von Wolkenkratzern und der Entstehung einer Skyline, dem vielleicht einfachsten und am ehesten universalen Symbol einer Wirtschaftsmetropole des ausgehenden 20. Jahrhunderts. Die große Anzahl von Hochhäusern im Innenstadtbereich ist eine Ausnahmeerscheinung in Deutschland. Nachdem bereits vor dem Krieg einige wenige Hochhäuser entstanden waren und Frankfurt damit eine Vorreiterrolle in Deutschland eingenommen hatte, wurden bis 1970 gegen 200 Hochhäuser (mit mindestens acht Geschossen) errichtet.³⁷⁴ Unter diesen waren einige wenige Gebäude, die durch ihre Höhe eine wirkliche Skyline formen und in die Innenstadt hineinwirken. Sie befinden sich vor allem entlang der Wallanlagen und im Bankenviertel, westlich der Altstadt. Die Massierung von Hochhäusern beruhte vor allem auf privaten Investitionen und wurde nur bedingt von den Stadtplanern beeinflusst.³⁷⁵ Die Großbauten beherbergen fast ausschließlich Büroflächen und so entstanden ‹tote Zonen›, da bei der Planung der meisten Hochhäusern weder durch Sockelnutzungen noch durch zugängliche Dachgeschosse versucht wurde diese auch der Bevölkerung zugänglich zu machen und damit ein gewisses Maß von Öffentlichkeit und eine Form von Urbanität zu schaffen.³⁷⁶ Die Entwicklung der Skyline wurde um 1980 weiter vorangetrieben: In unmittelbarer Nachbarschaft zu den Wallanlagen wurden die Zwillingstürme der Deutschen Bank³⁷⁷ (Abb. 67) und der ‹Silver Tower› der Dresdner Bank³⁷⁸ (Abb. 68) errichtet, die Höhen von über 150 Meter erreichten. Die Bezeichnung ‹Mainhattan›, genauso wie das ebenfalls verwendete ‹Bankfurt›, wurde vor allem im Zusammenhang kritischer Beschreibungen der Stadt angewandt als Ausdruck dafür, dass die Stadt auf ihre Qualität als Hauptstadt des tertiären Sektors reduziert wurde und als wenig lebenswerter Ort galt.³⁷⁹

Bereits Ende der siebziger Jahre suchte die Stadtverwaltung nach Möglichkeiten die eindimensionale und negative Wahrnehmung Frankfurts, die auch durch eine Ende der siebziger Jahre in

³⁷⁴ MÜLLER-RAEMISCH 1990, S. 176

³⁷⁵ Die Vergabepaxis der nötigen Sondergenehmigungen war bis zum Westendkonflikt äußerst investorenfreundlich und auch danach wurden die meisten Großprojekte, so sie in den vorgesehenen Hochhauszonen geplant wurden, bewilligt. MÜLLER-RAEMISCH 1990, S. 215–6

³⁷⁶ VON KOSTELAC 1985, S. 177; JONAK 1997, S. 100–101

³⁷⁷ Die Zwillingstürme der Deutschen Bank, beide knapp 155 Meter hoch und umgeben von einem viergeschossigen Sockelbau, wurden 1979–84 nach Plänen von Hanig, Scheid und Schmidt errichtet. KALUSCHE 1997, S. 87

³⁷⁸ Das 166 Meter hohe Bankgebäude der Dresdner Bank, auch ‹Silver Tower› genannt, wurde 1974–79 nach Plänen der Architekten H. G. Beckert und G. Becker errichtet. KALUSCHE 1997, S. 79

³⁷⁹ HOFFMANN 1990, S. 15 und KLOTZ 1985.2, S. 8

Auftrag gegebene Image-Studie belegt wurde, zu beeinflussen und zu ergänzen.³⁸⁰ Als möglicher Ansatzpunkt für einen Imagewandel wurde die Kulturpolitik ausgemacht und es wurde in der Folge versucht, durch Museumsgründungen und -neubauten die Identität und Wahrnehmung der Stadt Frankfurt zu verändern. Die Förderung des lokalen Kultursektors geschah auch mit Blick auf die durchaus bildungsgebundenen Urbanitätsvorstellungen – Urbanität wird häufig in Abhängigkeit von Bürgersinn und humanistischer Bildung gesehen und die kulturelle Überlegenheit gegenüber der ‹Provinz› als Möglichkeit der Abgrenzung der Stadt im einheitlicher werdenden Besiedlungsmuster verstanden –, war doch die Schaffung von Urbanität erklärtes Ziel der Regierung unter OB Wallmann.³⁸¹ Die Investitionen in den Kultursektor wurden auch als Maßnahme zur Steigerung der Attraktivität der Stadt als Wirtschaftsstandort und Tourismusdestination getätigt, waren und sind doch dafür ein attraktives Kulturangebot und das Erscheinungsbild der Stadt äußerst wichtig.³⁸²

III.4.1. *Das Museumsufer*

Beispielhaft für die große Kulturinitiative der Stadt Frankfurt – in deren Rahmen in den folgenden Jahren auch noch die Eröffnung des neuen Museums für Moderne Kunst im Neubau von Hans Hollein³⁸³, die Städtl-Erweiterung durch Gustav Peichl³⁸⁴, das von Josef Kleihues errichtete Museum für Vor- und Frühgeschichte³⁸⁵ sowie weitere Neubauten folgen sollten – sind die Bauten am Schaumainkai, dem sogenannten ‹Museumsufer›.³⁸⁶

Der Schaumainkai am der Altstadt gegenüberliegenden Flussufer war, unter anderem aufgrund seiner räumlichen Nähe und gleichzeitig durch den Fluss geschaffenen Abgrenzung zum Altstadtkern, seit langer Zeit eine bevorzugte Lage in der Stadt und in Bezug auf die historisch-soziale Bindung und die bauliche Entwicklung im wesentlichen ein rechtsmainischer Teil des Stadtkerns.³⁸⁷ (Abb. 69) Im 19. Jahrhundert entstand am Sachsenhäuser Ufer eine Villenbebauung in einer Parklandschaft, woraus sich ein deutlicher Kontrast zu den dichtgedrängten Bau-massen der Altstadt ergab, der wesentlicher Bestandteil des auch von auswärtigen Besuchern

³⁸⁰ BALSER 1993, S. 410

³⁸¹ Vgl. Kapitel über Machtwechsel, und die Rede von OB Wallmann am Neujahrsempfang am 22.1.1985, zit. n. BALSER 1993, S.423

³⁸² HOFFMANN 1990, S. 16

³⁸³ Hans Hollein, Museum für Moderne Kunst, 1987–91; KALUSCHE 1997, S. 209

³⁸⁴ Gustav Peichl, Erweiterung der städtischen Galerie im Städtischen Kunstinstitut, 1988–91; KALUSCHE 1997, S. 208

³⁸⁵ Josef P. Kleihues, Museum für Vor- und Frühgeschichte im Karmeliterkloster, 1989; KALUSCHE 1997, S. 5

³⁸⁶ ‹Museumsufer› wurde nicht zum offiziellen Straßennamen, ist aber seit den späten siebziger Jahren in kleinerer Schrift unter dem Straßennamen Schaumainkai auf den Straßenschildern zu lesen und wird vom Stadtmarketing wie auch der Bevölkerung verwendet. (WIESE 2008, S. 152)

³⁸⁷ WIESE 2008, S. 155

wahrgenommenen Stadtbildes von Frankfurt war.³⁸⁸ (Abb. 70) Der Uferstreifen wurde während der Bombardierung Frankfurts kaum beschädigt und so waren einige der Patriziervillen aus dem 19. Jahrhundert erhalten geblieben. Bereits Mitte der siebziger Jahre forderte eine Bürgerinitiative – unter Beteiligung des Architekten Till Behrens, dem Enkel von Peter Behrens – den Schutz des Mainufers vor Bauspekulation, die Erhaltung der Bebauung und eine Aufwertung des Gebiets durch Kulturbauten.³⁸⁹ Diese sollten als Ergänzung zu den bereits am südlichen Mainufer bestehenden Kulturinstitutionen – wo sich unter anderem das Städl-Museum³⁹⁰ und das Liebighaus³⁹¹ befanden – errichtet werden. Die regierende SPD und deren Kulturdezernent Hilmar Hoffmann nahmen die Idee auf und bewarben diese im Wahlkampf des Jahres 1977.³⁹² Hoffmann blieb trotz des Wahlsiegs der CDU im Amt und mit der Unterstützung des neuen OB Wallmann und der Stadtverordnetenversammlung konnte das Projekt dennoch bald in Angriff genommen werden.³⁹³ Ein wichtiger Ansatzpunkt war die Erhaltung der Bebauungsstruktur am Mainufer, wodurch der Gegensatz dichter Altstadt und parkartiger Villengegend, der über 200 Jahre ein prägender Teil des Stadtbildes gewesen war, weiterhin wahrnehmbar bleiben sollte.³⁹⁴ Nachdem einige der Villen am Mainufer Mitte der siebziger Jahre unter Denkmalschutz gestellt worden waren, erwarb die Stadt Frankfurt diese um die Erhaltung sowohl der Gebäude, als auch der Grünanlagen zu sichern.³⁹⁵ In der Folge wurde beschlossen, dass die Bauten umgenutzt, erweitert und adaptiert werden sollten um als Museen dienen zu können, wobei die Erweiterungsbauten mit Respekt für den Kontext und die historische Bausubstanz durchgeführt werden sollten, womit auch die Erhaltung der spezifischen Identität des Stadtteils am südlichen Mainufer gesichert werden sollte. Ab 1978 wurden die Raumprogramme für ein Deutsches Architekturmuseum, ein Deutsches Filmmuseum, das Museum für Kunsthandwerk und das Museum für Vor- und Frühgeschichte festgelegt und internationale Architekturwettbewerbe zur Um-

³⁸⁸ HOFFMANN 1990, S. 16

³⁸⁹ BURGARD 1990, S. 31–31

³⁹⁰ Das von Johann Friedrich Städl in seinem 1816 eröffneten Testament gestiftete Kunstmuseum wurde mit seiner Privatsammlung ausgestattet. Ende des 19. Jahrhunderts erfolgte der Umzug in das neu eröffnete Gebäude am Mainufer. Städelches Kunstinstitut und Städtische Galerie wurden vom Architekten Oskar Sommer 1874–78 errichtet (HOFFMANN 1990, S. 13; KALUSCHE 1997, S. 38)

³⁹¹ Das damalige Wohnhaus von Baron von Liebig wurde vom Münchner Architekten Romeis 1896 errichtet. Ab 1909 entstand, nachdem das Haus von der Stadt Frankfurt erworben worden war, unter Kunold der Galerieflügel. Seit 1907 beherbergt das Liebighaus die städtische Skulpturensammlung. (KALUSCHE 1997, S. 43)

³⁹² BALSER 1993, S. 376: Hilmar Hoffmann sprach von der «Verwirklichung des Museumsufers» als primärem Ziel in der Kulturpolitik.

³⁹³ HOFFMANN 1990, S. 16

³⁹⁴ PEHNT 1990, S. 26

³⁹⁵ Zumindest das Grundstück des Architekturmuseums war (nach Klotz) bereits in der Hand eines Spekulanten, als die Stadt es ankauft um die Bebauungsstruktur des Sachsenhäuser Ufers zu sichern. Klotz 1985.2, S. 9

setzung dieser Programme ausgeschrieben.³⁹⁶ Im Jahr 1983 folgte noch ein Wettbewerb zur Errichtung des Postmuseums.³⁹⁷

Das Projekt ›Museumsufer‹ erlangte vor allem durch diese spektakulären Wettbewerbe Bekanntheit. Bei den Ausschreibungen der offenen und vor allem den Einladungen zu den beschränkten Wettbewerben wurde ein internationaler Anspruch formuliert und eingehalten. Die Büros von Venturi, Rauch and Scott Brown, Adolfo Natalini, Günter Behnisch, Hans Hollein, Josef Kleihues, Richard Meier und O.M. Ungers nahmen alle an den Wettbewerben teil und bauten – bis auf die ersten beiden Genannten – auch einen Teil der Frankfurter Museumslandschaft.³⁹⁸ So entstand nicht nur an der Saalgasse ein *showcase* des postmodernen Stadthausbaus, sondern auch am Mainufer eine Art ›Bauausstellung postmodernen Museumsbaus‹, wobei international bekannteren Architekten auch bewusst der Vorrang gegeben wurde.³⁹⁹ So vermerkt denn auch Heinrich Klotz 1984, dass die Presse festgestellt habe, dass sich in Frankfurt der Mittelpunkt des interessanten Bauens in Deutschland befinde – dies zu einer Zeit als eigentlich die IBA in Berlin der Nabel der deutschen Architekturwelt hätte sein sollen.⁴⁰⁰ Die Planung der publikumsträchtigen Museumsbauten auf der südlichen Mainseite hatte auch Folgen für die Verkehrsplanung, zu der vom Büro Speerplan 1983 ein Gutachten ausgearbeitet wurde.⁴⁰¹ (Abb. 71) Ein neuer Fußgängersteig über den Main sollte errichtet werden um die Verbindung der beiden Flussseiten zu verbessern – dies wurde auch von der Bürgerinitiative unterstützt, denn «Frankfurt liegt am Main, nicht an zwei Uferstraßen», wie es Till Behrens formulierte⁴⁰² – und die Erreichbarkeit der neuen Museen zu garantieren und einen Anschluss an die Fußgängerzonen der Altstadt zu schaffen. In einer ersten Projektphase wurden bis 1984 die Museen für Kunsthandwerk, Architektur und Film verwirklicht.

Für das Museum für Kunsthandwerk⁴⁰³ wurde ein beschränkter Wettbewerb ausgelobt, aus dem Richard Meier als Sieger hervorging. Eine der wichtigsten Auflagen war, dass nicht nur der Park erhalten bleiben sollte, sondern auch die auf dem Grundstück stehende klassizistische Villa Metzler, in der bereits seit einigen Jahren die Sammlungen und Ausstellungen des Museums untergebracht waren.⁴⁰⁴ Nach dem Entwurf von Meier wird die Villa von einem winkelförmig-

³⁹⁶ BURGARD 1990, S. 29-30

³⁹⁷ G. Behnisch & Partner, Deutsches Postmuseum, 1984–90. KALUSCHE 1997, S. 206

³⁹⁸ PEHNT 1990, S. 24–25

³⁹⁹ PEHNT 1990, S. 25

⁴⁰⁰ KLOTZ 1985.2, S. 8

⁴⁰¹ PEHNT 1990, S. 27

⁴⁰² Till Behrens, zit. n. PEHNT 1990, S. 27

⁴⁰³ Richard Meier, Museum für Kunsthandwerk, 1982–85. KALUSCHE 1997, S. 88

⁴⁰⁴ Die Villa wurde 1802–1804 für den Apotheker Peter Saltzwedel errichtet, der Name des Architekten ist nicht überliefert. Einige Jahre später erwarb der Bankier Georg Friedrich Metzler das Haus, das 1960 von der Stadt

gen Gebäude umgeben, dass diese mit respektvollem Abstand umschließt und rahmt und nur über eine filigrane gläserne Brücke mit ihr verbunden ist. (Abb. 72, Abb. 73) Durch den Neubau, der durch «Aufnahme, Wiederholung und Multiplikation von Maßen und Maßstab der Villa Metzler» entwickelt wurde, sollte dem «Museum eine eigene Identität» gegeben werden.⁴⁰⁵ Obwohl Meier in gewisser Weise einen abstrakten Baukörper in den Park und neben die Villa setzt und weder auf seine der Moderne verpflichtete Formansprache, noch auf die leuchtend weiße Verkleidung mit emaillierten Paneelen verzichtet, ist dennoch eine deutliche Rücksichtnahme auf den Bestand festzustellen, leitet sich doch beinahe jede Linie seines Entwurfs aus dem auf den Neubau übertragenen Fassaden- oder Grundrissraster der Villa oder aus der Lage zum Fluss und zum Straßennetz ab. (Abb. 74) So werden Geschichte und urbane Struktur des Ortes Teil des Entwurfs, ohne dass bei der Gestaltung der Fassaden historisierende Formen verwendet werden. Dass der Kontext die Formen eines an sich abstrakten und modernen Baukörpers definiert, zeigt wie sehr die Postmoderne, zumindest in der Variante von Richard Meier, in Bezug auf Bautechnik und Formenvokabular doch noch Teil der Moderne ist. Allerdings wird durch die beinahe obsessive Übernahme der Rasterung von Grundriss und Fassade der Villa auch deutlich, dass es sich nicht mehr um einen als Solitär gedachten Bau der Moderne handelt.

Die Verantwortlichen – vor allem Heinrich Klotz, der Gründungsdirektor des Museums war und den Architekten vorschlug – setzten bei dem Auftrag an Oswald M. Ungers zur Planung des Deutschen Architekturmuseums⁴⁰⁶, als bestehe der Versuch eine Gegenposition zum abstrakt wirkenden Erweiterungsbau des Museums für Kunsthandwerk zu verwirklichen, auf die Verwirklichung einer sprechenden Architektur, die erzählen und kommunizieren soll. Auch bei diesem Projekt bildete der Erhalt der bestehenden Villa als Teil des historischen urbanen Gefüges den Ausgangspunkt, auch wenn in diesem Fall nach der Entkernung nur die Fassaden erhalten blieben.⁴⁰⁷ (Abb. 75) Durch die das ganze Grundstück umgebende Mauer sollte dieses zum Innenraum umfunktioniert werden, wodurch die gesamte Villa zum Objekt im Ausstellungsraum wird und dadurch mit Bedeutung aufgeladen und verfremdet wird. (Abb. 76) Ungers bringt eine poetische Dimension in die Architektur, indem eine Gestaltungsidee kommuniziert

Frankfurt angekauft wurde und in dem seit 1967 das Museum für Völkerkunde beherbergt ist. KALUSCHE 1997, S. 23; MAGISTRAT DER STADT FRANKFURT 1985, S. 41–7

⁴⁰⁵ Richard Meier, in: MAGISTRAT DER STADT FRANKFURT 1985, S. 41–3

⁴⁰⁶ Oswald Mathias Ungers, Deutsches Architekturmuseum, 1984. KALUSCHE 1997, S. 84; MAGISTRAT DER STADT FRANKFURT 1984, S. 41–6

⁴⁰⁷ «Die Villa selbst stellt kaum einen architekturgeschichtlichen Wert dar. [...] Wichtig ist allein der Erinnerungswert des Hauses. Das Haus ist Teil der kollektiven Erinnerung, die der Ort, auf dem es steht, und die Geschichte des Platzes geprägt hat. Dieser Wert ist Berechtigung für die Erhaltung.» O. M. Ungers, in: MAGISTRAT DER STADT FRANKFURT 1984, S. 41–6

werden soll: in gewisser Weise werden die Geschichte und Essenz der Architektur durch das Haus im Haus versinnbildlicht. Der Bau mag in seinem Innern frei von Ornament sein, allerdings eher in einer Bestrebung den physischen Raum zu transzendieren, diesen sich auflösen zu lassen, als dass es sich um den aus der klassischen Moderne bekannten kategorischen Verzicht auf das Ornament zur Purifizierung und Konzentration auf die reine Funktion des Raumes handelt.⁴⁰⁸ Die Ausstellungshalle im Erdgeschoss vermittelt einen konträren Eindruck, denn überall ist lastende Schwere zu erkennen und die ornamenthafte Bossierung der Wände zieht sich sogar in den Innenraum. Ungers versucht damit den Innenraum der Villa und den ›Außenraum‹ der Halle optisch zu trennen und durch eine sprechende Architektur dieses Konzept den Besuchern zu verdeutlichen kann.⁴⁰⁹

Auch für das dritte Museum der ersten Planungsphase, das von Bofinger und Partner geplante und direkt neben dem Architekturmuseum gelegene Deutsche Filmmuseum, wurde ein bestehendes Wohnhaus umgenutzt.⁴¹⁰ (Abb. 77) Die 1912 errichtete Villa wurde entkernt und an zwei Seiten auch mit neuen Fassaden versehen. Im Innern findet wiederum eine Aufnahme und verfremdete Wiedergabe des Bestandes statt.⁴¹¹ (Abb. 78) Die straßenseitige Fassade bleibt, bis auf den an Kinoarchitektur erinnernden Eingang, unverändert bestehen, was wiederum auf das Bestreben hinweist, den Charakter des Mainufers möglichst beizubehalten. Während der Umgang mit den bestehenden Villen ein Ausdruck des neu gewonnenen Respekts für die Bautätigkeit vergangener Epochen und das überbrachte urbane Gefüge illustriert, zeigt sich an den Erweiterungsbauten, dass auch im Museumsbau einige Veränderungen eingetreten sind. Die Gebäude wurden nicht mehr, wie Museen in den Jahrzehnten zuvor, vorrangig für die Exponate und deren bestmögliche Präsentation entwickelt, sondern als Orte ›synästhetischer Erlebnisse mit vielen Ingredienzien‹ entworfen, an denen die Architektur einen mindestens ebenso großen Anteil haben sollte wie das Ausgestellte.⁴¹² Dadurch ist auch die attraktive Form der Hülle im Museumsbau wichtiger geworden, die mittels ihrer Einzigartigkeit Wiedererkennbarkeitswert schaffen sollte. Zeichenhafte Formen im Außen- wie auch im Innenausbau – wie das von Ungers entworfene ›Haus im Haus‹ – sollen für die Schaffung einer spezifischen Identität für das Museum sorgen. Da Kulturinstitutionen mittlerweile eine sehr große Rolle in der Entwicklungspolitik der Städte spielten, sollte in Frankfurt die bildhafte Einzelform für die einzelne Institution noch übertroffen und die Gesamtheit der Maßnahmen auf einen einfach vermarktbaren

⁴⁰⁸ KLOTZ 1990, S. 150–1

⁴⁰⁹ KLOTZ 1990, S. 150–1

⁴¹⁰ H. Bofinger & Partner, Deutsches Filmmuseum, 1981–84. KALUSCHE 1997, S. 85; MAGISTRAT DER STADT FRANKFURT 1985, S. 41–7

⁴¹¹ Baubeschreibung von Bofinger, MAGISTRAT DER STADT FRANKFURT 1985, S. 41–7

⁴¹² PEHNT 1990, S. 24

Nenner gebracht werden: anderswo waren dies ein Kulturforum oder eine Museumsmeile, in Frankfurt bürgerte sich der Begriff ›Museumsufer‹ zu Beginn der Achtziger schnell ein.⁴¹³

III.4.2. *Postmoderne Leistungsschau und Identität als Kulturstadt*

Nachdem in den sechziger Jahren bei einem Wettbewerb für die Überbauung des Dom-Römerberg-Bereichs noch ein Kunst- und Kulturzentrum errichtet werden sollte, das verschiedenste Nutzungen von der Kinderwerkstatt bis zum Kunstmuseum in einem Gebäude vereint, wurde bei der Planung Ende der siebziger Jahre bewusst keine solche hybride Großinstitution nach dem Vorbild des wenige Jahre zuvor eröffneten Centre Pompidou⁴¹⁴ in Paris angestrebt.⁴¹⁵

Die neu zu gründenden Institutionen, die im ehrgeizigen Kulturprogramm der Stadt vorgesehen waren, sollten über die gesamte Innenstadt verteilt werden und als Ansatzpunkte urbaner Aufwertung fungieren. Die dezentrale Organisation hatte auch den für die Verwirklichung des Programms nicht unwesentlichen Vorteil, dass die Projekte einzeln bewilligt und finanziert werden konnten, was die politische Entscheidungsfindung deutlich erleichterte.⁴¹⁶ Auf der Basis dieses dezentralen Organisationsmusters sollte ein Kulturangebot entstehen, dass nicht nur Insidern ein Begriff ist und in der allgemeinen Wahrnehmung Frankfurt als Kulturstadt etabliert. Gerade die Schaffung der Museen für Film und Architektur war kulturpolitisch sehr wichtig, weil sie die ersten großen Institutionen ihrer Art in der BRD waren und damit sowohl zur Einzigartigkeit der Museumslandschaft der Stadt, als auch zu deren Wahrnehmung als Ort innovativer Kulturpolitik beitrugen.⁴¹⁷

Die Einrichtung neuer Kulturinstitutionen, insbesondere am Museumsufer, war ein Versuch Frankfurt auch als Kulturmetropole zu etablieren und der Stadt etwas zu geben, das im «Wettbewerb» mit andern deutschen und vor allem europäischen Metropolen Einzigartigkeit und positive Argumente verschafft. So argumentiert Heinrich Klotz in einer Würdigung des Programms in seinem Leitartikel im Jahrbuch für Architektur 1984 denn auch offen und ohne jegliche Problematisierung mit der Städtekonkurrenz.⁴¹⁸ Die 11.5% des Jahresbudgets der Stadt,

⁴¹³ PEHNT 1990, S. 26

⁴¹⁴ Renzo Piano und Michael Rogers, Centre national d'art et de culture Georges Pompidou, Paris, 1971–77. Die hybride Kulturinstitution ist in einer architektonischen Großform untergebracht und umfasst nebst einem Museum auch eine Bibliothek, eine Kinderwerkstatt, Kino-, Theater- und Vortragssäle und weitere Einrichtungen.

⁴¹⁵ Vgl. Kapitel über III.2.1

⁴¹⁶ vgl. BALSER 1993, S. 410–411; PEHNT 1990, S. 26

⁴¹⁷ HOFFMANN 1990, S. 17

⁴¹⁸ So schreibt er in Bezug auf die Schaffung eines Museums für Moderne Kunst: «Wenn sich Berlin neben dem Dahlemer Museum für alte Kunst die Nationalgalerie für Kunst des 19. und 20. Jahrhunderts leisten kann und darüber hinaus mit dem Brücke-Museum eine zusätzliche Institution für die Kunst des 20. Jahrhunderts besitzt; wenn München neben der alten Pinakothek nun auch die Neue Pinakothek und Schack-Galerie für die Kunst des 19. Jahrhunderts vorweisen kann, für die Kunst des 20. Jahrhundert das ›Haus der Kunst‹ und für beide Epochen das

welche zu dieser Zeit für den Kulturbereich aufgewendet wurden, spiegelten denn auch weniger das großzügige Verhalten eines Mäzens und kunstsinnigen Liebhabers wider, als dass sie eine Form Umwegfinanzierung waren, um den Standort attraktiver zu machen und die Wirtschaft zu fördern.⁴¹⁹ Gerade zur Schaffung einer vermarktbaren Identität, welche über des Image der Stadt als Bankenplatz und Dienstleistungsmetropole hinausgeht, war die Errichtung von Museen unerlässlich, denn «eine Großstadt erfüllt sich nicht allein in der Realisierung unmittelbarer Zwecke, sondern gewinnt erst in der Fülle der Perspektiven, die über Broterwerb und Kapitalakkumulation hinausweisen, ihre besondere Identität.»⁴²⁰ Diese Identität ist nicht nur als wirtschaftlicher Standortfaktor entscheidend, sondern auch für die touristische Vermarktung der Stadt und die vielen Eröffnungsfeiern der einzelnen Museen ermöglichten es, den Eindruck eines rastlosen Kulturlebens zu generieren. Nicht nur das Potential der Museen und ihrer Ausstellungen zum Anlocken von Touristen sollte genutzt werden, sondern auch einprägsame Architektur. Die durch den Entscheid gegen eine hybride Großinstitution in einem Gebäude entstandene Möglichkeit verschiedene Architekten zu beschäftigen, die in Frankfurt in eine Art des kreativen und öffentlichkeitswirksamen Wettstreits im Museumsbau traten, konnte den Eindruck eines vielfältigen Kulturlebens in Frankfurt weiter verstärken. Gerade der internationale Wettbewerb für das Museum für Kunsthandwerk, an dem nebst dem Sieger Richard Meier auch Hans Hollein und Robert Venturi beteiligt waren, zeigt, dass bewusst eine architektonische Weltöffentlichkeit angesprochen werden sollte und der aktuelle Architekturdiskurs seinen Niederschlag in Frankfurter Bauten finden sollte.⁴²¹ So stellte der Baudezernent Hans-Erhard Haverkamp nach Abschluss der ersten Wettbewerbe dann auch fest, dass die Stadt den «Anspruch auf vorbildliche Architektur» erfüllt habe.⁴²² Der «Kunstgeschichte der Namen» sollte eine «Architekturgeschichte der Namen» an die Seite gestellt werden um «der Bevölkerung prominente Architekturschauspiele von prominenten Architekten.» zu bieten.⁴²³ Die Museumsbauten wurden als Chance verstanden innovative und auch nach außen wirksame Architektur für die Stadt zu gewinnen, in der Hoffnung dadurch nicht nur Identifikation für die Bewohner, sondern gerade durch die Architektur auch ein positives Image für die Stadt zu schaffen.⁴²⁴ Die-

Städtische Museum Lahnbachhaus besitzt; [...], so hätte das Ziel der Frankfurter Museumspolitik seit langem unbezweifelt sein müssen, dass Frankfurt, als eine der wichtigsten Großstädte im Zentrum der Bundesrepublik, ein neues Haus für die Kunst der Gegenwart braucht, sofern die Stadt nicht in einem der wichtigsten Bereiche des Kulturgeschehens eine nahezu bedeutungslose Rolle behalten soll» KLOTZ 1985.2, S. 9

⁴¹⁹ PEHNT 1990, S. 27

⁴²⁰ Heinrich Klotz, Gründer des Deutschen Architekturmuseums in Frankfurt in: Klotz 1985.2, S. 9

⁴²¹ Wettbewerb wird erwähnt bei KLOTZ 1985.2, S. 8

⁴²² Kommunalpolitischer Bericht 1981, zit. n. BALSER 1993, S.408

⁴²³ PEHNT 1990, S. 24

⁴²⁴ HOFFMANN 1990, S. 15

ser Versuch der Nutzung von Museumsarchitektur ist zu dieser Zeit in Deutschland nicht ohne Parallelen, war doch unter den deutschen Kommunen zu Beginn der achtziger Jahre ein regelrechter Wettbewerb um die spektakulärsten Museumsprojekte ausgebrochen: Mönchengladbach schmückte sich mit dem neuen Museum Abteiberg⁴²⁵ von Hans Hollein, in Stuttgart sorgte die Neue Staatsgalerie⁴²⁶ von James Stirling für Aufsehen und auch in Köln entstand mit dem Neubau für das Museum Ludwig⁴²⁷ ein großes Museum.

Einzigartig ist, dass in Frankfurt gleich mehrere Museumsbauten in wenigen Jahren errichtet wurden und dass bei den Bauten am Museumsufer bestehende Gebäude umgenutzt wurden. In Bezug auf die angestrebte Korrektur der Wahrnehmung der Stadt Frankfurt war dies entscheidend, denn durch den Erhalt und die Umnutzung der Villen sollte ein optischer Gegenpol zur Hochhausbebauung geschaffen (beziehungsweise erhalten) werden.⁴²⁸ Das Projekt am Schau-mainkai war auch wichtig für das Image der Stadt, denn es entstand so etwas wie ein kulturelles Gegengewicht zum Bild Frankfurts als Ort von «Abrissmentalität, großflächiger Spekulation, Tiefbau-Hybris und rigorosem Geschäftssinn».⁴²⁹ Die Museen hinter den Fassaden der altherwürdigen Villen sollten der Stadt auch ein Stück historische Tiefe verleihen, als Ausgleich für den zuvor entstandenen Eindruck die Stadt, deren Image von Banken und ihren Hochhäusern genauso geprägt wurde wie durch den internationalen Flughafen und das ambitionierte U-Bahn-Projekt, lebe nur in der Gegenwart. Der Imagegewinn, der nicht nur aber sicherlich zu einem beträchtlichen Teil auch durch die Museen entstand, war enorm und Frankfurt wurde in der Folge nicht mehr einseitig und negativ als «Bankfurt» und «Mainhattan» wahrgenommen.⁴³⁰

Sowohl das postmoderne Postulat der Akzeptanz für die Vergangenheit als auch das geforderte sorgfältige Bauen im Bestand wurden am Frankfurter Museumsufer verwirklicht. Trotz dem großen Respekt für die erhaltene Bebauung, mit dem die Museumsprojekte am Mainufer durchgeführt wurden, wurden dennoch konsequent zeitgenössische Formen und Lösungen gefunden, die, auch aufgrund der Präsenz historischer Bauten, nicht zu stark auf historisierende Formen zurückgriffen. So betrachtete auch Hilmar Hoffmann, der als Kulturstadtrat wesentlich am Entstehungsprozess des Museumsufers beteiligt war, die «Einheit von Geschichte und Gegenwart» als den roten Faden der alle Projekte verbindet.⁴³¹ Die Einbettung in historischen Kontext verlieh den Museumsbauten aber auch in Bezug auf die Versuche der Schaffung von

⁴²⁵ Hans Hollein, Städtisches Museum Abteiberg, 1977–1982, Mönchenladbach

⁴²⁶ James Stirling, Michael Wilford & Associates, Neue Staatsgalerie, 1977–1984, Stuttgart

⁴²⁷ Busmann + Haberer, Museum Ludwig, 1978–86, Köln

⁴²⁸ BURGARD 1990, S. 30

⁴²⁹ PEHNT 1990, S. 27

⁴³⁰ PEHNT 1990, S. 27; BALSER 1995, S. 410; WIESE 2008, S. 168

⁴³¹ HOFFMANN 1990, S. 18

Urbanität eine besondere Tragweite. Durch die Erhaltung vormoderner Stadtstruktur entsprach das Projekt der verbreiteten Sehnsucht nach der ‹alten Stadt›, die gemeinhin als förderlich für die Entstehung von Urbanität betrachtet wurde. Doch auch die bildungs- und kulturgebundenen Komponenten der Urbanität hatten in den achtziger Jahren wieder Eingang in den Diskurs gefunden und fanden hier beispielhaft ihren Niederschlag. Durch die Schaffung von Bildungsinstitutionen für die Stadtbürger sollte zur Entstehung eines starken Bürgertums beigetragen werden. Gerade die Frankfurter Museumslandschaft war seit ihrer Entstehung Ausdruck des Bürgertums, hatte doch nie ein Bezug zu feudalen Sammlern bestanden und die größten und wichtigsten Institutionen der Stadt beruhten auf Stiftungen wohlhabender Stadtbürger.⁴³² Die so geschaffene Urbanität, genauso wie die Weltläufigkeit der prominenten Architektur, sollte die deutliche Abgrenzung von peripheren Siedlungsgebieten ermöglichen und der Stadt als Ort von Kultur und Bildung einen Standortvorteil bescheren.

⁴³² So beruht beispielsweise das Städlmuseum auf einer Stiftung von Johann Friedrich Städl in seinem Testament von 1815. PEHNT 1990, S. 24

IV. Résumé – Wege zur Urbanität und zu einer vielschichtigen Identität

Für die frühen achtziger Jahre können in Frankfurt im Wesentlichen drei städtebauliche Dominanten ausgemacht werden: Der Versuch einen Bezug zur «alten Stadt» und der Lokalgeschichte im Gebiet zwischen Dom und Römer herzustellen, die Hochhausbauten des Bankensektors, die allerdings im Vergleich zu den Jahren und Jahrzehnten davor weiter in den Hintergrund gedrängt wurden, und die Errichtung einer Vielzahl von Museumsbauten im Rahmen eines umfangreichen städtischen Kulturprogramms. Für die Entstehung der städtebaulichen und stadtentwicklerischen Konzepte der Zeit dürften der Versuch der Wiedergewinnung oder Neuschaffung von Urbanität sowie die bewusste Schaffung einer städtischen Identität entscheidend gewesen sein.

Die Enttäuschung über die Moderne und deren Auswirkungen auf die Lebenswelt der Menschen hatte in den siebziger Jahren immer größere Ausmaße angenommen. Die gemeinsame Utopie einer durch technischen Fortschritt herbeizuführenden strahlenden Zukunft hatte ihre Gültigkeit eingebüßt und es war eine erneuerte Zuwendung zur Vergangenheit festzustellen, die sich unter anderem auch in der Entwicklung der postmodernen Architektur manifestierte. Gerade der Verlust von Urbanität und Identifikation ermöglichender Stadtstruktur wurde angesichts der seit dem Krieg entstandenen Stadtformen, aber auch der Allgegenwart moderner Bauten, konstatiert und angeprangert und in Anbetracht der Verlagerung der Bevölkerung in die Peripherie wurde über das nahende Ende der Städte diskutiert. Als Reaktion auf die verbreitete Unzufriedenheit mit der Form, welche die Stadt und das städtische Leben seit dem Wiederaufbau angenommen hatten, die in den Konflikten um das Westend ihre deutlichste Manifestation gefunden hatte, wurde versucht Frankfurt zu einer menschlicheren und lebenswerteren Stadt umzugestalten.⁴³³ In der städtischer Bautätigkeit wird ein Wandel zum Urbanen, Historischen und Prächtigen vollzogen, der vor allem auch als Abkehr vom reinen Funktionalismus zu verstehen ist und mit der Absicht verbunden war, die Stadt vom *Funktionsraum*, der in erster Linie der technisch korrekten Abwicklung von Verkehr, Warenumschat und Arbeitsprozessen zu dienen hatte, zum *Lebensraum* werden zu lassen, der Heimat und Anregung für die Bewohner sein soll, aber auch die Verbindung von Historie und Innovation verkörpern soll und Identifikation erlaubt.⁴³⁴

⁴³³ So lautete auch der Titel des kommunalpolitischen Berichts von OB Walmann zum Jahresende 1981 «Unsere Aufgabe: Eine Stadt mit menschlichem Gesicht», zit. n. BALSER 1993, S. 408

⁴³⁴ OB Wallmann sprach am Neujahrsempfang am 22.1.1985 davon, dass das «oberste Ziel die Wiedergewinnung der Stadt als Lebensraum für unsere Bürger» sei, zit. n. BALSER 1993, S. 423

Um diesen «Lebensraum» zu schaffen wurde versucht den öffentlichen Raum für die Stadtbe-
wohner (wieder) zu erschließen. Durch die Einrichtung von Fußgängerbereichen sollten die
Rahmenbedingungen für ein sich rege entfaltendes öffentliches Leben geschaffen werden, das
als Voraussetzung für die Entstehung von Urbanität galt. Um 1980 bezogen sich die Vorstel-
lungen und Konzepte von Urbanität aber auch immer stärker auf den Typus der vormodernen,
vermeintlich organisch gewachsenen «europäischen Stadt», die als Vorbild und anzustrebendes
Ideal der Stadtgestaltung galt. Dementsprechend können die Rekonstruktion der Ostzeile des
Römerbergs, wie auch die Errichtung der in ihrer Struktur an die Altstadtbebauung erinnernden
Wohnhauszeile an der Saalgasse, als Versuch gedeutet werden, die der vormodernen Stadt zu-
geschriebene Urbanität durch die (Re-)Konstruktion eines an die ehemalige Altstadt erinnern-
den Stadtbildes wiederzuerwecken. Obwohl durch die Aufwertung des Areals zwischen Dom
und Römer tatsächlich vermehrt öffentliches Leben entstand, was durchaus als Erfolg in Bezug
auf die versuchte Schaffung von Urbanität gewertet werden kann, wurden in der Vorstellung,
dass quasi *ex opere operato* über die Veränderung des Stadtbildes Urbanität entstehen würde,
die großen strukturellen Unterschiede zur bildlich alludierten Vergangenheit – vor allem die
veränderte Funktion des Zentrums, aber auch die Veränderungen im sozialen Gefüge und Habi-
tus der Bewohner – und deren Einfluss auf die Entstehung von fühlbarer Urbanität allerdings
außer Acht gelassen.

Seit der Einführung des Begriffs in die Debatte durch Edgar Salin bezog sich das Urbanitäts-
konzept nicht nur auf die Stadtstruktur und das Stadtbild, sondern auch auf das Stadtbürgertum
und dessen Bildung.⁴³⁵ Die Konzeption der Stadt als Ort von Bildung und raffinierter Kultur
war auch ein Versuch, das Stadtzentrum im einheitlich werdenden Siedlungsmuster deutlich
abzugrenzen, sie attraktiver zu machen und der Stadtflucht entgegenzuwirken. So ist auch die
Einrichtung einer großen Anzahl von Kulturinstitutionen ab den späten siebziger Jahren, vor al-
lem das Projekt «Museumsufer» am Sachsenhäuser Mainufer, als Versuch der Schaffung von
Urbanität zu verstehen. Die vom Kulturdezernenten Hoffmann geforderte «Kultur für alle» soll-
te mittels der neuen Museen Wirklichkeit werden und so zur Durchgeistigung der Bevölkerung
beitragen.⁴³⁶

Nicht nur die vermeintlich verloren gegangene Urbanität sollte wieder-
erweckt werden, sondern auch die Identität der Stadt gestärkt und adaptiert werden. Die neue
postmoderne Architektur fand in Frankfurt ihren Niederschlag und die städtebaulichen Ent-
wicklungen waren immer stärker auf den Umgang mit dem *genius loci* konzentriert: Als wich-

⁴³⁵ Vgl. Kapitel II.4.1.1

⁴³⁶ HOFFMANN 1979

tigster Grundsatz soll, im Gegensatz zum international gleichförmigen, rein auf das Bauwerk und die Funktion bezogenen Stil der Moderne, nun wieder der Geist des Ortes entscheidend sein für die Architektur. Auch die narrative Funktion der Architektur wurde betont. Durch die Kommunikation von Inhalten, die über die reine Funktion des Gebäudes hinausgehen, sollte die Möglichkeit der Identitätsbildung entstehen, denn diese Inhalte sollten es den Menschen ermöglichen eine Bindung zu den Gebäuden und zu ihrer Umwelt aufzubauen. Oft wurde durch das Aufgreifen von Bauformen der Vergangenheit der Versuch gemacht identifizierbare Strukturen zu schaffen, die im Gegensatz zur vermeintlich gesichts- und geschichtslosen Moderne Anhaltspunkte für die Bewohner und Besucher einer Stadt hätte bilden sollen. Die Inszenierung und Konstruktion lokaler Geschichte sollte zur Entstehung von Einzigartigkeit der Stadt beitragen, und gerade durch die veranschaulichte Dauer und historische Distanz – das Empfinden von Kontinuität wird oft als Grundvoraussetzung zur Bildung von Identität betrachtet – die Schaffung und Stärkung städtischer Identität ermöglichen. In diesem Sinne können die besprochenen Projekte sicherlich als Erfolg gewertet werden. Im Bereich zwischen Dom und Römer hat die Innenstadt durch die Rekonstruktion der Ostzeile, aber auch durch die anderen Baumaßnahmen sicherlich eine dem *genius loci* entsprechende Bebauung erhalten. Indem durch die Rekonstruktion und auch die Bebauung an der Saalgasse die Struktur der zerstörten Altstadt aufgegriffen werden, kann ein Teil des Geistes der Vergangenheit transportiert werden, der allerdings durch die betont zeitgenössische Bebauung der ‹Schirn› kontrastiert wird und wodurch die angestrebte Verbindung von Tradition und Innovation entsteht. Allerdings ist auch zu bemängeln, dass die Rekonstruktion in ihrer konfliktfreien und ahistorischen Perfektion einiges vermissen lässt und im Prinzip auch als Resultat eines monothetischen und romantisch verklärten Mittelalterbilds aufgefasst werden kann.⁴³⁷ In einer ähnlichen Weise, wenn auch mit subtileren Mitteln und mittels der Erhaltung von Originalsubstanz anstelle der Rekonstruktion, sollte auch mit den Bauten am Museumsufer eine Verbindung der Vergangenheit mit der Gegenwart geschaffen werden. Indem die Bürgerhäuser am Mainufer erhalten blieben und durch neue Architektur ergänzt und in Szene gesetzt wurden, bewahrt der Ort trotz der Neubauten und funktionalen Neusausrichtung eine Verbindung zu seiner Geschichte. Gerade am Beispiel des Deutschen Filmmuseums von O. M. Ungers zeigt sich, dass die narrative Funktion der Architektur betont wird und der Versuch besteht mit dem Betrachter oder Benützer zu kommunizieren, wodurch die Beziehung zu diesem deutlich gestärkt wird, was wiederum der Bildung städtischer Identität zuträglich sein kann.

⁴³⁷ Gerade diese monothetische Geschichtsbetrachtung sollte allerdings laut Lyotard mit der Postmoderne überwunden werden. Vgl. Anm. II.3.2.4

Während durch den ausgeprägten Bezug auf die lokale Geschichte Bezugspunkte für eine städtische Identität geschaffen werden sollten, ist gerade in Bezug auf die Standortpolitik der Stadt nicht nur die Wirkung auf die Einwohner entscheidend, sondern vor allem die Außenwirkung. Ende der siebziger Jahre ist in einer von der Stadt in Auftrag gegebenen Image-Studie festgestellt worden, dass Frankfurt meist als wenig lebenswerter Ort betrachtet wurde und ein einseitiges Image als triste Dienstleistungsmetropole hatte, in der die negativen Auswirkungen von modernem Städtebau und Bodenspekulation besonders deutlich sichtbar geworden waren.⁴³⁸

Die städtebauliche Maßnahmen um 1980 waren auch ein Versuch dieses Image, insbesondere zur Steigerung der Attraktivität des Wirtschaftsstandorts, aber auch zum Zwecke der touristischen Vermarktung zu korrigieren, verbessern und ergänzen. Die neue «mittelalterliche Altstadt» sollte das verbreitete Bild der von Hochhäusern und Verkehrsbauten geprägten Stadt der Gegenwart kontrastieren und ergänzen und auch durch den Verweis auf die Vergangenheit als freie Reichsstadt und Krönungsort der Stadt historische Tiefe verleihen. Es wurde aber auch versucht der Stadt, nebst einer Vergangenheit als Korrektiv für das Stadtbild, mit einem umfangreichen Kulturprogramm auch eine das Image verändernde Gegenwart zu geben. Durch die Schaffung neuer Kulturinstitutionen – teils wurden neuartige Konzepte erstmals in der Bundesrepublik umgesetzt, wie beispielsweise die Museen für Architektur und Film – aber vor allem auch durch den Versuch Frankfurt mittels Bauten renommierter Architekten zum «Nabel der (postmodernen) Architekturwelt» zu machen, sollte Frankfurt als Kulturstadt etabliert werden. Das bestehende Bild einer florierenden Wirtschaftsmetropole Frankfurt sollte, um sich in der Städtekonkurrenz Standortvorteile zu schaffen, ergänzt werden um das Image der Kulturstadt, die sich mit ihren Museen und vor allem auch durch deren Architektur am *cutting edge* der Debatte befindet.

Davon ausgehend, dass die Urbanität einer Stadt vor allem auch durch das Überraschende und Unvorhergesehene ausgemacht wird und ihre urbane Qualität vornehmlich aus ihrer Widersprüchlichkeit und Ambivalenz hervorgeht, könnten die Frankfurter Baumaßnahmen als Erfolg gewertet werden.⁴³⁹ Denn durch die Schaffung verschiedenartiger Stadträume und das bewusst inszenierte Aufeinanderprallen von Geschichte und Gegenwart wurden diese Qualitäten in der Stadt gefördert und auch die Versuche das öffentliche Leben zu fördern waren äußerst erfolgreich. Die Kritik an den städtebaulichen Maßnahmen der frühen achtziger Jahre entzündete sich vor allem daran, dass ihnen eine rein oberflächliche und dekorative Qualität zugeschrieben wurde. So befand der Architekturkritiker Dieter Bartzko, dass sich «hinter den Fassaden der

⁴³⁸ BALSER 1995, S. 410

⁴³⁹ HÄUßERMANN/SIEBEL 1997, S. 296

postmodern geheilten Stadt die monofunktionale Ghettoisierung ungehemmt fortsetzt: Angesichts der drohenden Katastrophen und des urbanen Ruins übernehmen die vergangenheitssüchtigen Bauwelten der Postmoderne die Rolle von Ablenkungsmanövern; kollektive Selbsttäuschung, die paranoide Züge trägt.»⁴⁴⁰ Kritik kam auch von Seiten der aus der ehemaligen Protestbewegung hervorgegangenen Grünen. So betrachtete Daniel Cohn-Bendit die Maßnahmen eher als publikumswirksame PR der Regierenden, denn als Beitrag zur Schaffung wahrer Urbanität.⁴⁴¹ Auch wenn die Kritik deutlich und inhaltlich zumindest teilweise sicherlich berechtigt war, muss anerkannt werden, dass mit den besprochenen Baumaßnahmen Frankfurt ein neues Zentrum gegeben wurde, dass von breiten Teilen der Bevölkerung akzeptiert wird und auch zu einer Veränderung des Images der Stadt beigetragen hat. Diese ist nicht mehr nur als Ort trostlosen Lebens im Bewusstsein verankert, sondern auch als bedeutender Kulturstandort, während die touristische Relevanz und Wirkung des rekonstruierten Römerbergs anhand der sich täglich dort einfindende Besuchermassen deutlich wird. Ganz im Sinne einer postmodernen, facettierten und widersprüchlichen Identität wurde in Frankfurt ein mehrfaches Bild konstruiert: Die Reichs- und Krönungsstadt der Geschichte, die Wirtschaftsmetropole und die Kulturstadt der Gegenwart prallen, allerdings in fein säuberlich getrennten Bereichen, mehr oder weniger ungebremst aufeinander und erwecken so das Bild eines vielfältigen Frankfurt. So bezeichnete beispielsweise auch Siegfried Unseld die Stadt in einer Ansprache 1985 als «janusköpfig», weil die sichtbaren Kontraste den «Versuch der Stadt Balance zu halten zwischen altem und neuem, zwischen Geist und Kommerz» zeigten und unterstreichen.⁴⁴²

Um 1990 illustrierte Frankfurt seine Werbebroschüren gleichberechtigt mit Bildern der Skyline und solchen von Römerberg, Goethe-Haus und Paulskirche, präsentierte sich als Finanzplatz, aber auch als Krönungsstadt und als Ort der Nationalversammlung, als Verkehrsdrehscheibe genauso wie als Museumsstandort.⁴⁴³ Es scheint, als seien Positionen die einst im Widerstreit standen in einer hybriden Identität zusammengefasst worden, die in einer postmodernen Form der Parallelität von Widersprüchlichem eine Einheit bildet. Dies entspräche ganz dem Geist der Postmoderne nach Lyotard, indem ein komplexes und widersprüchliches, prekäres Ganzes einem einfachen und eindeutigen Modell vorgezogen wird.

⁴⁴⁰ BARTETZKO 1986.3, S. 31

⁴⁴¹ «Wallmann und sein rechtsintellektueller Souffleur Gauland haben erfolgreich verstanden, das Herausputzen der City als Beitrag der Erneuerung der Urbanität Frankfurts zu feiern, ja selbst als Wiederentdeckung der Urbanität in Szene zu setzen.» Daniel Cohn-Bendit (Hg.) Pflasterstrand Nr. 202, 23.2.1985 «Eine Stadt für Parvenues und Gartenzwerge, oder für Flaneure? Ein urbanes Frankfurt! Pädoyer gegen die herrschende Provinzialität», zit. n. BALSER 1995, S. 431

⁴⁴² Siegfried Unseld am Neujahrsempfang der Stadt Frankfurt 1985, zit. n. BALSER 1995, S. 424

⁴⁴³ GEHEBE 1998, S. 263

Anhang

Anhang A: Literaturverzeichnis

ADORNO 1973

Theodor W. Adorno, Ästhetische Theorie, Frankfurt a. M. 1973

ALBERS/WÉKEL 2008

Gerd Albers/Julian Wékel, Stadtplanung. Eine Illustrierte Einführung, Darmstadt 2008

ALBERS/PAPAGREGORIOU-VENETAS 1984

Gerd Albers/Alexander Papageorgiou-Venetas, Stadtplanung. Entwicklungslinien 1945–1980, Tübingen 1984

ALBERS 1972

Gerd Albers, Was wird aus der Stadt?, München 1972

ARBEITSGEMEINSCHAFT FRANKFURTER BÜRGERVEREINE 1970

Arbeitsgemeinschaft Frankfurter Bürgervereine (Hg.), Flugblatt gegen den Bau des Technischen Rathauses, 1970, (25.6.2010)
http://www.freunde-frankfurts.de/projekte/einzel_projekt/wehrt_euch.html

BACHER 1989

Ernst Bacher, Original und Rekonstruktion, in: Georg Mörsch und Walter Strobel (Hg.), Die Denkmalpflege als Plage und Frage. Festgabe für August Gebeßler, München 1989

BAHRDT 1961

Hans Paul Bahrdt, Die moderne Großstadt. Soziologische Überlegungen zum Städtebau, Reinbeck bei Hamburg 1961

BALSER 1995

Frolinde Balser, Aus Trümmern zu einem Europäischen Zentrum. Geschichte der Stadt Frankfurt am Main 1945-1989, Sigmaringen 1995

BARTETZKO 1986.1

Dieter Bartetzko, Verbaute Geschichte. Stadterneuerung vor der Katastrophe, Darmstadt 1986

BARTETZKO 1986.2

Dieter Bartetzko, Architektur kontrovers. Schauplatz Frankfurt, Frankfurt am Main 1986

BARTETZKO 1986.3

Dieter Bartetzko, Endstation Sehnsucht. Bühnenbauten und postmoderne Architektur, in: Deutsches Architekturmuseum/Heinrich Klotz (Hgg.), Jahrbuch für Architektur 1985/86, Frankfurt a. M. 1986, S. 15–32

BARTETZKY 2006

Arnold Bartetzky, Gebaute Geschichtsfiktionen. Architektonische Rekonstruktionsprojekte der letzten Jahrzehnte in Mittel- und Osteuropa, in: Paul Sigel/Bruno Klein (Hgg.), Konstruktionen urbaner Identität. Zitat und Rekonstruktion in Architektur und Städtebau der Gegenwart, Berlin 2006, S. 63-89

BENJAMIN 1963

Walter Benjamin, Städtebilder, Frankfurt a. M. 1963

BODE 1975

Peter M. Bode, Unser Lebensraum braucht Schutz, Denkmalschutz – eine Kampagne der ›Aktion Gemeinsinn‹ zum Denkmalschutzjahr, in: Deutsches Nationalkomitee für das Europäische Denkmalschutzjahr 1975 (Hg.), Eine Zukunft für unsere Vergangenheit: Denkmalschutz und Denkmalpflege in der Bundesrepublik Deutschland (Wanderausstellung 1975–1976 Europäisches Denkmalschutzjahr 1975), München 1975, S. 38–53

BODENSCHATZ 2005

Harald Bodenschatz, Renaissance der Mitte. Zentrumsbau in London und Berlin, Berlin 2005

BORSANO 1980

Gabriella Borsano (Hg.), The presence of the past: first international exhibition of architecture. The Corderia of the Arsenale. La Biennale di Venezia 1980, Architectural Section, Mailand 1980

BROCKHAUS 2006

Anette Zwahr (red. Leitung), Brockhaus-Enzyklopädie in 30 Bänden, Leipzig ²¹2006

BURGARD 1990

Roland Burgard, Zu neuen Ufern der Architektur. Die Frankfurter Museumsneubauten, in: Vittorio Magnago Lampugnani (Hg.), Museumsarchitektur in Frankfurt 1980–1990 (Kat. Ausst. Deutsches Architekturmuseum DAM 1990), Frankfurt 1990, S. 29–32

CALVINO 1979

Italo Calvino, Die unsichtbaren Städte, München 1979 (aus d. italienischen von Heinz Riedt)

CIAM 1933

Congrès international d'architecture Moderne, Charta von Athen, 1933, in: Thilo Hilpert (Hg.): Le Corbusiers Charta von Athen. Texte, Dokumente. Kritische Neuausgabe, Braunschweig 1984, S. 199–201

CLAUSSEN 1986

Horst Claussen, Walter Gropius. Grundzüge seines Denkens, Hildesheim 1986

CULLEN 1961

Gordon Cullen, Townscape, London 1961

DEUTSCHER STÄDTETAG 1973

Deutscher Städtetag (Hg.), Wege zur menschlichen Stadt. Vorträge, Aussprachen und Ergebnisse der 17. Hauptversammlung des Deutschen Städtetags vom 2.–4. Mai 1973 in Dortmund, Köln 1973

DEUTSCHES INSTITUT FÜR URBANISTIK 1976

Deutsches Institut für Urbanistik (Hg.), Kommunalpolitische Programme der Parteien, Berlin 1976

DEUTSCHES INSTITUT FÜR URBANISTIK 1991

Deutsches Institut für Urbanistik (Hg.), Urbanität in Deutschland, Stuttgart/Berlin/Köln 1991

DOLFF-BONEKÄMPFER/SCHMIDT 1999

Gabi Dolff-Bonekämper/ Franziska Schmidt, Das Hansaviertel. Internationale Nachkriegsmoderne in Berlin, Berlin 1999

DONALD 2005

Julian Donald, Vorstellungswelten moderner Urbanität (Englische Originalausgabe 1999), Wien 2005

DURTH 1986

Werner Durth, Missglückte Revisionen, in: Deutsches Architekturmuseum/Heinrich Klotz (Hg.), Jahrbuch für Architektur 1985/86, Frankfurt a. M. 1986, S. 33-54

DURTH 1977

Werner Durth, Die Inszenierung der Alltagswelt. Zur Kritik der Stadtgestaltung, Braunschweig 1977

DURTH/GUTSCHOW 1988

Werner Durth/Niels Gutschow, Planungen zum Wiederaufbau zerstörter Städte im Westen Deutschlands 1940–50, 2 Bde., Braunschweig/Wiesbaden 1988

DURTH/GUTSCHOW 1993

Werner Durth/Niels Gutschow, Träume in Trümmern: Stadtplanung 1940–1950, München 1993

DÜWEL/GUTSCHOW 2001

Jörn Düwel/Nils Gutschow, Städtebau in Deutschland im 20. Jahrhundert. Ideen – Projekte – Akteure, Stuttgart/Leipzig/Wiesbaden 2001

ECKHARDT 2009

Frank Eckhardt, Die komplexe Stadt. Orientierungen im urbanen Labyrinth, Wiesbaden 2009

ECO 1994

Umberto Eco, Postmodernismus, Ironie und Vergnügen, in: Wolfgang Iser (Hg.), Wege aus der Moderne – Schlüsseltexte zur Postmodernediskussion, Berlin 1994, S. 75–78

ELLIN 1996

Nan Ellin, Postmodern Urbanism, New York 1996

ENGELBERG-DOČKAL 2007

Eva von Engelberg-Dočkal, Rekonstruktion als Architektur der Gegenwart? Historisierendes Bauen im Kontext der Denkmalpflege, (Vortrag anlässlich des Symposiums «Nachdenken über Denkmalpflege» (Teil 6): «Denkmale nach unserem Bild? Zu Theorie und Kritik von Rekonstruktion», Bauhaus Dessau, 31. März 2007), in: Kunsttexte 3/2007, (5.7.2010) <http://edoc.hu-berlin.de/kunsttexte/2007-3/engelberg-dockal-eva-von-8/PDF/engelberg-dockal.pdf>

FALSER 2008.1

Michael S. Falser, Zwischen Identität und Authentizität. Zur politischen Geschichte der Denkmalpflege in Deutschland, Dresden 2008

FALSER 2008.2

Michael S. Falser, Geschichtsbild – Stadtbild – Denkmalpflege. Postmoderne Komplexitätsreduktion und die Rekonstruktion des Hildesheimer Marktplatzes, in: Sigrid Brandt und Hans Rudolf Meier (Hgg.), Stadtbild und Denkmalpflege. Konstruktion und Rezeption von Bildern der Stadt, Berlin 2008, S. 196–207

FAZ.NET 2010

FAZ.net, Roth setzt «Baggerbiss» in technisches Rathaus, 12.05.2010 (3.7.2010)
<http://www.faz.net/s/RubFAE83B7DDEFD4F2882ED5B3C15AC43E2/Doc~EBAA976C7229F482F8CEC9B9181BEE0F3~ATpl~Ecommon~Scontent.html>

FIEDLER 1969

Leslie Fiedler, Überquert die Grenze, schließt den Graben! Über die Postmoderne (1969), in: Wolfgang Welsch (Hg.), Wege aus der Moderne – Schlüsseltexte zur Postmodernediskussion, Berlin ²1994, S. 57-75

FRIEDMANN/WIECHERS 1995

Jens Friedmann/Rüdiger Wiechers (Hgg.), Städte für Menschen. Grundlagen und Visionen europäischer Stadtentwicklung, Frankfurt a. M. 1995

GEHEBE 1998

Almut Gehebe, das Ringen einer Stadt um Ihre Bedeutung am Beispiel Frankfurt am Main, in: Romana Schneider/Wilfried Wang (Hgg.), Moderne Architektur in Deutschland. 1900–2000. Macht und Monument, Stuttgart 1998, S.249–263

GIORDANO 1987

Ralph Giordano, Die zweite Schuld oder von der Last, Deutscher zu sein, Hamburg 1987

GÖDERITZ/RAINER/HOFFMANN 1957

Johann Göderitz/Roland Rainer/Hubert Hoffmann, Die Gegliederte und aufgelockerte Stadt, Tübingen 1957

GÖSCHEL 2004

Albrecht Göschel, Lokale und regionale Identitätspolitik, in: Walter Seibel (Hg.), Die Europäische Stadt, Frankfurt a. M. 2004, S.158-168

GRUEN 1973

Victor Gruen, Das Überleben der Städte. Wege aus der Umweltkrise: Zentren als urbane Brennpunkte, Wien 1973

GRUEN 1975

Victor Gruen, Die Lebenswerte Stadt. Visionen eines Umweltpianers, München 1975

HABERMAS 1979

Jürgen Habermas (Hrsg.), Stichworte zur ‚Geistigen Situation der Zeit‘, Frankfurt a. M. 1979

HABERMAS 1985.1

Jürgen Habermas, Moderne und postmoderne Architektur, in: Ders., Die neue Unübersichtlichkeit. Kleine politische Schriften V, Frankfurt a. M. 1985, S. 11–29

HABERMAS 1985.2

Jürgen Habermas: Der philosophische Diskurs der Moderne. Zwölf Vorlesungen, Frankfurt a. M. 1985

HABERMAS 1985.3

Jürgen Habermas, Die neue Unübersichtlichkeit. Kleine politische Schriften V, Frankfurt a. M. 1985

HALBWACHS 1967

Maurice Halbwachs, Das kollektive Gedächtnis, Stuttgart 1967

HANSEN 2008

Astrid Hansen, Die Frankfurter Altstadtdebatte. Zur Rekonstruktion eines gefühlten Denkmals, in: Die Denkmalpflege 66/2008, S. 5–17

HÄUßERMANN/LÄPPLE/SIEBEL 2008

Hartmut Häußermann/Dieter Läßle/Walter Siebel, Stadtpolitik, Frankfurt a. M. 2008

HÄUßERMANN/SIEBEL 1987

Hartmut Häußermann/Walter Siebel, Neue Urbanität, Frankfurt a. M. 1987

HÄUßERMANN/SIEBEL 1997

Hartmut Häußermann/Walter Siebel, Stadt und Urbanität, in: Merkur. Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken, 51 (1997), S. 292–307

HAVERKAMPF 1985

Hans Erhard Haverkamp, Frankfurt: ein Aschenputtel-Mythos, in Deutsches Architekturmuseum (Hg.), Das neue Frankfurt I, Jahrbuch für Architektur 1984/1, Frankfurt 1985, S. 7–16

HERAND 1978

Jost Herand, Pop oder die These vom Ende der Kunst, in: Ders., Stile, Ismen, Etiketten, Wiesbaden 1978, S. 111–124

HOFFMANN 1990

Hilmar Hoffmann, Das Frankfurter Museumsufer. Geschichte, Entwicklung und Perspektiven einer kulturpolitischen Initiative, in: Vittorio Magnago Lampugnani (Hg.), Museumsarchitektur in Frankfurt 1980–1990 (Kat. Ausst. Deutsches Architekturmuseum DAM 1990), Frankfurt 1990, S. 13–20

HOFFMANN 1979

Hilmar Hoffmann, Kultur für alle. Perspektiven und Modelle, Frankfurt a. M. 1979

HÖHNS 1991

Ulrich Höhns, Das ungebaute Hamburg, Hamburg 1991

HUBER 1989

Christine Huber, Fußgängerzonen Ein Beitrag zur Verkehrsberuhigung und zur Förderung der Urbanität in Stadtzentren. Untersucht am Beispiel der Salzburger Fußgängerzone, phil. Dipl. (unpubl.), Paris-Lodron Universität Salzburg, Salzburg 1989

HUSE 1997

Norbert Huse, Unbequeme Baudenkmale. Entsorgen? Schützen? Pflegen?, München 1997

ICOMOS 1964

ICOMOS (Hg.), The Venice Charter. International Charter for the Conservation and Restoration of Monuments and Sites, 1964 (3.7.2010), http://www.icomos.org/docs/venice_charter.html, (Offizielle Übersetzung von Bacher, Deiters, Petzet und Wyss)

JACOBS 1961

Jane Jacobs, Death and Life of American Cities, New York 1961 (Deutsche Erstausgabe Berlin/Frankfurt a.M. 1963)

JENCKS 1975

Charles Jencks, The Rise of Post-Modern Architecture, in: Architecture Association Quarterly, Nr. 4 /1975

JENCKS 1977

Charles Jencks, The language of Postmodern Architecture, London 1977

JOHNSON 1987

Eugene J. Johnson, Charles Moore: Bauten und Projekte 1949 – 1986, Stuttgart 1987

JONAK 1997

Ulf Jonak, Die Frankfurter Skyline, Frankfurt a. M. 1997

KALUSCHE 1997

Bernd Kalusche, Architekturführer Frankfurt am Main, Berlin 1997

KAT. AUSST. MÜNCHEN 1971

Profitopolis oder der Mensch braucht eine andere Stadt: Eine Ausstellung über den miserablen Zustand unserer Städte und über die Notwendigkeit, diesen Zustand zu ändern, damit der Mensch wieder menschenwürdig in seiner Stadt leben kann. (Kat. Ausst. Die Neue Sammlung, München 1971–1972), München 1971

KAT. AUSST. DENKMALJAHR 1975

Deutsches Nationalkomitee für das Europäische Denkmalschutzjahr 1975 (Hg.), Eine Zukunft für unsere Vergangenheit: Denkmalschutz und Denkmalpflege in der Bundesrepublik Deutschland (Wanderausstellung 1975–1976 Europäisches Denkmalschutzjahr 1975), München 1975

KAT. AUSST. BERLIN 1984

Idee, Prozess, Ergebnis. Die Reparatur und Rekonstruktion der Stadt (Kat. Ausst., Martin-Gropius-Bau Berlin 1984), Berlin 1984

KAT. AUSST. PHILADELPHIA 2001

David B. Brownlee (Hg.), Out of the ordinary: Robert Venturi, Denise Scott Brown and Associates. architecture, urbanism, design (Kat. Ausst., Philadelphia Museum of Art 2001, Museum of Contemporary Art, San Diego, 2002, The Heinz Architectural Center, Carnegie Museum of Art, Pittsburgh, 2002–3), New Haven CT 2001

KLOTZ 1985

Heinrich Klotz, Moderne und Postmoderne. Architektur der Gegenwart 1960–1980, Braunschweig/Wiesbaden 1985

KLOTZ 1985.2

Heinrich Klotz, Das Neue Frankfurt, in: Deutsches Architekturmuseum/Heinrich Klotz (Hgg.), Jahrbuch für Architektur 1984, Das Neue Frankfurt 1, Frankfurt 1985, S. 8–30

KLOTZ 1990

Heinrich Klotz, Stadtmauer und Urhütte, in: Vittorio Magnago Lampugnani (Hg.), Museumsarchitektur in Frankfurt 1980–1990 (Kat. Ausst. Deutsches Architekturmuseum DAM 1990), Frankfurt 1990, S. 150–152

VON KOSTELAC 1985

Ante Josip von Kostelac, Frankfurt und seine Turmbauten, in Deutsches Architekturmuseum (Hg.), Jahrbuch für Architektur 1984, Das Neue Frankfurt 2, Frankfurt 1985, S.145–181

KRIER 1975

Rob Krier, Stadtraum in Theorie und Praxis, Stuttgart 1975

KUDER 2002

Thomas Kuder, Städtebauliche Leitbilder – Begriff, Inhalt, Funktion und Entwicklung, gezeigt am Beispiel der Funktionstrennung und -mischung, Dissertation an der TU Berlin 2002 (http://opus.kobv.de/tuberlin/volltexte/2002/496/pdf/kuder_thomas.pdf, zuletzt besucht am 11.1.2010)

LAMPUGNANI 1990

Vittorio Magnago Lampugnani (Hg.), Museumsarchitektur in Frankfurt 1980–1990 (Kat. Ausst. Deutsches Architekturmuseum DAM 1990), Frankfurt 1990

LE CORBUSIER 1923

Le Corbusier, Vers une Architecture, Paris 1923

LE CORBUSIER 1929

Le Corbusier, Städtebau, Stuttgart 1929

LIPP 2008

Wilfried Lipp, Bild – Raum – Stadt, in : Sigrid Brandt und Hans Rudolf Meier (Hgg.), Stadtbild und Denkmalpflege. Konstruktion und Rezeption von Bildern der Stadt, Berlin 2008, S. 268–281

LIPP 1994

Wilfried Lipp (Hg.), Vom modernen zum postmodernen Denkmalkultus? Denkmalpflege am Ende des 20. Jahrhunderts (7. Jahrestagung der Bayerischen Denkmalpflege Passau, 14.-16. Oktober 1993), München 1994

LOOS 1908

Adolf Loos Ornament und Verbrechen, 1908, in: Ders. (Hg. von Adolf Opel), Ornament und Verbrechen. Ausgewählte Schriften, Wien 2000, S. 192–203

LUPFER 2006

Gilbert Lupfer, Dresdner Imitationen im Schatten der Frauenkirche. Vom Historischen Neumarkt zu den Sandsteintapeten am Altmarkt, in: Paul Sigel/Bruno Klein (Hgg.), Konstruktionen urbaner Identität. Zitat und Rekonstruktion in Architektur und Städtebau der Gegenwart, Berlin 2006,, S. 33–48

LYNCH 1960

Kevin Lynch, The Image of the City, Cambridge (Mass.) 1960

LYOTARD 1979

Jean-François Lyotard, Das postmoderne Wissen, Wien 1986 (Originalausgabe: La Condition postmoderne: rapport sur le savoir, Paris 1979)

LYOTARD 1985

Jean-François Lyotard, Immaterialität und Postmoderne, Berlin 1985

MAGIRIUS/BÖHME 1991

Heinrich Magirius/Ulrich Böhme: Meinungsstreit: Wiederaufbau der Dresdner Frauenkirche oder Erhaltung der Ruine als Denkmal?, in: DKD 49/1991, S. 79–90.

MAGISTRAT DER STADT FRANKFURT 1980

Der Magistrat der Stadt Frankfurt am Main, Dezernat Bau (Hg.), Dom-Römerberg-Bereich. Wettbewerb 1980, Frankfurt a. M. 1980

MAGISTRAT DER STADT FRANKFURT 1984

Der Magistrat der Stadt Frankfurt am Main. Dezernat Bau, Hochbauamt (Hg.), Bauen für Frankfurt. Ein Querschnitt durch das städtische Baugeschehen 1978 bis 1984, Frankfurt a. M. 1984

MEADOWS 1972

Dennis Meadows (u. a), Die Grenzen des Wachstums (Aus dem Amerikanischen von Hans-Dieter Heck.), Stuttgart 1972

MECKSEPER 1974

Cord Meckseper, «Stadtbild», Denkmal und Geschichte. Zur Funktion des Historischen, in: Zeitschrift für Stadtgeschichte, Stadtsoziologie und Denkmalpflege, 1/1974, S.3–22

MEIER 2006

Hans-Rudolf Meier, Stadtentwicklung zwischen Denkmalpflege und Geschichtsfiktion, in: Paul Sigel/Bruno Klein (Hgg.), Konstruktionen urbaner Identität. Zitat und Rekonstruktion in Architektur und Städtebau der Gegenwart, Berlin 2006, S.161–174

MITSCHERLICH 1971

Alexander Mitscherlich, Thesen zur Stadt der Zukunft, Frankfurt a. M. 1971

MITSCHERLICH 1965

Alexander Mitscherlich, Die Unwirtlichkeit unserer Städte. Anstiftung zum Unfrieden, Frankfurt a. M. 1965

MONHEIM 1980

R. Monheim, Fußgängerbreiche und Fußgängerverkehr in der Bundesrepublik Deutschland, Bonn 1980

MÜLLER-RAEMISCH 1990

Hans-Reiner Müller-Raemisch, Frankfurt am Main. Stadtplanung und Planungsgeschichte seit 1945, Frankfurt a. M 1990

MÜLLER-RAEMISCH 1998

Hans-Reiner Müller-Raemisch, Leitbilder und Mythen in der Stadtplanung 1945–1985, Frankfurt a. M./New York 1998

NEUMAYER 2001

Fritz Neumeyer, Der Verlust der Stadt, in: Hans Stimmann (Hg.), Von der Architektur- zur Stadtdebatte. Die Diskussion um das Planwerk Innenstadt, Berlin 2001, S. XY

NOLTE 2004

Paul Nolte, Von der klassischen Moderne zur Revision der Postmoderne? Der Wandel der deutschen Gesellschaft im 20. Jahrhundert, in: Ingeborg Flagge/Romana Schneider (Hgg.), Revision der Postmoderne (Kat. Ausst., Deutsches Architekturmuseum DAM, 2004–5), Hamburg 2004, S. 40–51

PATTEEUW 2002

Véronique Patteuw (Hg.), City branding: image building & building images, Rotterdam 2002

PEHNT 1990

Wolfgang Pehnt, Uferpromenaden – Kunstpfade – Gratwanderungen, in: Vittorio Magnago Lampugnani (Hg.), Museumsarchitektur in Frankfurt 1980–1990 (Kat. Ausst. Deutsches Architekturmuseum DAM 1990), , S.21–28,

PETZET 1975

Michael Petzet, Eine Zukunft für unsere Vergangenheit – Denkmalpflege im Denkmalschutzjahr 1975, in: Deutsches Nationalkomitee für das Europäische Denkmalschutzjahr 1975 (Hg.), Eine Zukunft für unsere Vergangenheit: Denkmalschutz und Denkmalpflege in der Bundesrepublik Deutschland (Wanderausstellung 1975–1976 Europäisches Denkmalschutzjahr 1975), München 1975, S. 7–37

PFEIL 1972

Elisabeth Pfeil, Großstadtforschung. Entwicklung und gegenwärtiger Stand, Hannover 1972

PRIGGE/SCHWARZ 1988

Walter Prigge/Hans-Peter Schwarz (Hgg.), Das Neue Frankfurt. Städtebau und Architektur im Modernisierungsprozeß 1925–1988, Frankfurt a. M. 1988

REINERS 2002

Diana Reiners, Museumsarchitektur als Sonderfall der Architekturentwicklung in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, Dip.-Arbeit (unpubl.) Universität Graz, Graz 2002

ROSSI 1966

Aldo Rossi, L'architettura della città, Padova 1966

ROSSI 1973

Aldo Rossi, *Architectura Razionale*, Mailand 1973

ROTH 2009

Ralf Roth (Hg.), *Städte im europäischen Raum. Verkehr, Kommunikation und Urbanität im 19. Und 20. Jahrhundert*, Stuttgart 2009

ROWE/KOETTER 1997

Colin Rowe/Fred Koetter, *Collage City* (Englische Originalausgabe 1978), Basel/Boston/Berlin 1997

SALIN 1960

Edgar Salin, *Urbanität*, in: *Deutscher Städtetag* (Hg.), *Erneuerung Unserer Städte. Vorträge, Aussprachen und Ergebnisse der 11. Hauptversammlung des Deutschen Städtetags*, Augsburg, 1.–3. Juni 1960, Stuttgart/Köln 1960, S. 9–34

SALIN 1971

Edgar Salin, *Von der Urbanität zur Urbanistik*, in: *Der Aufbau* 2/1971 «Von der Urbanität zur Urbanistik»

SCHEURMANN 2008

Ingrid Scheurmann, *Stadtbild in der Denkmalpflege: begriff – Kontext – Programm*, in: Sigrid Brandt und Hans Rudolf Meier (Hgg.), *Stadtbild und Denkmalpflege. Konstruktion und Rezeption von Bildern der Stadt*, Berlin 2008, S. 140–149

SCHILLER 1802

Friedrich Schiller, *An die Freunde*, 1802, in: *Friedrich Schiller: Sämtliche Werke*, Band 1, München 1962, S. 419–421, 460–461

SCHILLING 1990

Heinz Schilling (Hg.), *Urbane Zeiten. Lebensstilentwürfe und Kulturwandel in einer Stadtregion*, Frankfurt a. M., 1990

SCHMID 1992

Thomas Schmid, *Niedliche Urbanität. Die Stadt ohne sozialen Raum und die neue Unordnung in Europa*, in: Wentz (Hg.), *Planungskulturen, Die Zukunft des Sädtischen*. Frankfurter Beiträge Bd. 3, Frankfurt a. M./New York 1992, S. 186–199

SCHNEIDER 2000

Romana Schneider et al (Hg.), *Architektur im 20. Jahrhundert. Deutschland*, München/London/New York 2000

SCHOTT 2004

Dieter Schott, *Zukunft und Geschichte der Stadt. Stadtrepräsentation im 20. Jahrhundert*, in: *Hochschule – Geschichte – Stadt. Festschrift für Helmut Böhme*, Darmstadt 2004, S. 319–342

SIEDLER/NIGGMAYER/ANGRESS 1964

Wolf Jobst Siedler/Elisabeth Niggmeyer/ Gina Angress, *Die gemordete Stadt. Abgesang auf Putte und Straße, Platz und Baum*, Berlin 1964

SCHULZE 2010

Rainer Schulze, Nackt bis auf den Beton, FAZ.net 17.03.2010, (03.07.2010)

<http://www.faz.net/s/RubFAE83B7DDEFD4F2882ED5B3C15AC43E2/Doc~E4DCEF0D265F547308B3255C6B03666AA~ATpl~Ecommon~Scontent.html>

SEIDL 2006

Ernst Seidl, ‹Urbane Identität› durch skulpturale Bauten?, in: Paul Sigel/Bruno Klein (Hgg.), Konstruktionen urbaner Identität. Zitat und Rekonstruktion in Architektur und Städtebau der Gegenwart, Berlin 2006, S. 125–145

SIEBEL 2004

Walter Siebel (Hg.), Die europäische Stadt, Frankfurt a. M. 2004

SIGEL 2006

Paul Sigel, Konstruktionen urbaner Identität, in: Paul Sigel/Bruno Klein (Hgg.), Konstruktionen urbaner Identität. Zitat und Rekonstruktion in Architektur und Städtebau der Gegenwart, Berlin 2006, S. 13–32

SLOTERDIJK 1996

Peter Sloterdijk, Neuzeit – Tatzeit – Kunstzeit, in: Heinrich Klotz (Hrsg.), Die Zweite Moderne. Eine Diagnose der Gegenwart, München 1996, S. 42–56

SPIEGEL 24/1971

«Sind unsere Städte noch zu retten?», Spiegel 24/1971,

<http://www.spiegel.de/spiegel/print/index-1971-24.html> (25.06.2010)

SPIEGEL 24/1971.1

Länge mal Breite mal Geld, in: Spiegel 24/1971, <http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-43176577.html> (25.06.2010)

STÜRMER 1986

Michael Stürmer, Geschichte im geschichtslosen Land, in: Rudolf Augstein (Hg.), ‹Historikerstreit›, Die Dokumentation der Kontroverse um die Einzigartigkeit der nationalsozialistischen Judenvernichtung, München/Zürich 1987, S.36–39

UNGERS 1981

Oswald Mathias Ungers, Das Recht der Architektur auf eine autonome Sprache, in: Heinrich Klotz (Hg.), Kunst und Gesellschaft – Grenzen der Kunst, Frankfurt 1981, S. 69–93

VENTURI/SCOTT-BROWN/IZENOUR 1977

Robert Venturi/Denise Scott-Brown/Steven Izenour, Learning from Las Vegas. The Forgotten Symbolism of Architectural Form, Cambridge (Mass.) 1977

VENTURI 1966

Robert Venturi, Complexity and Contradiction in Architecture, New York 1966

VINKEN 2008

Gerhard Vinken, Stadt – Denkmal – Bild. Wider die homogenen Bilder der Heimat, in: Sigrid Brandt und Hans Rudolf Meier (Hgg.), Stadtbild und Denkmalpflege. Konstruktion und Rezeption von Bildern der Stadt, Berlin 2008, S. 162–175

WEDDIGEN 2008

Tristan Weddigen, Ansichtssache: Belottos Veduten und die städtebauliche Bilderpolitik, in: Sigrid Brandt und Hans Rudolf Meier (Hgg.), Stadtbild und Denkmalpflege. Konstruktion und Rezeption von Bildern der Stadt, Berlin 2008, S. 28–41

WELSCH 1993

Wolfgang Welsch, Unsere moderne Postmoderne, Berlin ⁴1993

WELSCH 2004

Wolfgang Welsch, Was war die Postmoderne – und was könnte aus ihr werden?, in: Ingeborg Flagge/Romana Schneider (Hgg.), Revision der Postmoderne (Kat. Ausst., Deutsches Architekturmuseum DAM, 2004–5), Hamburg 2004, S. 32–40

WENTZ 2000

Martin Wentz (Hg.), Die kompakte Stadt, Die Zukunft des Sädtischen. Frankfurter Beiträge Bd. 11, Frankfurt a. M./New York 2000

WENTZ 1992

Martin Wentz (Hg.), Planungskulturen, Die Zukunft des Sädtischen. Frankfurter Beiträge Bd. 3, Frankfurt a. M./New York 1992

WENTZ 1991

Martin Wentz (Hg.), Stadtplanung in Frankfurt. Wohnen, Arbeiten, Verkehr, Die Zukunft des Sädtischen. Frankfurter Beiträge Bd. 1, Frankfurt a. M./New York 1991

WIESE 2008

Bernd Wiese, Museums-Ensembles und Städtebau in Deutschland – 1815 bis in die Gegenwart. Akteure – Standorte – Stadtgestalt, Sankt Augustin 2008

Anhang B: Abbildungen



Abb. 1: Hansa-Viertel von Südosten, 1962

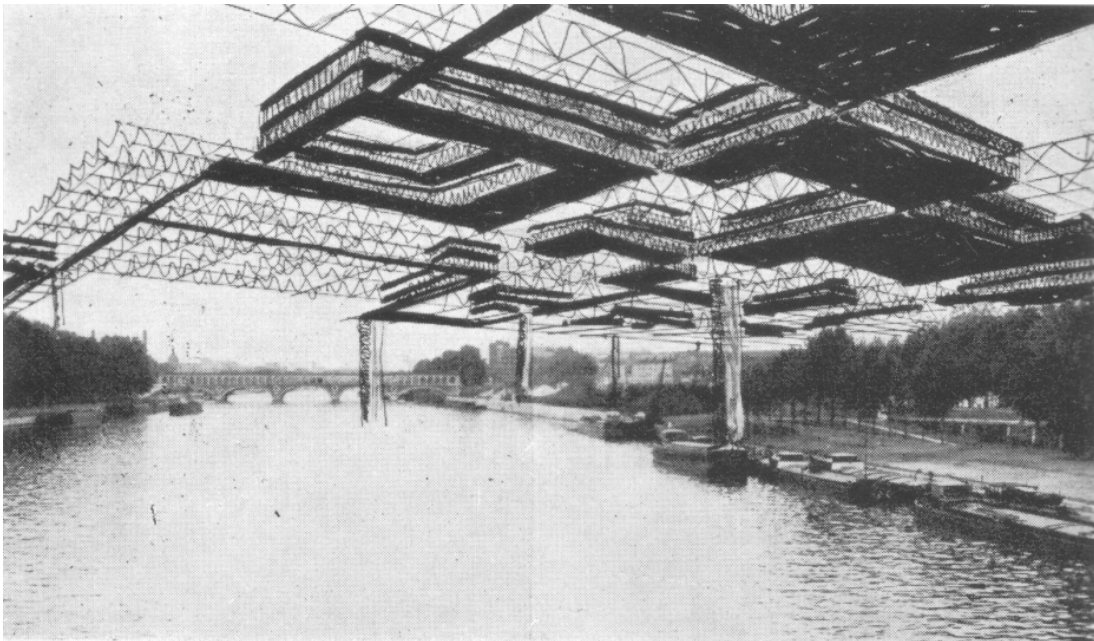


Abb. 2: «Paris spatial», Skizze von Yona Friedman 1962

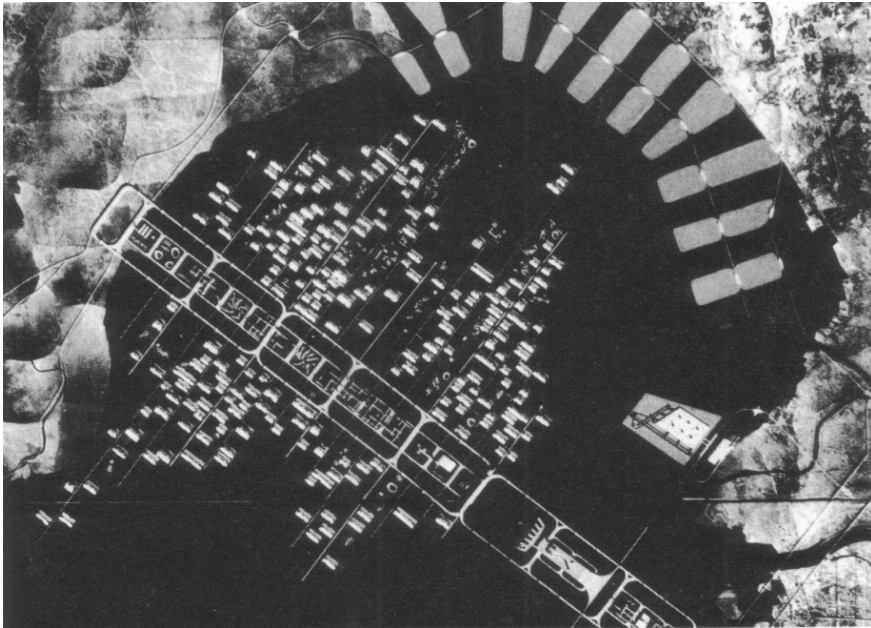


Abb. 3: Kenzo Tange, Vorschlag zur Überbauung der Bucht von Tokyo, 1960



Abb. 4: Wettbewerbsbeitrag für das Siedlungszentrum von München Neu-Perlach, B. Lauer 1968

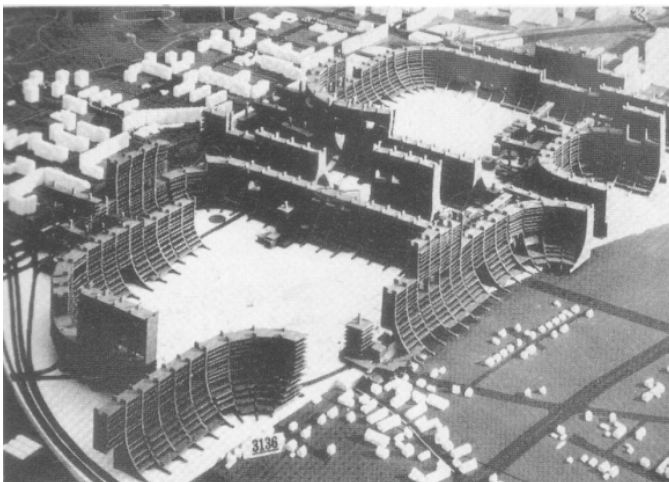


Abb. 5: Wettbewerbsbeitrag für das Siedlungszentrum von München Neu-Perlach, Kramer/Weber/Pfotenbauer/Zimmer, 1968

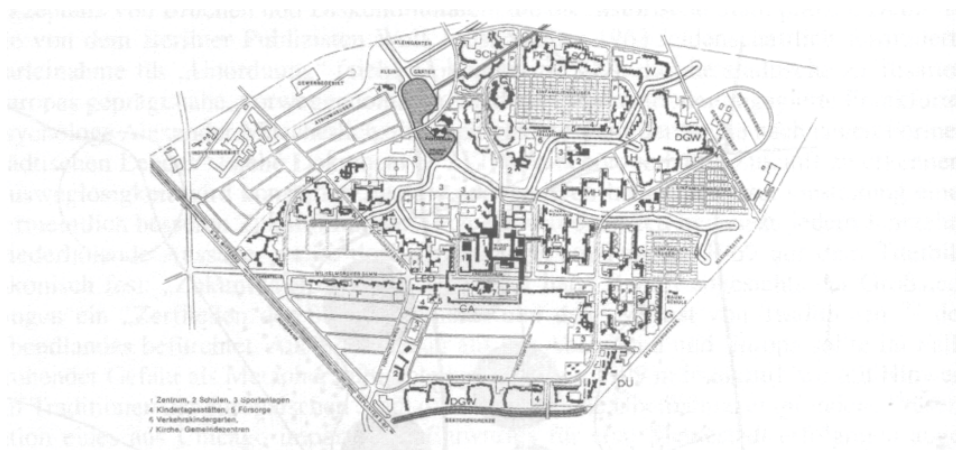


Abb. 6: Märkisches Viertel in Berlin, Siedlungsentwurf von Hans Müller, Georg Heinrichs und Werner Düttmann, 1962



Abb. 7: Märkisches Viertel in Berlin in der Fassung von 1967 während dem Bau (Bauten im Vordergrund von René Gagès, dahinter von Karl Fleig, Im Hinergrund von Herbert Stranz).



Abb. 8: Die Planung für Stadtautobahnen in konzentrischen Ringen in Berlin, Generalverkehrsplan von Berlin, 1965

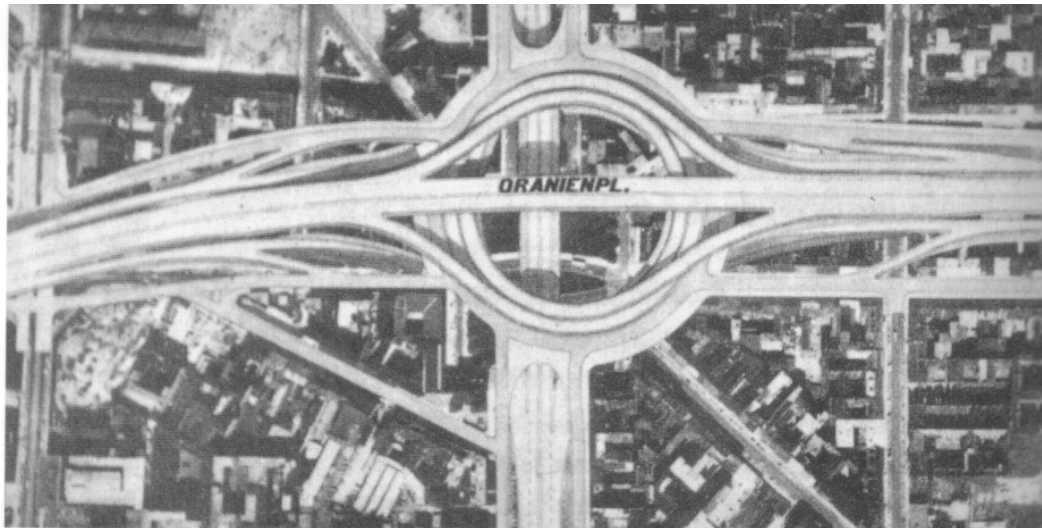


Abb. 9: Planung der Stadtautobahn Berlin, hier der Oranienburgerplatz in Berlin-Kreuzberg



Abb. 10: Vorschlag für einen Totalumbau der Stuttgarter Innenstadt, Rob Krier 1975, isometrische Darstellung



Abb. 11: Vorschlag für einen Totalumbau der Stuttgarter Innenstadt, Rob Krier 1975, plan der unterirdischen Verkehrsführung.

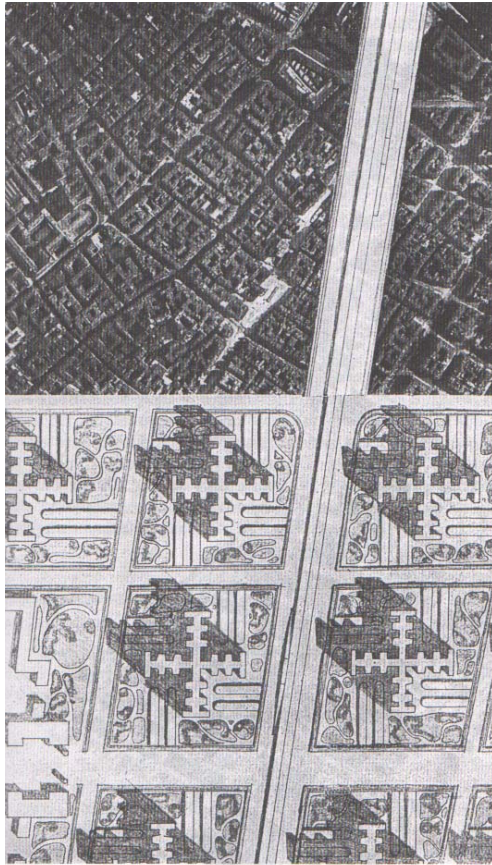


Abb. 12: «Plan Voisin» für die Innenstadt von Paris, Le Corbusier 1922



Abb. 13: Die Sprengung eines Gebäudes des nach Plänen von Minoru Yamasaki 1952–55 errichteten Pruitt-Igoe Komplexes in New Orleans, MO am 15. Juli 1975

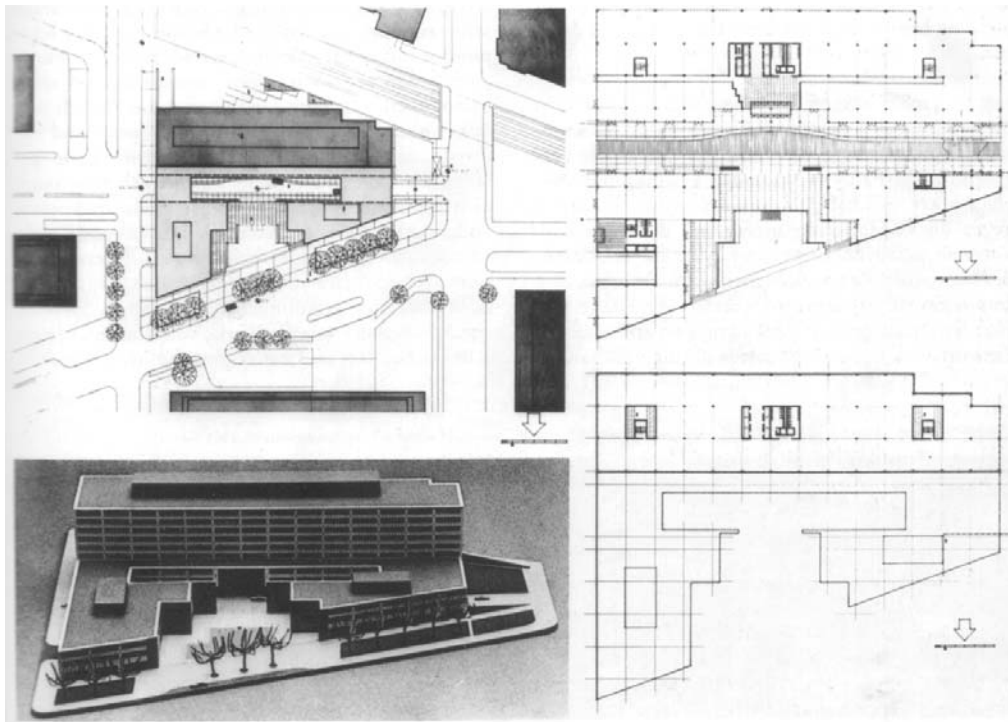


Abb. 14: Robert Venturi und John Rauch, Bürogebäude am Transportation Square, 1968, Washington D.C., USA

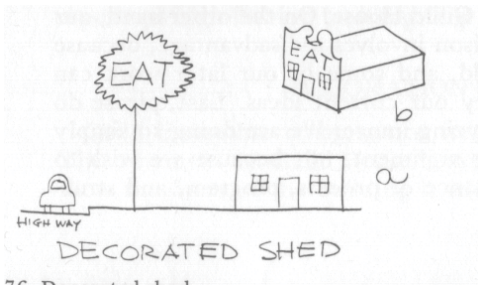


Abb. 15: Decorated shed, Skizze von Robert Venturi, 1972

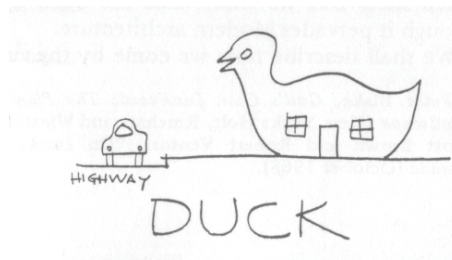


Abb. 16: «Duck», Skizze von Robert Venturi, 1972

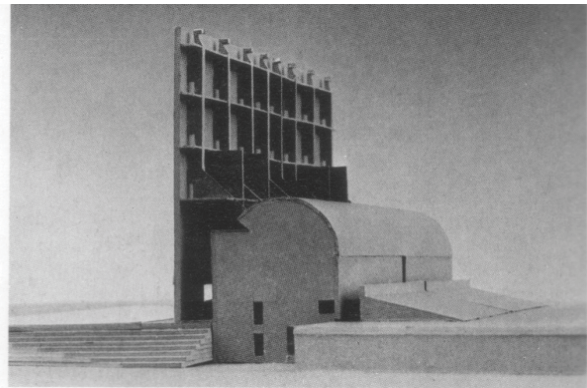
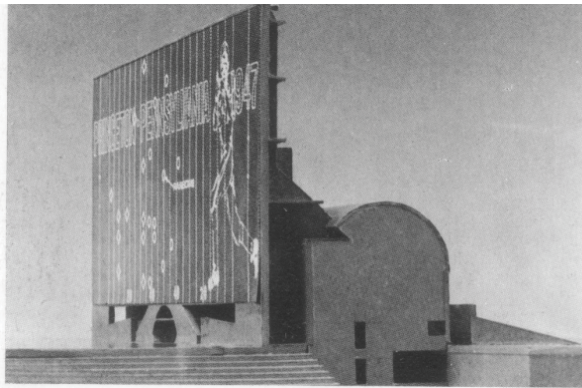


Abb. 17: Robert Venturi, National Collegiate Football Hall of Fame, New Brunswick, New Jersey, modell, 1966–67

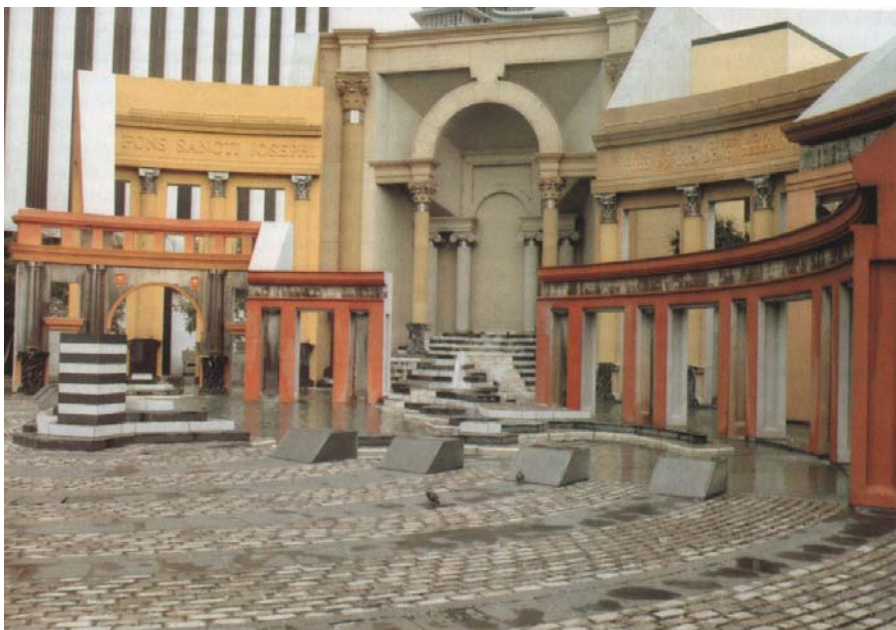


Abb. 18: Charles Moore, Piazza d'Italia, 1977–78, New Orleans, MO, USA



Abb. 19: Charles Moore, Piazza d'Italia, 1977–78, New Orleans MO, USA, Detail einer Säule mit einem Kapitell aus Edelstahl



Abb. 21: Charles Moore, Piazza d'Italia, 1977–78, New Orleans, MO, USA, Detail



Abb. 20: Charles Moore, Piazza d'Italia, 1977–78, New Orleans, MO, USA, Detail eines durch Wasserstrahlen nachgebildeten Säulenschafts

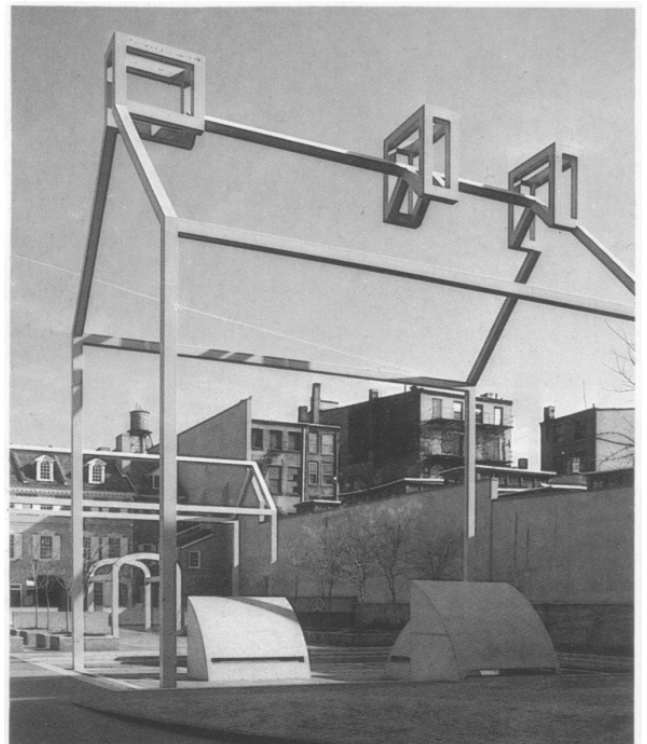


Abb. 22: Robert Venturi und John Rauch, Franklin Court, 1972, Philadelphia PA, USA

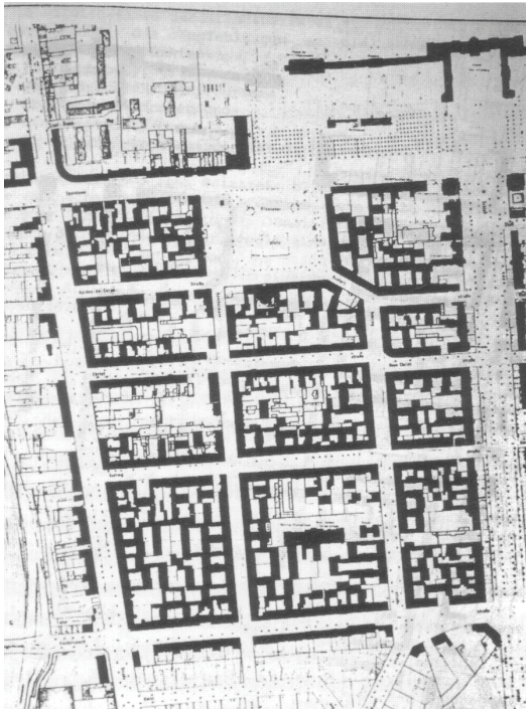


Abb. 23: Bestandsplan der Bausubstanz am Klausnerplatz in Berlin 1975



Abb. 24: Sanierungsvorschlag für den Klausnerplatz in Berlin von Jahn und Suhr, 1975

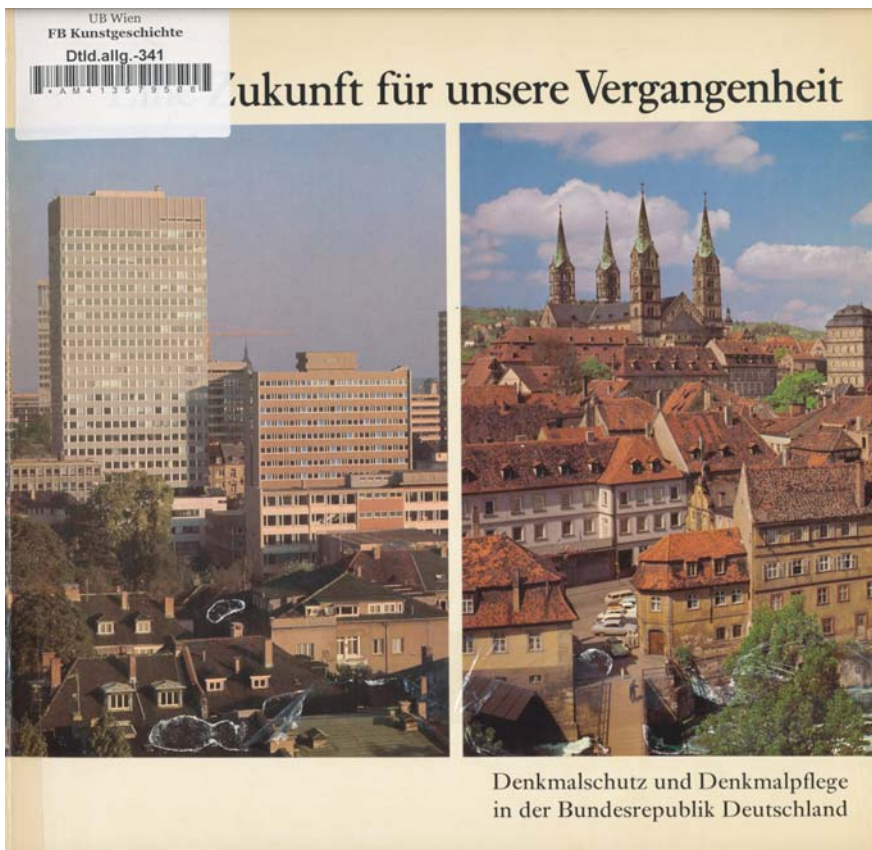


Abb. 25: Titelbild des Katalogs zur Wanderausstellung 'Eine Zukunft für unsere Vergangenheit' zum europäischen Denkmalschutzjahr 1975

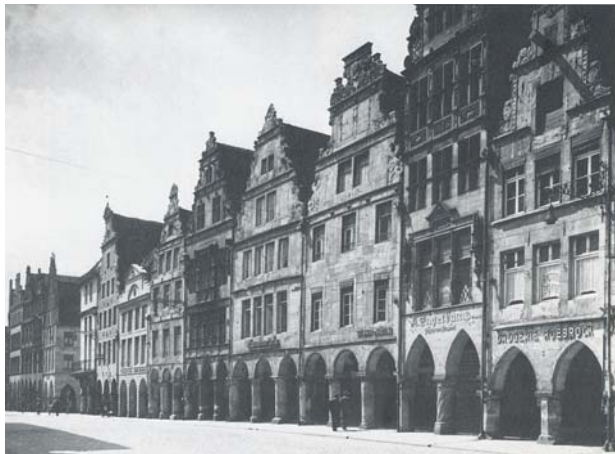


Abb. 26: Prinzipalmarkt in Münster vor der Zerstörung im Zweiten Weltkrieg



Abb. 27: Prinzipalmarkt in Münster nach dem Wiederaufbau 1947–58

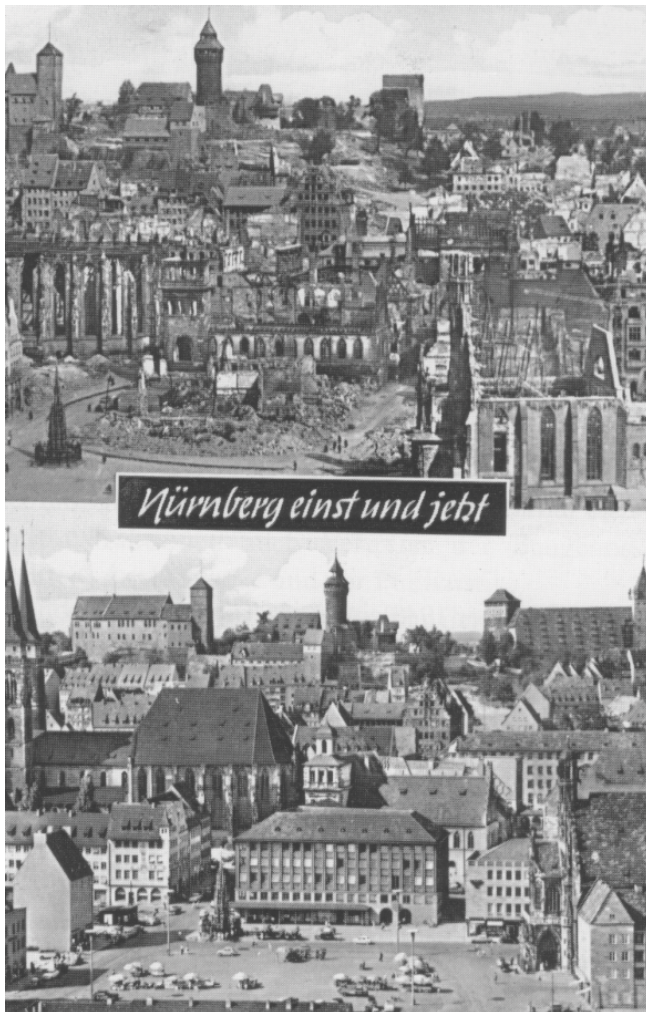


Abb. 28: Gegenüberstellung der zerstörten Stadt und der Situation nach dem Wiederaufbau in Nürnberg, Postkarte, 1986



Abb. 29: Waterlooplatz mit Lavesalle und Siegessäule in Hannover, 1955

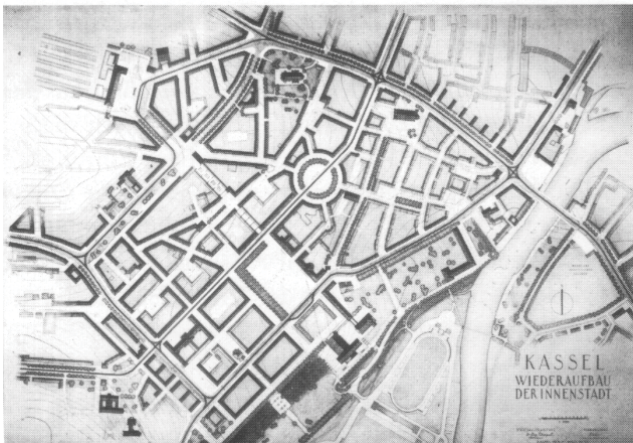


Abb. 30: Plan zum Wiederaufbau von Kassel, Werner Hasper, 1950



Abb. 31: Strada Novissima, Architektur-Biennale in Venedig 1980, kuratiert von Pablo Portoghesi



Abb. 32: Das alte Knochenhaueramtshaus in Hildesheim vor der Zerstörung 1945



Abb. 33: Das Hotel «Rose» von Dieter Oesterlen 1960-63, das an der Stelle des Knochenhaueramtshauses errichtet wurde



Abb. 34: Mainz, Nordfront des Marktplatzes, Rekonstruierte Fassaden der frühen 1800er Jahre, in der Mitte das Haus zum Fuchs



Abb. 35: Blick auf die zerstörte Altstadt von Frankfurt. In der Mitte der Römer, rechts die ausgebrannte Paulskirche

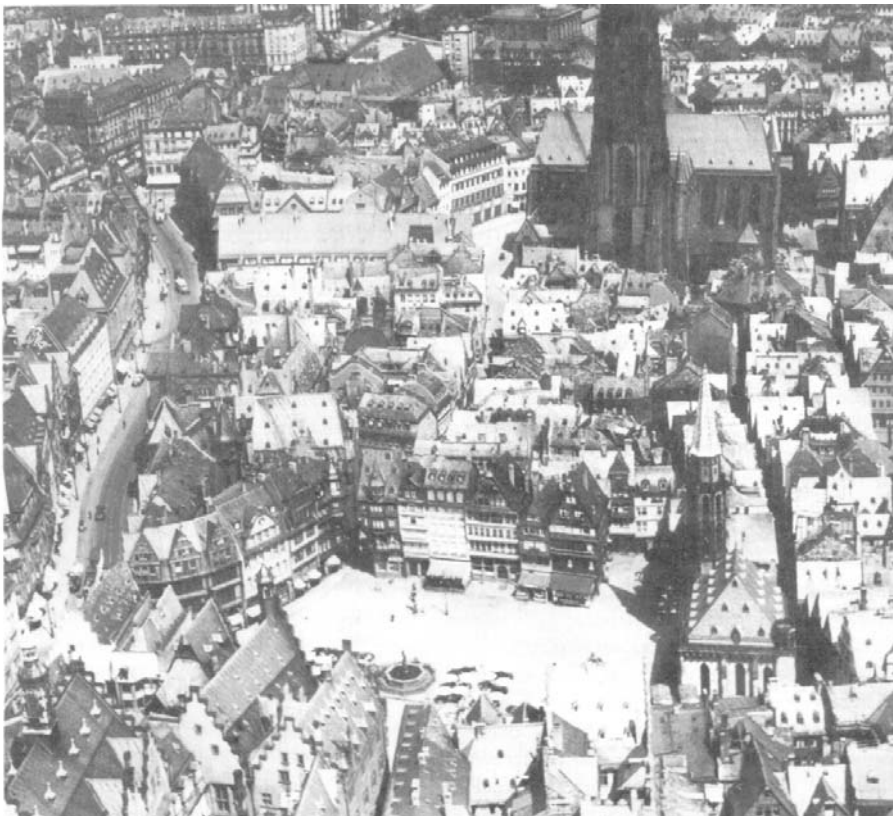
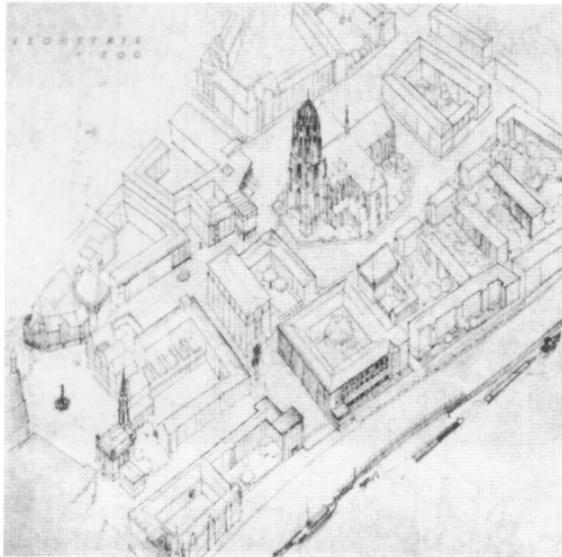
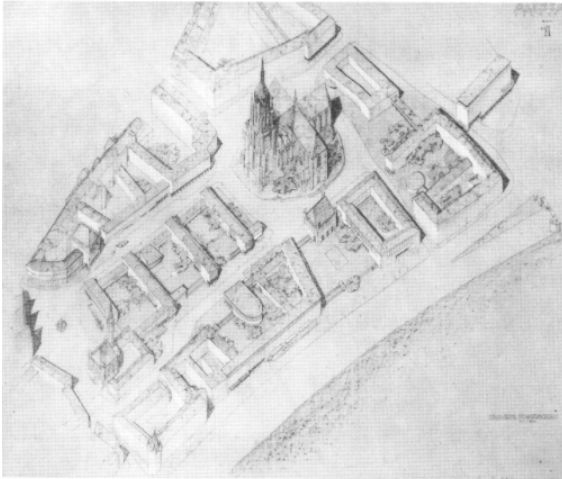


Abb. 36: Blick auf die Frankfurter Altstadt vor der Zerstörung 1944



1



2

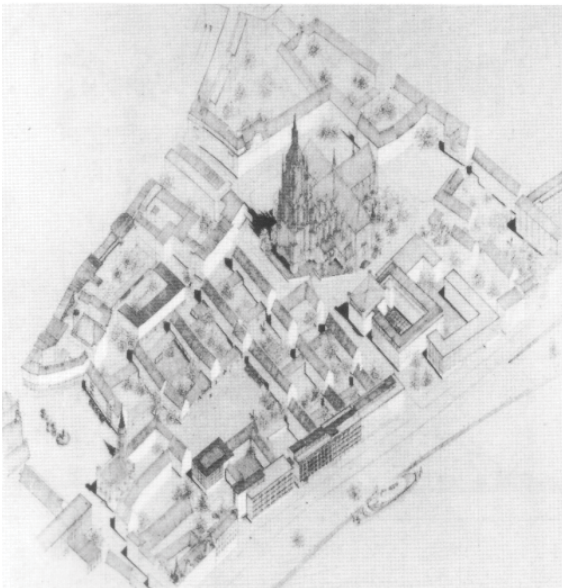


Abb. 37: Die Ergebnisse des Alstadtwettbewerbs 1950. (Von oben nach unten Beiträge von Willhelm Massing, Ferdinand Wagner und Werner Dierschke)



Abb. 38: Plan zum Wiederaufbau der Frankfurter Altstadt, Stadtplanungsamt der Stadt Frankfurt, Zeichnung von Karl Sippel 1953



Abb. 39, : Wiederaufbau an der Nordseite der Berliner Straße, 1954

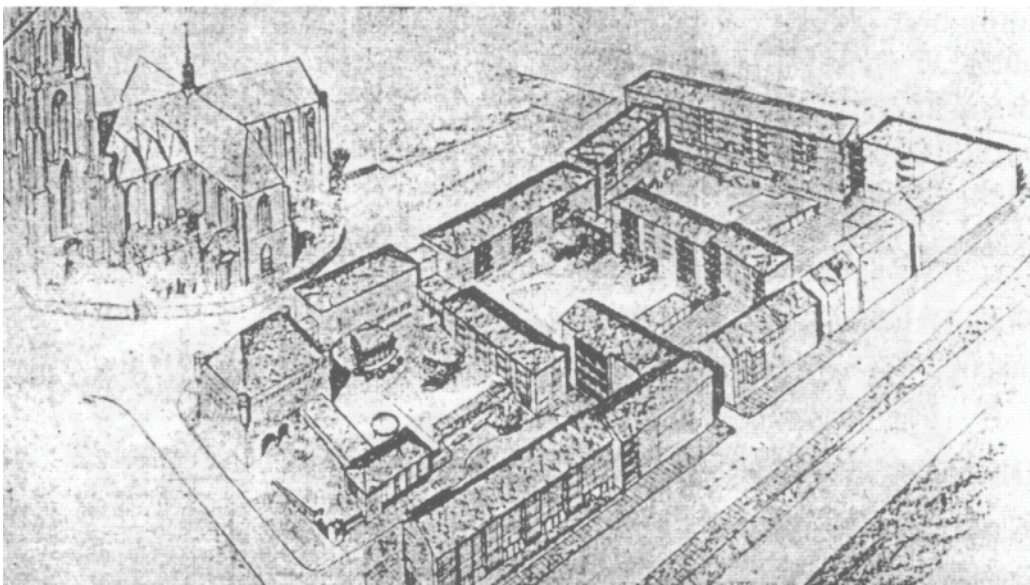


Abb. 40: Vorschlag für die Bebauung südlich des Doms von Massing, Wagner, Meid und Romeick



Abb. 41: Walter Schwagenscheidt und Tassilo Sittmann, Plan für die Nordweststadt Frankfurt, 1959



Abb. 42: Walter Schwagenscheidt und Tassilo Sittmann, Nordwestzentrum, Frankfurt, 1965–1968

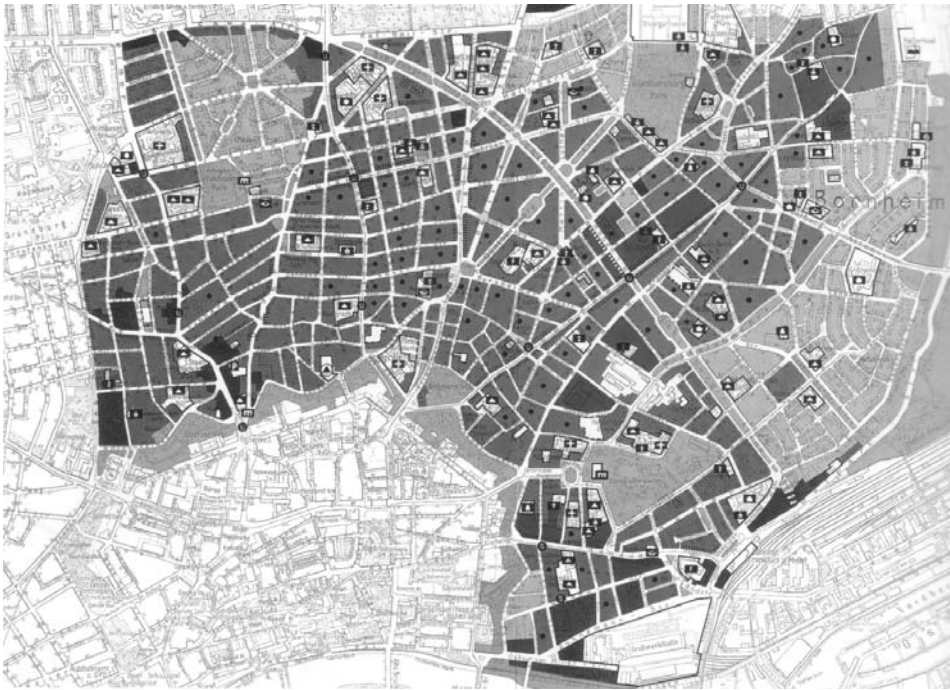


Abb. 43: Stadtteilentwicklungsplan (Strukturplan) Westend II – Nordend – Bornheim – Ostend, 1975

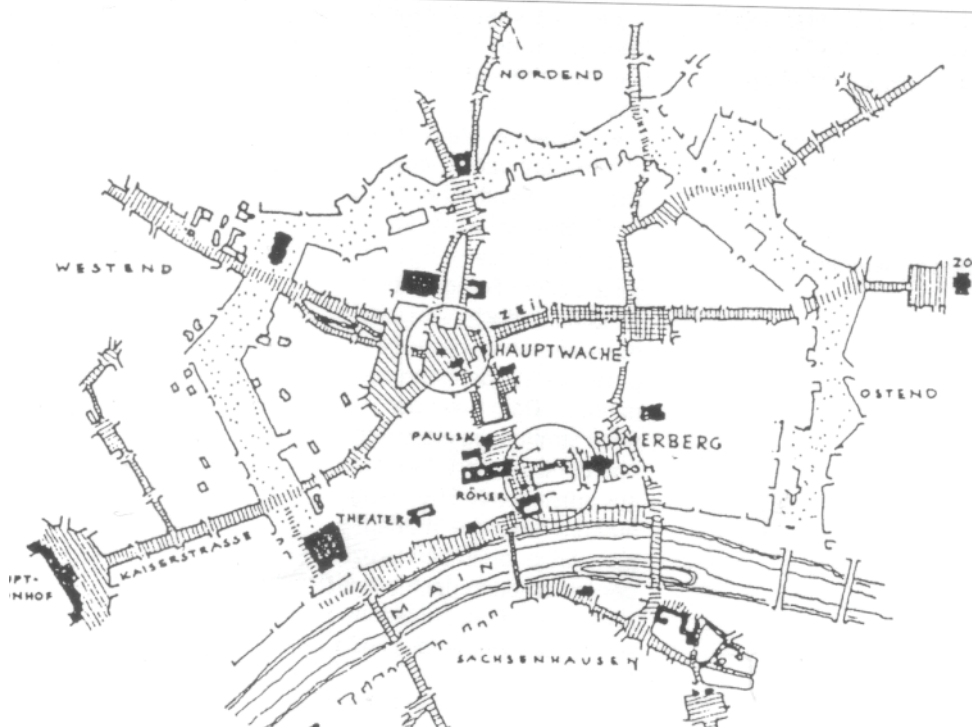


Abb. 44: Geplante Fußgängerzonen in Frankfurt um 1975



Abb. 45: Die Ostteil nach dem Wiederaufbau als «moderne» Straße mit Zeilenbauten, nach 1958

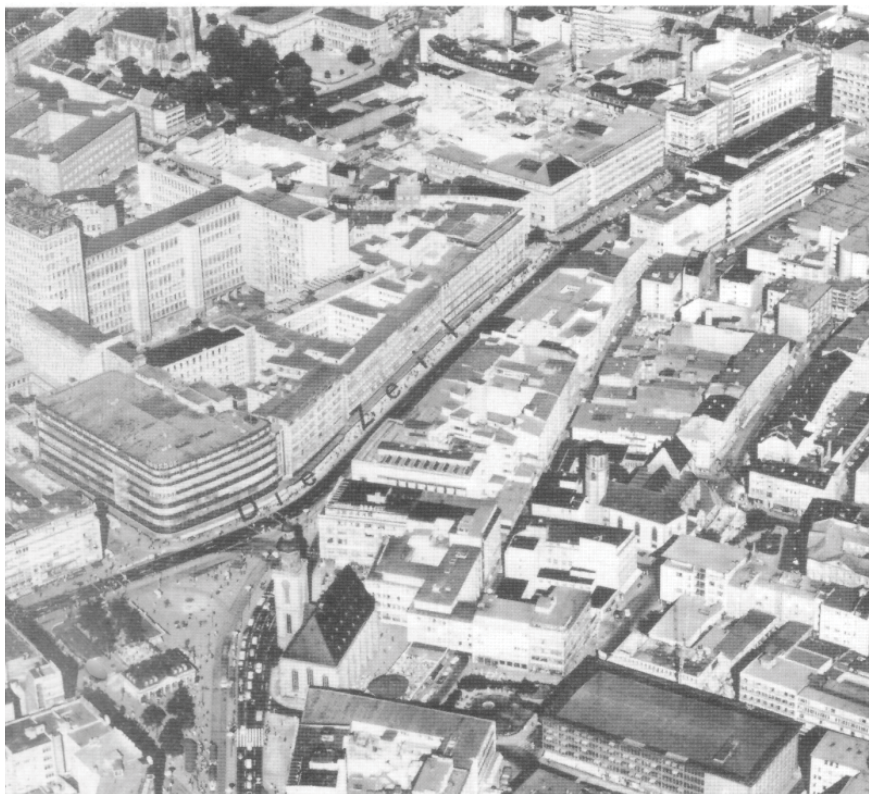


Abb. 46: Die Zeil, 1965



Abb. 47: Plan der Zeil mit den vorgesehenen Zufahrtsrampen für den Tunnel.

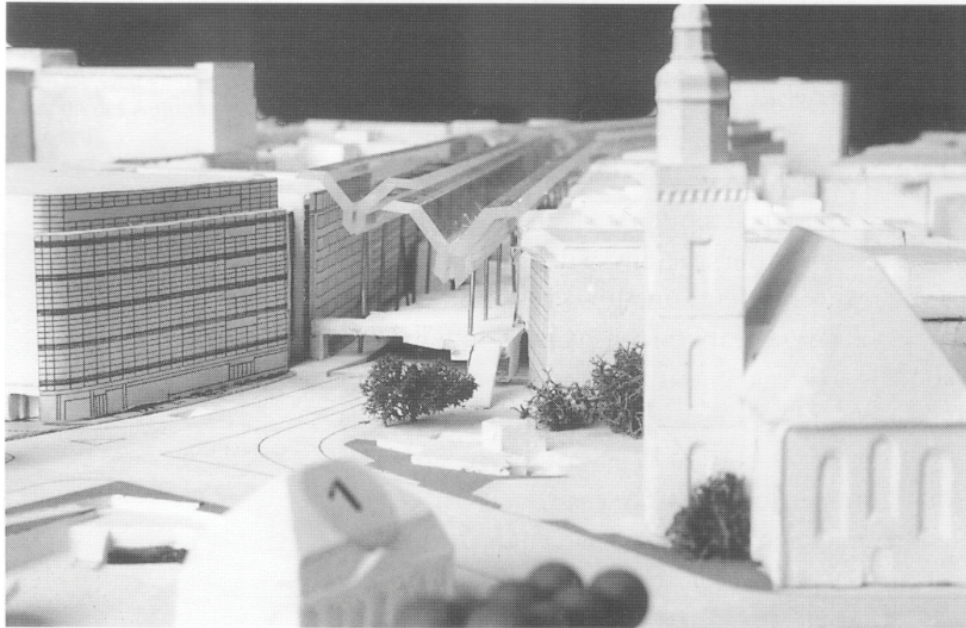


Abb. 48: Wettbewerbsbeitrag von Blechen, Utzmann und Eilingsfeld, 1970

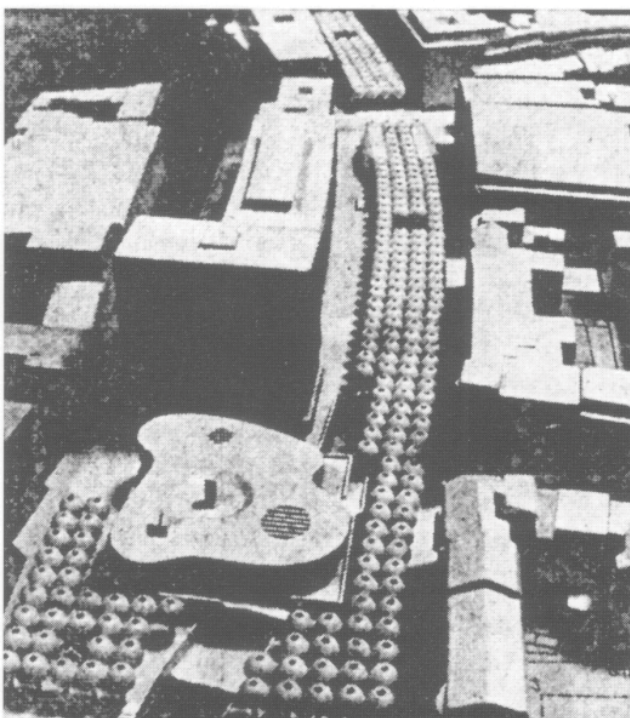


Abb. 49: Wettbewerbsbeitrag von Bangert und Nieper, 1970

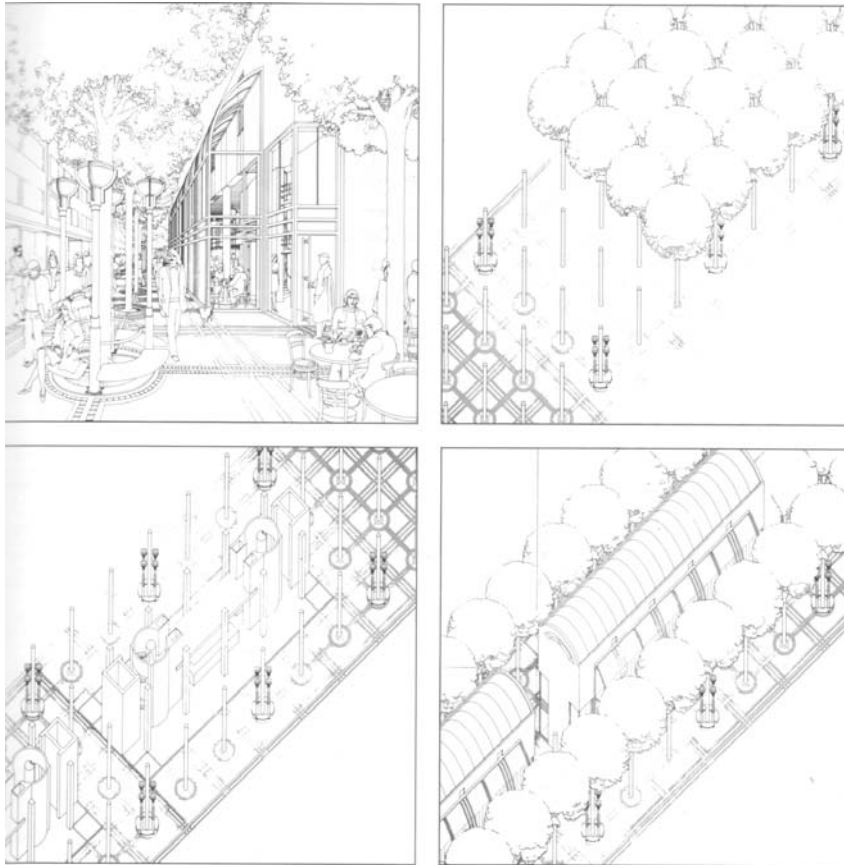


Abb. 50: Entwurf von Bangert und Nieper zur Neugestaltung der Zeil, 1979



Abb. 51: Der «Römer», mit der von Max Mekkel 1889 entworfenen und 1952 rekonstruierten Dreiegiebelfassade



Abb. 52: Luftbild des Bereichs zwischen Dom und Römer nach dem Wiederaufbau des Römers, 1957

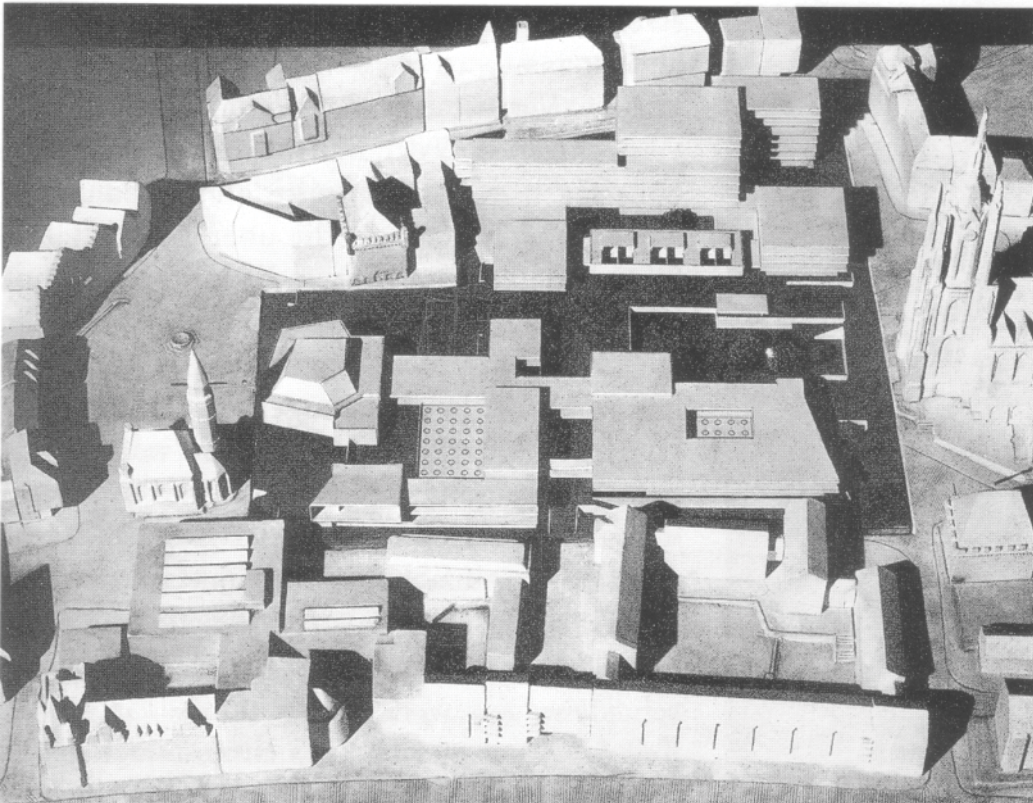


Abb. 53: Bartsch, Thürwächter und Weber, Entwurf für ein Technisches Rathaus und die Kulturinstitutionen «Frankfurt und die Welt», 1962–63



Abb. 54: Luftbild der Innenstadt. Links das Technische Rathaus von Bartsch, Thürwächter und Weber (1972–4), in der Mitte die «Höckerzone», welche durch die Stützen des darunterliegenden Parkhauses gebildet wird.

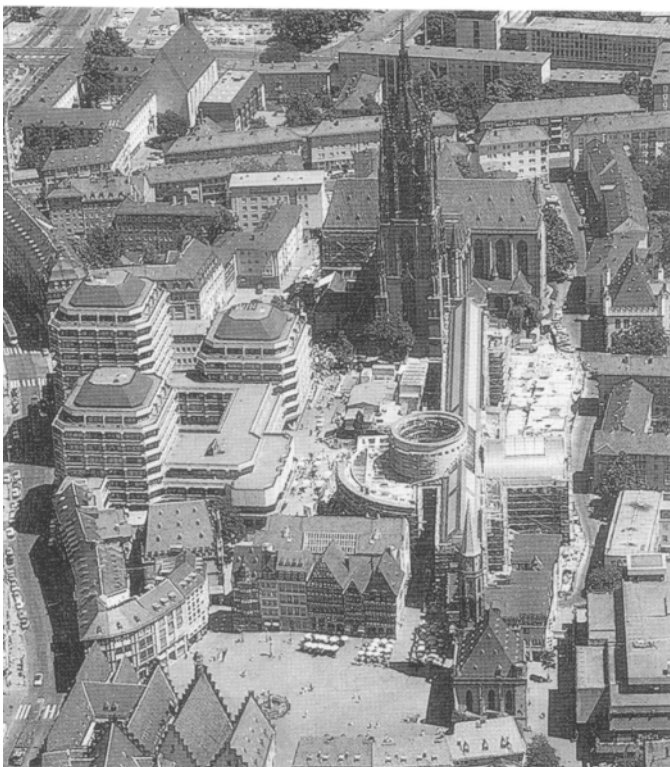


Abb. 55: Die Innenstadt 1986 nach der Fertigstellung der rekonstruierten Ostzeile, den Parallelbauten von BJSS und der sich im Bau befindlichen «Kultur-Schirm».

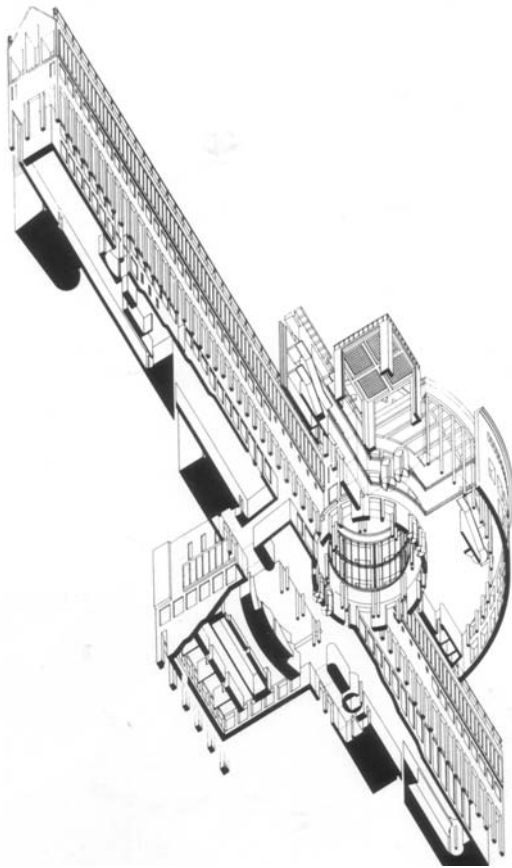


Abb. 56: BJSS, «Kultur-Schirm», Frankfurt, 1980–86, isometrische Gebäudeuntersicht

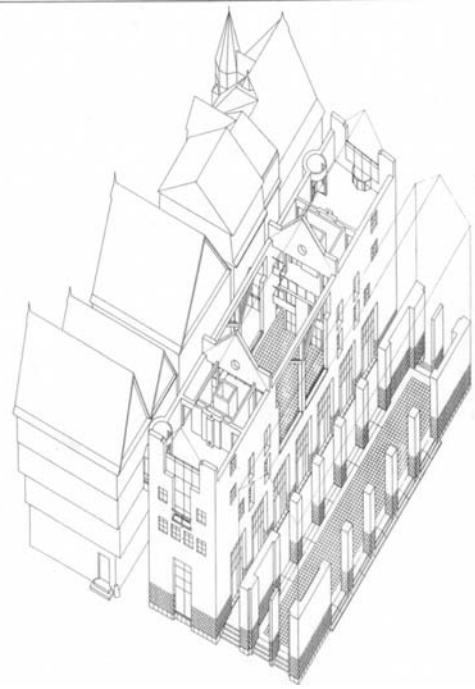


Abb. 57: BJSS, Parallelbauten zur Römerberg Ostzeile, 1981–83, Frankfurt



Südansicht

Abb. 58: BJSS, Entwurf für die Bebauung der Saalgasse, 1980



Abb. 59: Ostzeile des Römerbergs nach der Rekonstruktion unter der Leitung von Schirmacher 1980–84

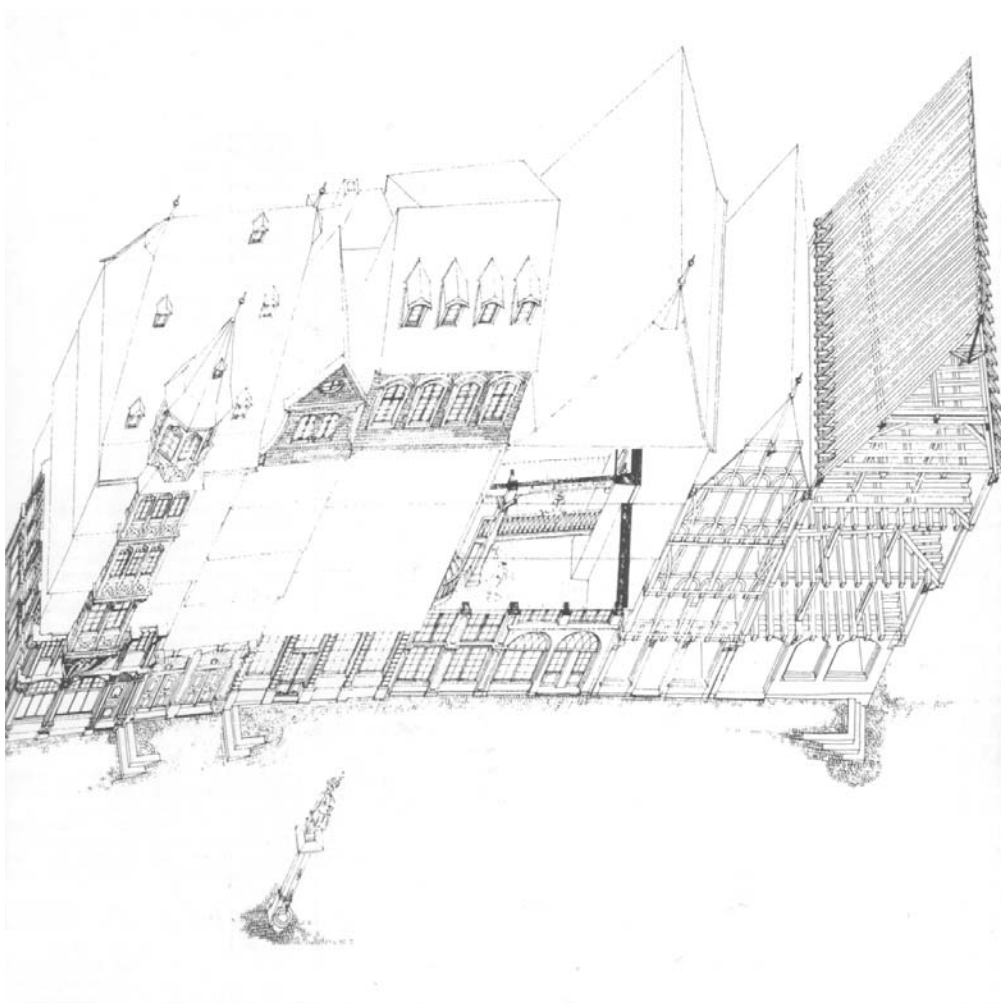


Abb. 60: Isometrie der zu rekonstruierenden Fachwerke der Häuser an der Ostseite des Römerbergs

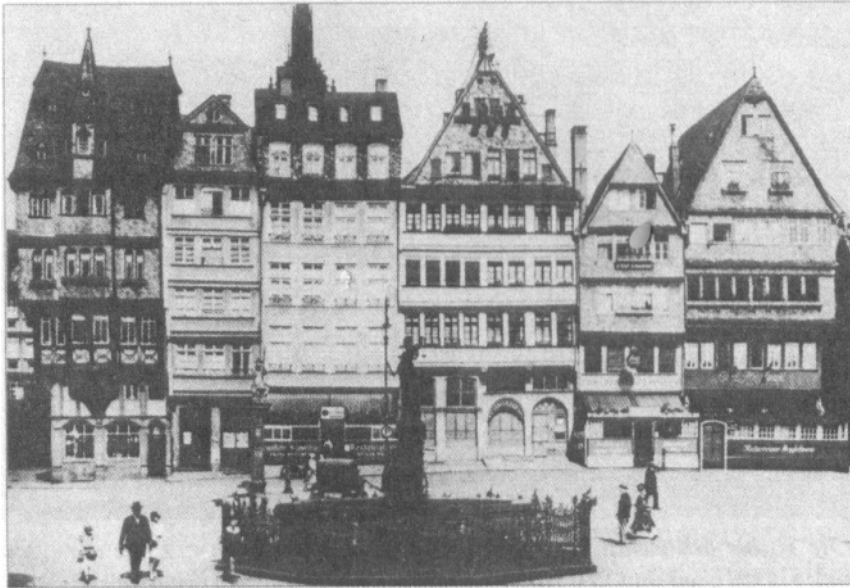


Abb. 61: Die Ostzeile des Römerbergs vor der Zerstörung 1945



Abb. 62: «Handwerker-Höfchen», Frankfurt am Main, Ansicht von 1939

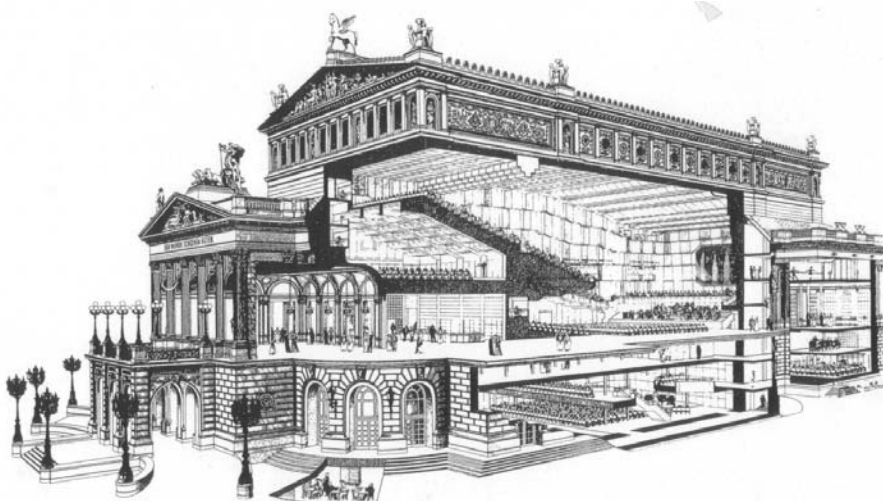


Abb. 63: Braun&Schlockermann, Rekonstruktion der Alten Oper, 1981, Frankfurt am Main, Schnittperspektive

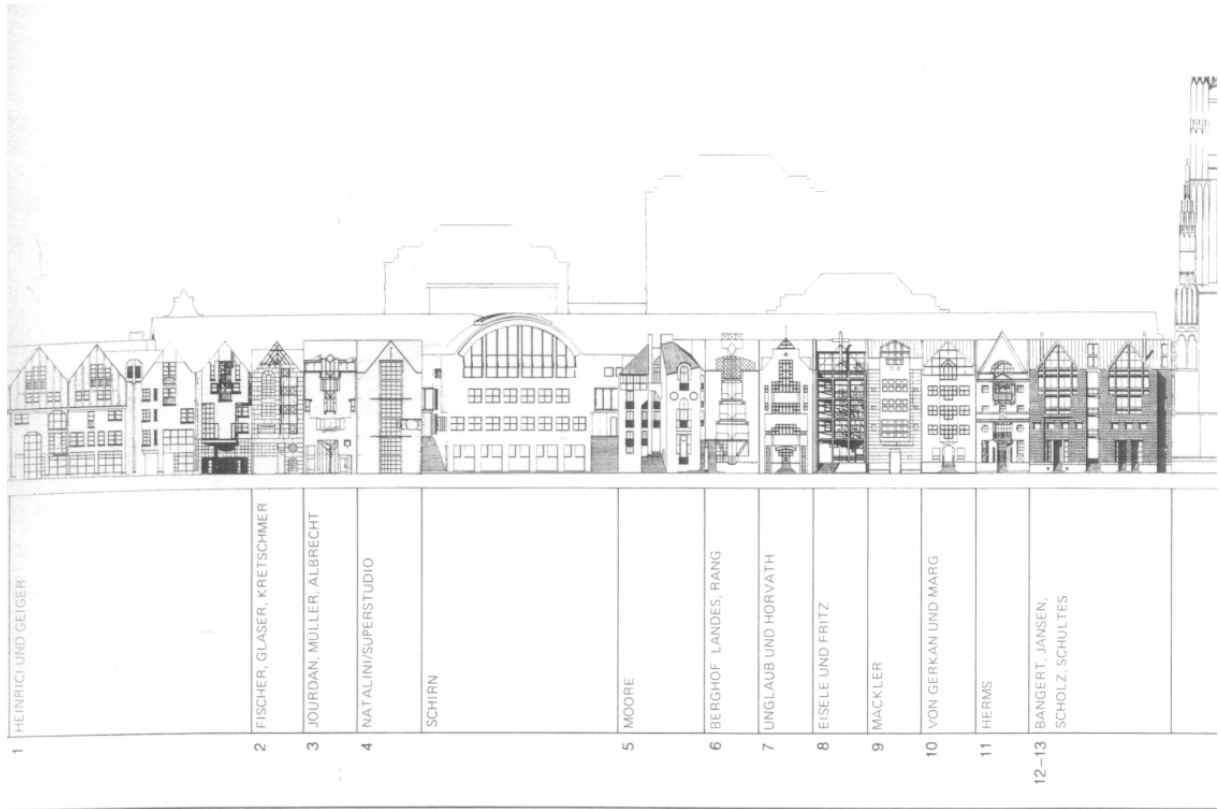


Abb. 64: Aufriss des umgesetzten Plans für die Häuserzeile an der Saalgasse

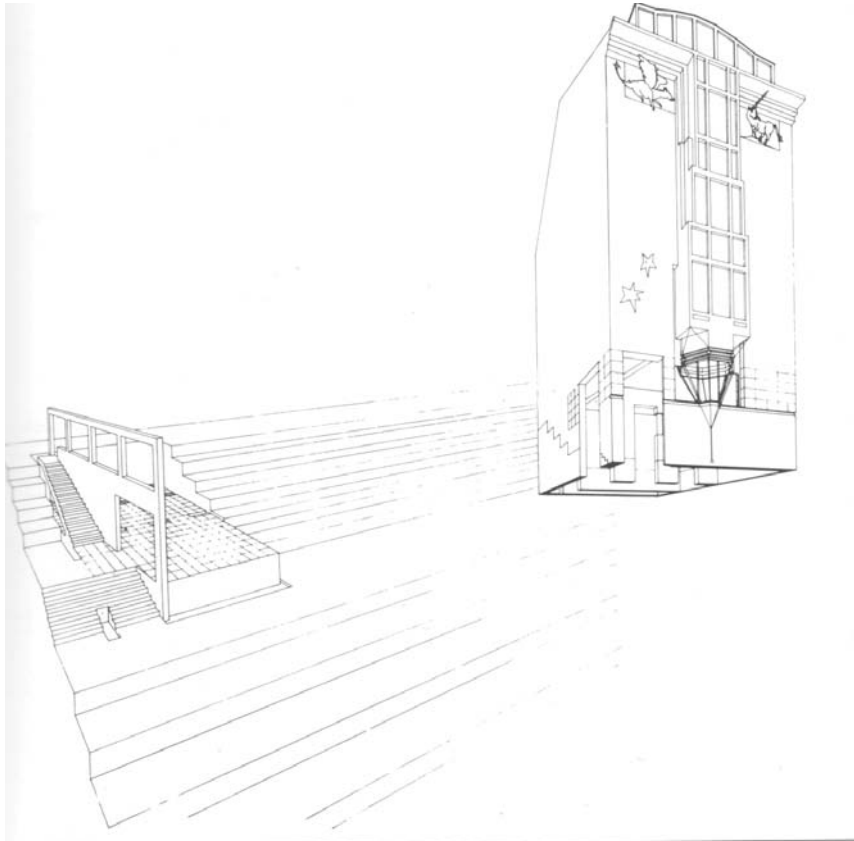


Abb. 65: Berghof, Landes und Rang, Saalgasse 16, Frankfurt, 1984 perspektivische Darstellung

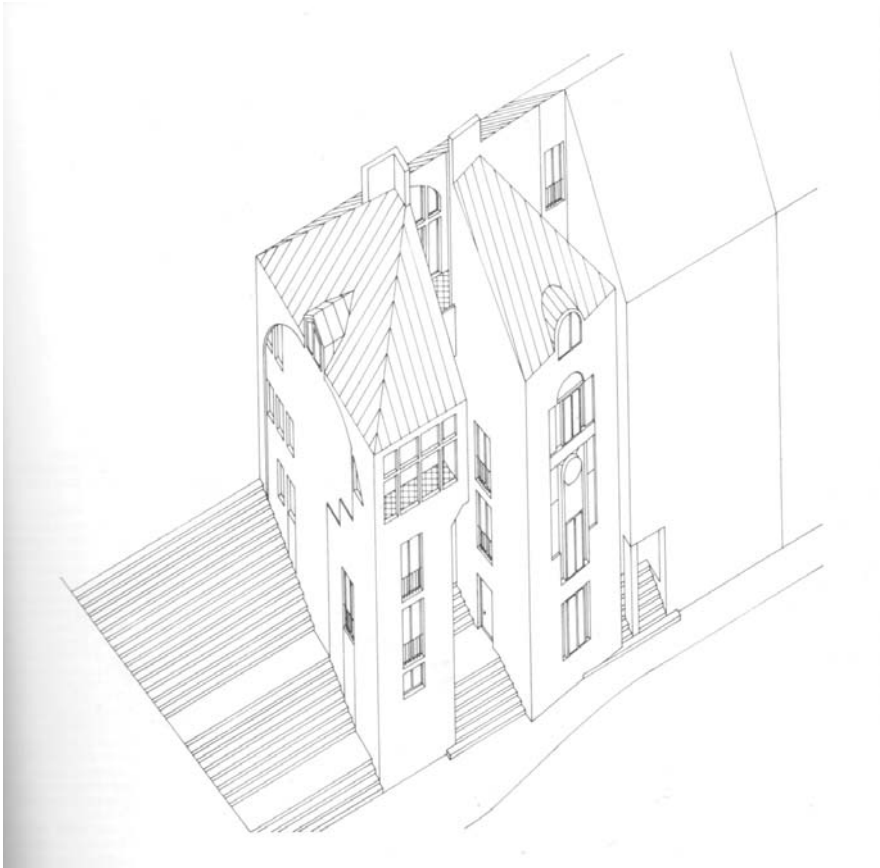


Abb. 66: Charles Moore, Saalgasse 18, Frankfurt, 1984–5, isometrische Darstellung



Abb. 67: Hanig, Scheid und Schmidt, Zwillingstürme der Deutschen Bank, 1979–84, Frankfurt

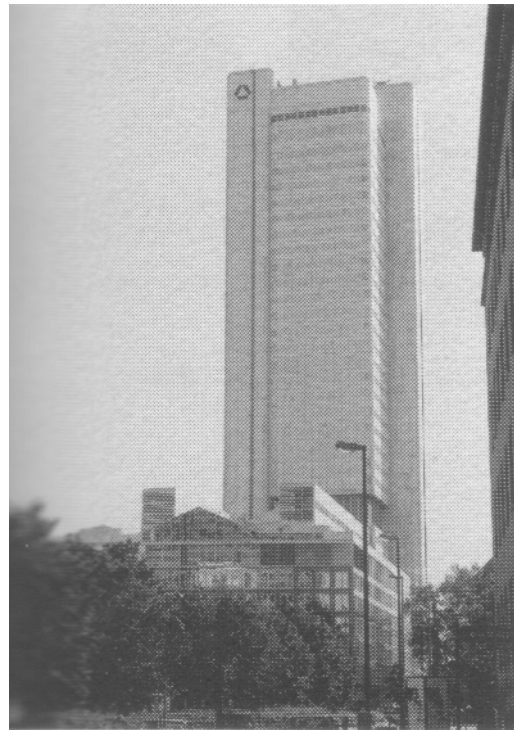


Abb. 68: H. G. Beckert und G. Becker , Dresdner Bank Hochhaus, Frankfurt, 1974–79



Abb. 69: Delleskamp, Malerischer Plan von Frankfurt und seiner Umgebung, 1859–64, Ausschnitt

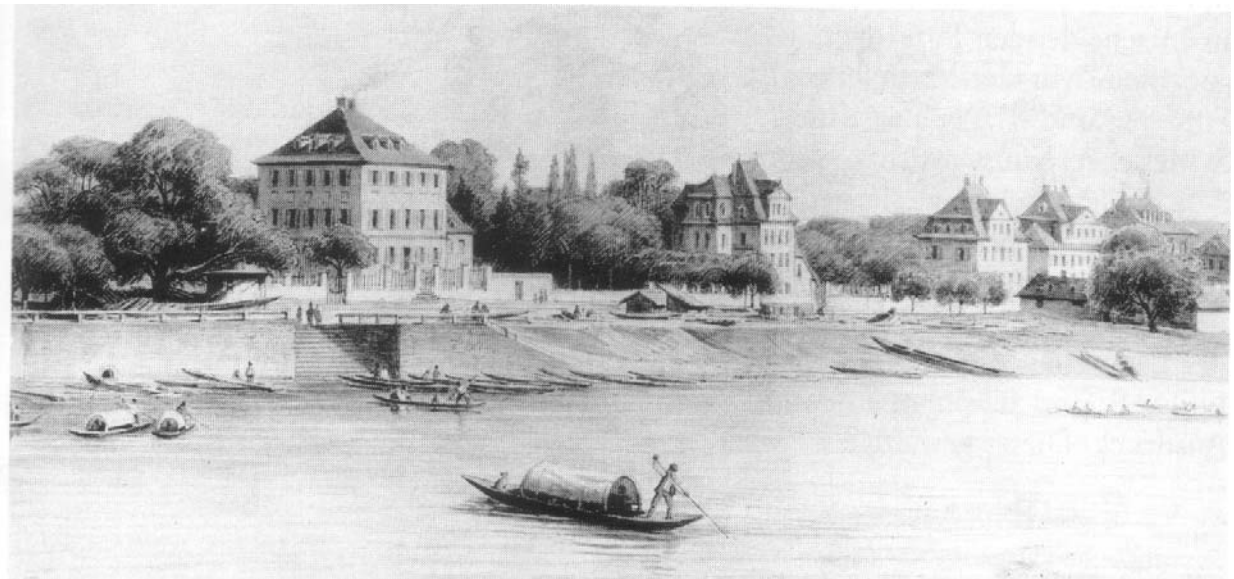


Abb. 70: Karl Heinrich Funk, Schaumainkai, 1852, Aquarell

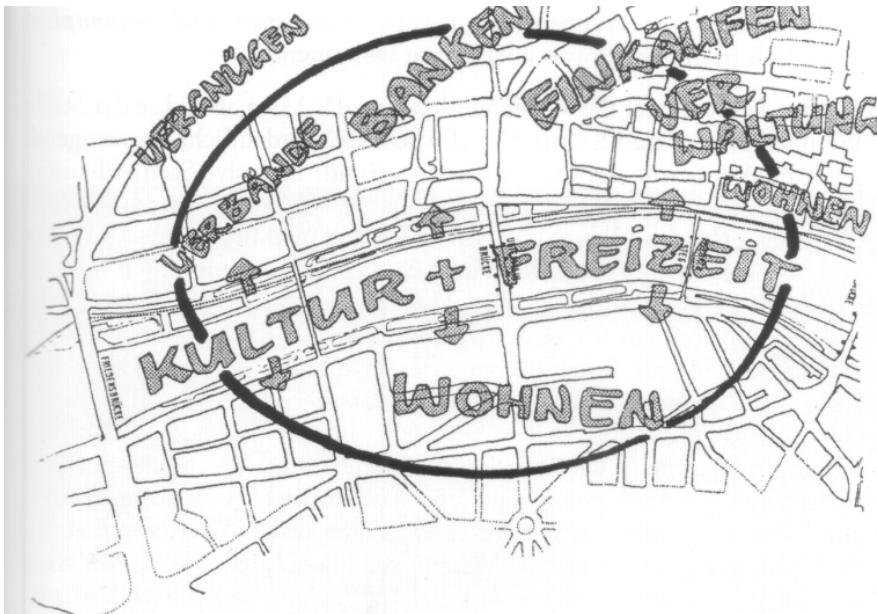


Abb. 71: Konzeptskizze der Flächennutzung in der Frankfurter Innenstadt, Speerplan 1981

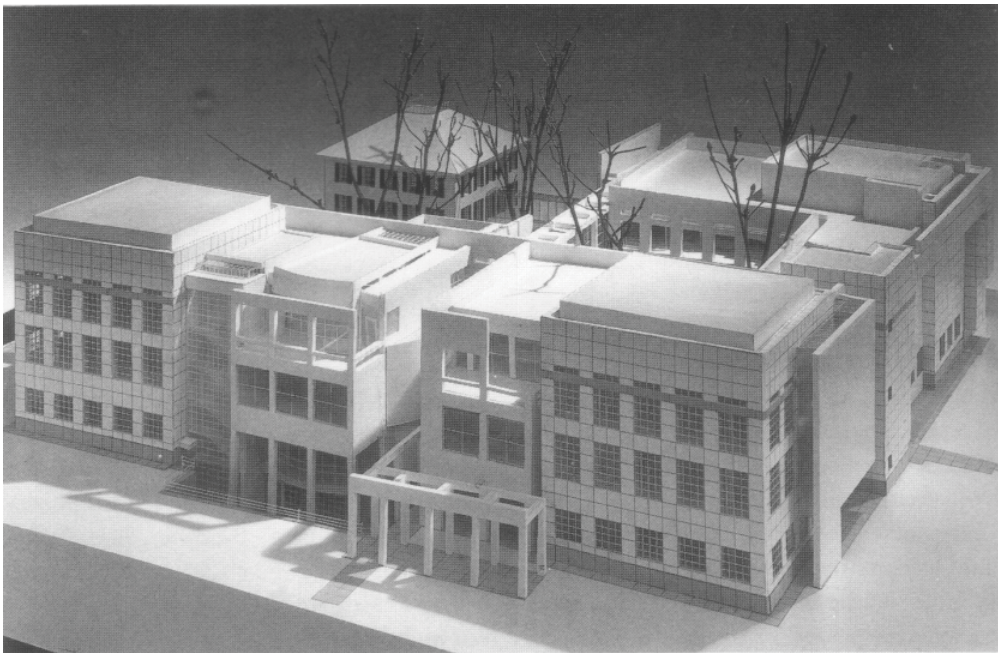


Abb. 72: Richard Meier, Museum für Kunsthandwerk, Frankfurt, 1982–85, Modell

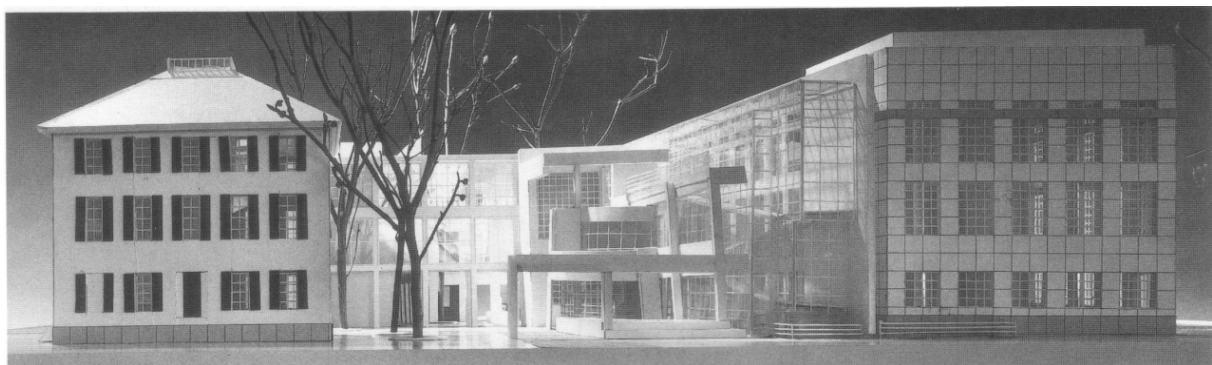


Abb. 73: Richard Meier, Museum für Kunsthandwerk, Frankfurt, 1982–85, Modell

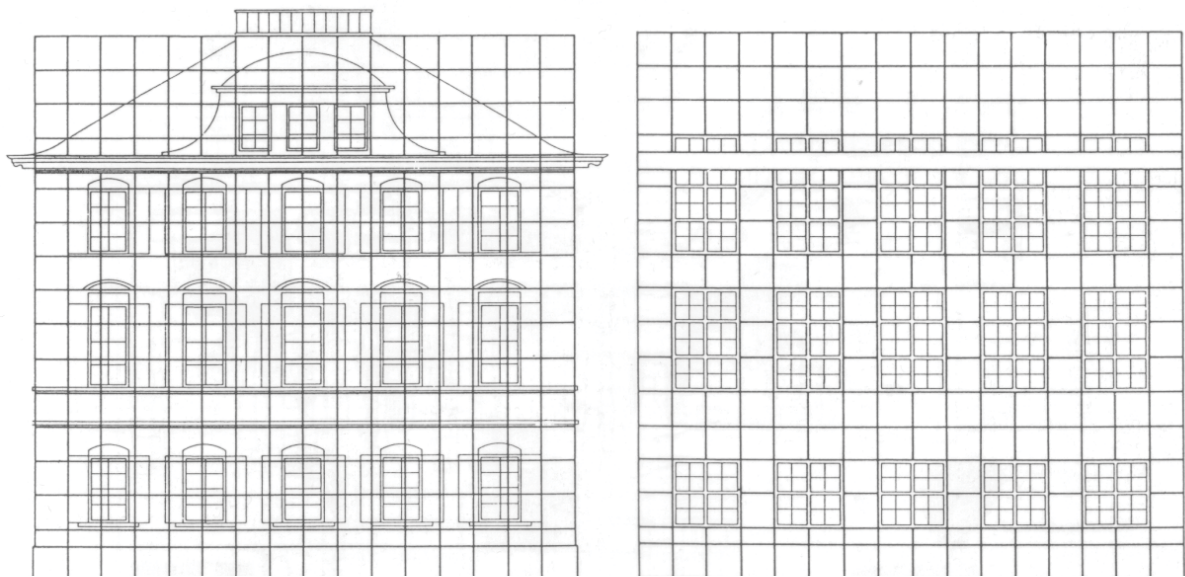


Abb. 74: Richard Meier, Museum für Kunsthandwerk, Frankfurt, 1982–85, Proportionsstudie Alt- und Neubau



Abb. 75: O. M. Ungers, Deutsches Architekturmuseum, Frankfurt, 1984, Straßenansicht

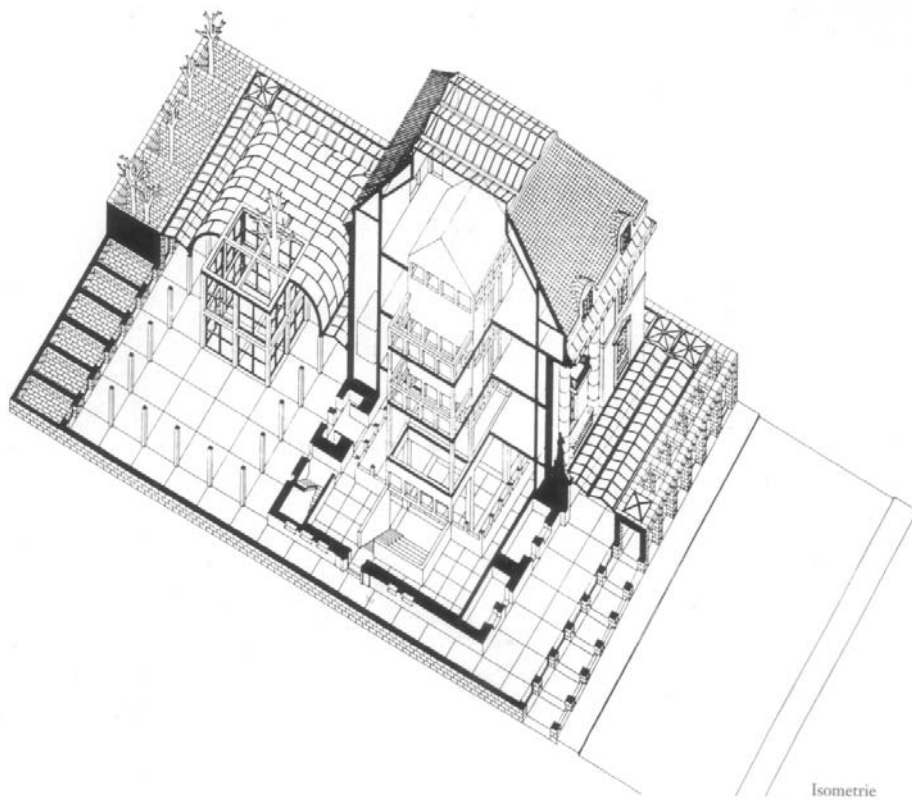


Abb. 76: O. M. Ungers, Deutsches Architekturmuseum, Frankfurt, 1984, Isometrie



Abb. 77: H. Bofinger&Partner, Deutsches Filmmuseum, Frankfurt, 1981–4, Straßenansicht

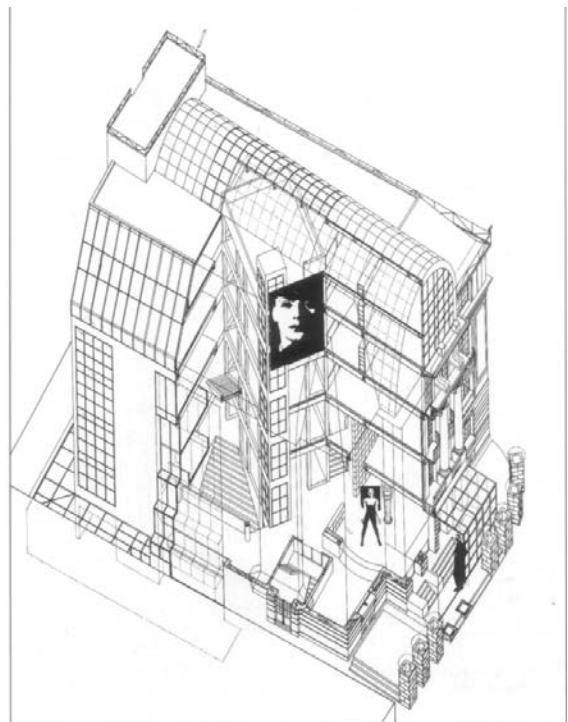


Abb. 78: H. Bofinger&Partner, Deutsches Filmmuseum, Frankfurt, 1981–4, Isometrie

Anhang C: Abbildungsnachweis

- Abb. 1: SCHNEIDER 2000, S. 32
Abb. 2: MÜLLER-RAEMISCH 1998, S. 63
Abb. 3: MÜLLER-RAEMISCH 1998, S. 64
Abb. 4: MÜLLER-RAEMISCH 1998, S. 70
Abb. 5: MÜLLER-RAEMISCH 1998, S. 71
Abb. 6: DÜWEL/GUTSCHOW 2001, S. 200
Abb. 7: DÜWEL/GUTSCHOW 2001, S. 200
Abb. 8: MÜLLER-RAEMISCH 1998, S. 82
Abb. 9: MÜLLER-RAEMISCH 1998, S. 83
Abb. 10: KRIER 1975, S. 210
Abb. 11: KRIER 1975, S. 211
Abb. 12: LE CORBUSIER 1929, S. 245
Abb. 13: JENCKS 1977, S. 9
Abb. 14: KLOTZ 1985.1, S. 177
Abb. 15: VENTURI/SCOTT-BROWN/IZENOUR 1977, S. 88
Abb. 17: KLOTZ 1985.1, S. 162
Abb. 16: VENTURI/SCOTT-BROWN/IZENOUR 1977, S. 89
Abb. 18: KLOTZ 1985.1, S. 136
Abb. 19: KLOTZ 1985.1, S. 138
Abb. 20: KLOTZ 1985.1, S. 140
Abb. 21: KLOTZ 1985.1, S. 138
Abb. 22: KLOTZ 1985.1, S. 170
Abb. 23: MÜLLER-RAEMISCH 1998, S. 118
Abb. 24: MÜLLER-RAEMISCH 1998, S. 119
Abb. 25: KAT. AUSST. DENKMALJAHR 1975, Umschlag
Abb. 26: KAT. AUSST. DENKMALJAHR 1975, S. 11
Abb. 27: KAT. AUSST. DENKMALJAHR 1975, S. 11
Abb. 28: DURTH/GUTSCHOW 1998, Bd. 2, S. 998
Abb. 29: DURTH/GUTSCHOW 1998, Bd. 2, S. 759
Abb. 30: DURTH/GUTSCHOW 1998, Bd. 2, S. 800
Abb. 31: <http://www.kunstgeschichte-ejournal.net/discussion/2009/kraemer/dippArticle-10.jpg>
(09.07.2010)
Abb. 32: FALSER 2008.1, S. 139
Abb. 33: FALSER 2008.1, S. 139
Abb. 34: ENGELBERG-DOČKAL 2007, S. 2
Abb. 35: DURTH/GUTSCHOW 1998, Bd. 2, S. 473
Abb. 36: MÜLLER-RAEMISCH 1990, S. 340
Abb. 37: MÜLLER-RAEMISCH 1990, S. 61
Abb. 38: MÜLLER-RAEMISCH 1990, S. 63
Abb. 39: MÜLLER-RAEMISCH 1990, S. 69
Abb. 40: MÜLLER-RAEMISCH 1990, S. 70
Abb. 41: MÜLLER-RAEMISCH 1990, S. 133
Abb. 42: MÜLLER-RAEMISCH 1990, S. 144
Abb. 43: MÜLLER-RAEMISCH 1990, S. 234
Abb. 44: MÜLLER-RAEMISCH 1990, S. 357
Abb. 45: MÜLLER-RAEMISCH 1990, S. 363
Abb. 46: MÜLLER-RAEMISCH 1990, S. 362
Abb. 47: MÜLLER-RAEMISCH 1990, S. 364
Abb. 48: MÜLLER-RAEMISCH 1990, S. 366

Abb. 49: MÜLLER-RAEMISCH 1990, S. 366
Abb. 50: MAGISTRAT DER STADT FRANKFURT 1985, S. F–1
Abb. 51: PIA Stadt Frankfurt am Main, Foto: Bernd Wittelsbach
Abb. 52: MÜLLER-RAEMISCH 1990, S. 341
Abb. 53: MÜLLER-RAEMISCH 1990, S. 344
Abb. 54: MAGISTRAT DER STADT FRANKFURT 1980, S. 21
Abb. 55: MÜLLER-RAEMISCH 1990, S. 347
Abb. 56: LAMPUGNANI 1990, S. 71
Abb. 57: MAGISTRAT DER STADT FRANKFURT 1985, S. 23-1
Abb. 58: MAGISTRAT DER STADT FRANKFURT 1980, S. 49
Abb. 59: PIA Stadt Frankfurt am Main, Foto: Tanja Schäfer
Abb. 60: MAGISTRAT DER STADT FRANKFURT 1985, S. 23-R
Abb. 61: BARTETZKO 1986.2, S. 119
Abb. 62: <http://www.altfrankfurt.com/altstadt/DomWest/Handwerkerhoefchen> (09.07.2010)
Abb. 63: MAGISTRAT DER STADT FRANKFURT 1980, S. A–O
Abb. 64: KLOTZ 1985.2, S. 41
Abb. 65: MAGISTRAT DER STADT FRANKFURT 1985, S. 23–16
Abb. 66: MAGISTRAT DER STADT FRANKFURT 1985, S. 23–18
Abb. 67: KALUSCHE 1997, S. 87
Abb. 68: KALUSCHE 1997, S. 79
Abb. 69: WIESE 2008, S. 159
Abb. 70: WIESE 2008, S. 161
Abb. 71: WIESE 2008, S. 167
Abb. 72: LAMPUGNANI 1990, S. 114
Abb. 73: LAMPUGNANI 1990, S. 114
Abb. 74: LAMPUGNANI 1990, S. 107
Abb. 75: LAMPUGNANI 1990, S. 138
Abb. 76: LAMPUGNANI 1990, S. 139
Abb. 77: LAMPUGNANI 1990, S. 124
Abb. 78: LAMPUGNANI 1990, S. 125

Anhang D: Abstract

Die Unzufriedenheit mit der Moderne hatte in den Siebzigern einen Höhepunkt erreicht, die «Grenzen des Wachstums» (Meadows) waren immer stärker sicht- und wahrnehmbar geworden. In Anbetracht der gebauten Umwelt nach dem Wiederaufbau und drei Jahrzehnten modernen Städtebaus war auch die Unzufriedenheit mit der Architektur der Moderne und der Gestalt der Städte gewachsen. Die Stadtkritik in den siebziger Jahren beklagte vor allem die Verwechselbarkeit der Bauten aufgrund geographisch-regionaler und geschichtlicher Bezugslosigkeit der Architektur, das Primat des motorisierten Verkehrs in der Planung und die Unmenschlichkeit der Städte aufgrund des Verlusts des menschlichen Maßstabs in der Planung. Daraus folgte die Feststellung eines Urbanitäts- und Identitätsverlustes der Stadt, oder gar eines Verlusts der Stadt an sich.

Als Reaktion auf deren konstatierten Verlust wurde in Frankfurt am Main um 1980 der Versuch unternommen Urbanität und Identität zu schaffen und dadurch die Stadt neu zu beleben und ihr Vorteile in der härter werdenden Städtekonkurrenz zu verschaffen. Einen ersten Schwerpunkt bildete dabei der Versuch der Wiederbelebung des öffentlichen Raums durch dessen Ausrichtung auf die Bedürfnisse der Fußgänger, wurde doch das rege öffentliche Leben in der Stadt Voraussetzung für die Entstehung von Urbanität betrachtet. Eine zweite Strategie bestand in der Inszenierung lokaler Geschichte und historischer Stadtformen durch die Rekonstruktion von im Krieg zerstörten Bauten und die Errichtung von die ehemalige Stadtstruktur nachempfindenden Bauten, die im Zusammenhang der allgemeinen Tendenz einer verstärkten Zuwendung zur Vergangenheit zu sehen ist. Als dritte Strategie ist die städtische Kulturinitiative zu Beginn der achtziger Jahre zu betrachten: Durch die Errichtung einer großen Anzahl von Museen sollten das Image und die Identität der Stadt gewandelt werden, während die «Kultur für alle» zur Bildung der Bürger und damit auch zur Entstehung von Urbanität beitragen sollte. Diese stadtentwicklerischen Konzepte und architektonischen Interventionen waren in ihrer Art und Motivation nicht singulär in Deutschland, doch gerade die Kombination der verschiedenen Konzepte und die Konsequenz ihrer Umsetzung machen Frankfurt zu einem interessanten Studienobjekt um die Methoden und Ideen der postmodernen Urbanitäts- und Identitätsstiftung zu untersuchen.

Nachdem in den frühen achtziger Jahren die Architektur wiederum das Primat in der Stadtplanung für sich beanspruchte, kann vor dem Hintergrund des Ideenhorizonts der zu betrachtenden Zeit, die Frage nach der Schaffung von Urbanität und urbaner Identität durch architektonische Mittel gestellt werden, selbst wenn sich in der seither verstrichenen Zeit verbreitet die Ansicht durchgesetzt hat, dass diese Phänomene nicht alleine durch architektonische Maßnahmen geschaffen werden können. In diesem Sinne ist diese Arbeit eine Untersuchung der beabsichtigten und postulierten

Wirkung von städtebaulichen und architektonischen Projekten, weshalb die Fragestellungen und Ambitionen der Planer aufgenommen, betrachtet und kritisch hinterfragt werden sollen.

Anhang E: Lebenslauf

Ulrich Martin Stauffacher

Kontakt: ueli.stauffacher@bluewin.ch

Geboren am 29.05.1983 in Basel, Schweiz

Ausbildung

- | | |
|-----------|--|
| 1993–1998 | Gymnasium Leonhard, Basel, Schweiz |
| 1998–1999 | Freeport Senior High School Freeport, Florida, USA |
| 1999–2001 | Gymnasium Leonhard, Basel, Schweiz |
| 2001 | Matura (Typus D, Neusprachlich) am Gymnasium Leonhard in Basel, Schweiz |
| 2003–2005 | Studium der Architektur an der Eidgenössischen Technischen Hochschule
Zürich, Schweiz |
| 2005–2010 | Studium der Kunstgeschichte an der Universität Wien, Österreich |

Fremdsprachen

Ausgezeichnete Englischkenntnisse in Wort und Schrift

Sehr gute Französischkenntnisse in Wort und Schrift

Gute Italienischkenntnisse in Wort und Schrift

Praktika und Berufstätigkeit

- | | |
|-----------|--|
| 2001 | Reederei Frank Dahl, Cuxhaven, Deutschland |
| 2002 | UBS AG, Basel Schweiz, Sektion Nachrichtenlose Vermögen |
| 2005–2010 | Theologischer Verlag Zürich TVZ, Zürich, Schweiz
(Projektarbeit, monatsweise) |